Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike



Das Pfarrhaus in Cleversulzbach
(nach einer alten Lithographie)

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike

Herausgegeben
von Dr. Heinz Kindermann

Mit drei Bildbeigaben
und zwei Brieffaksimiles

Verlegt von Strecker und Schröder in Stuttgart
1919

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Zum Geleit

Der Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike wurde schon 1885 von Jakob Bächtold veröffentlicht, zu einer Zeit, da der Herausgeber im Vorwort noch erklären mußte: „Mörike und Kurz, zwei der edelsten und liebenswürdigsten Dichtergestalten des Jahrhunderts ..., harren noch immer des vollen Kranzes, den ihnen die Nachwelt schuldet.“ Diese Sachlage hat sich seither sehr geändert: Mörikes Lebenswerk ist — dank den Vertonungen von Hugo Wolf — Gemeingut aller gebildeten Deutschen geworden, er gilt nach Goethe als unser größter Lyriker. Mit Kurz hat es die öffentliche literarische Meinung bis jetzt noch nicht so gut gewollt, obwohl auch er ein besseres Los verdient hätte. Doch ist erfreulicherweise sein Ansehen im Steigen begriffen. Die Bemühungen Paul Heyses, Isolde Kurzens, Hermann von Fischers und mancher anderen Gelehrten, wie auch die Werbetätigkeit des Schwäbischen Schillervereins wirken rastlos fort, um das Verständnis für Kurz weiten Kreisen zugänglich zu machen.

Diese gerechtere Wertung und auch die Fortschritte, welche seither auf dem Gebiet der Briefedition gemacht wurden, ließen die Arbeit Bächtolds für eine Neuausgabe als unbenützbar erscheinen. Vor allem mußte textkritisch — im Gegensatz zu der in Bächtolds Zeit scheinbar noch üblichen Lässigkeit — mit streng philologischer Sorgfalt vorgegangen werden. So konnte der infolge sehr kleiner Schrift und fließenden Papiers mitunter schwer lesbare Text auf Grund von Handschriftenvergleichung vielfach richtiggestellt werden. Große, aus mehreren Teilen bestehende Briefe, die Bächtold, ohne dies genügend zu

motivieren, doppelt und dreifach gezählt hatte, wurden wieder vereinigt und falsch eingereihte Briefe an die ihnen gebührende Stelle gerückt. Vor allem aber wurden jene vielen Briefteile und ganzen Briefe, die vom ersten Herausgeber ziemlich wahllos weggelassen worden waren, ergänzt, so daß der vorliegende Neudruck alles Vorhandene vollständig enthält. So beträgt nach dieser Neuordnung die Gesamtzahl der Briefe fünfzig, von denen siebzehn auf Mörike und dreiunddreißig auf Kurz entfallen. Die Orthographie der Briefe wurde der neuen Rechtschreibung angepaßt.

Die dem Text der Briefe vorangestellte Einführung: „Kurz und Mörike" will in ihrer Charakterisierung der beiden Dichter als Briefschreiber das innere Verstehen des Briefwechsels erleichtern.

Diesem Zweck dient auch der Anmerkungenapparat (Fußnoten), der alle dem Fernerstehenden sonst nur schwer verständlichen Anspielungen aufklären soll. Auch wurde der hauptsächliche Inhalt einzelner verlorengegangener Briefe, wichtiger Gespräche und Auseinandersetzungen rekonstruiert und in der Form von kurzen Überleitungen zwischen die betreffenden Briefe eingefügt, so daß der vorliegende Text einen geschlossenen Ideenkreis darstellt.

Ferner wurden den Briefen jene Gedichte (meist in anderen Fassungen, als wir sie heute zu lesen pflegen) hinzugefügt, die die beiden Freunde einander mit den Briefen sandten und gegenseitig darin kritisierten. Sie dürften als Anschauungsmaterial an Ort und Stelle willkommen sein. Ähnlichem Bestreben dient auch der Anhang. Schon Bächtold hatte dem Briefwechsel die beiden in den Briefen ausführlich besprochenen Verserzählungen von Kurz: „Der Blättler" und „Die Reise ans Meer", deren letztere in keine der beiden Ausgaben von Kurzens Werken aufgenommen wurde, angegliedert. Dies durfte um so mehr beibehalten werden, als der Epilog zur „Reise ans Meer" Kurzens poetisches Glaubensbekenntnis enthält. Auch den beiden Versnovellen wurde eine kurze, erläuternde Einführung vorangeschickt.

Für tatkräftigste Unterstützung bei all diesen Herausgeberarbeiten habe ich vor allem dem Direktor der Württembergischen Landesbibliothek, Herrn Prof. Dr. Bonhöffer, dem ehemaligen Direktor des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs, Herrn Geheimrat Prof. Dr. von Öttingen, und insbesondere dem Archivar daselbst, Herrn Prof. Dr. Wahle, bestens zu danken[1]. Ich bin ferner Fräulein Dr. Isolde Kurz für die gütige Erlaubnis, einen in ihrer Kurz-Biographie erstmalig abgedruckten Brief Mörikes in meine Ausgabe übernehmen zu dürfen, und ebenso dem Vorstand des Marbacher Schillermuseums, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto von Güntter, sowohl für die gütige Erlaubnis, das von ihm erstmalig im Jahresbericht des „Schwäbischen Schillervereins" 1912/13 veröffentlichte „Gespräch auf dem Kirchhof zu Cleversulzbach" abdrucken zu dürfen, als auch für die freundliche Überlassung einer Zeichnung Mörikes zur Wiedergabe sehr verpflichtet. — Auch schulde ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Walter Brecht (Wien), der mir mit manchem Rat hilfreich zur Seite stand, großen Dank. Schließlich gebührt mein Dank aber auch noch meiner Kollegin Fräulein Lisl Angerer, die mir ihre Hilfe bei der Überprüfung des Textes zuteil werden ließ.

Im Hinblick auf den Zeitpunkt aber, zu dem die vorliegende Ausgabe erscheint, würde ich wünschen, der geistige Reichtum dieses Briefwechsels möge mit ein kleiner Bestandteil jenes ungeheuren Schatzes an deutschen Kunst- und Kulturdenkmälern werden, der dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit offenbart und es anspornt zu mutigem Neuaufbau, zu stetem Ringen um eine deutsche Weltgeltung.

Wien, 20. Februar 1919.

Dr. Heinz Kindermann.

[1] Die Kurz-Briefe werden von der Württembergischen Landesbibliothek, die Mörike-Briefe vom Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv verwahrt.

Kurz und Mörike

Briefe sind subjektivste Lebensäußerungen. Mögen die in Dichtungen dargestellten Lebensprobleme und Gefühlsregungen noch so sehr der eigensten Veranlagung des Urhebers entsprungen sein, sie werden stets — sofern sie auf Allgemeingeltung Anspruch erheben — eine gewisse Summe von Objektivitätswerten in sich bergen. Dichtung stellt psychisch Erlebtes hinaus vor aller Augen, rechnet naturgemäß mit dem Urteil der Mit- und Nachwelt. Briefe aber sind individuellste Persönlichkeitsäußerungen, weil sie kein Veröffentlichen, sondern nur eine Zwiesprache bedeuten, weil ihr vorbestimmter Leser nicht ein unbekanntes Publikum, sondern ein dem Schreiber in seiner Wesenseigenart meist Wohlbekannter ist.

Die Romantiker freilich haben einander „offizielle Briefe" geschrieben, die in ihrer ganzen, mitunter etwas aufdringlichen Diktion schon deutlich ein Schielen nach dem Publikum erkennen lassen. So sehr nun aber Mörike in seinen dichterischen Anfängen in starkem Zusammenhang mit der Romantik steht, so sehr widerstrebt es seiner völlig privat gerichteten und in dieser Eigenschaft vielmehr Goethe sich nähernden Natur, die Mitwelt, ja selbst auch seine nächste Umgebung, ganz in ihn hineinsehen zu lassen.

Von Jugend an war für Mörike die stete Berührung mit Freunden zur Lebensnotwendigkeit geworden und war es selbst in jenen Zeiten geblieben, in denen die enge Verbindung mit Frauen sein ganzes Gefühlsleben in Anspruch nahm. Nur ganz wenige Auserwählte waren es, denen er sich ganz anschloß: ihnen aber wahrte er lebenslang die Treue. Mit

größter Zaghaftigkeit näherte er sich bisher Unbekannten; hatte er sie aber im Tiefsten als ihm kongeniale Naturen erkannt, war der Bann der Fremdheit gebrochen, dann widmete er sich ihnen mit aller Innigkeit, die ja gerade in regstem Briefaustausch ihren Ausdruck findet. Das „laute Lieben" freilich meidet er: über allen seinen Freundesbriefen liegt der feine Schleier eines fast weiblichen Taktempfindens, das Überschwenglichkeiten fernzuhalten und stets äußerste Rücksicht auf die Empfindungswelt des Empfängers zu nehmen weiß. Man könnte jene sanfte Auffassung menschlichen Treuverhältnisses nicht besser charakterisieren, als Mörike selbst es in einem Brief an den Pfarrer Wilhelm Hartlaub (29. Mai 1840) tut: „Neulich, als ich auf einem Spaziergang über den Hügel an Dich dachte, fiel mir ein, es wäre schön, wenn es zum Kultus der Freundschaft gehörte, daß zwei, die sich für immer verbanden, jeder eine zierliche Hängelampe an einem stillen Ort des Hauses aufgehangen hätte, die immer an dem ersten Tag jedes Monats mit frischem Öl versehen und zum Andenken des Entfernten angezündet würde."

Damit aber offenbart er auch seine ganze Art, mit Menschen zu verkehren, seine Sehnsucht nach der Einsamkeit. „Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen miteinander manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und der Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen", schreibt Mörike an den frühverstorbenen, unglücklich veranlagten Dichter W. Waiblinger (Mitte Februar 1822). Mit sanftbestimmter Geste weist er alles fremd und neu an ihn sich Herandrängende ab und lebt der Erinnerung. So geht durch alle seine Freundesbriefe ein Zug lebhaften, fast innigen Sicherinnerns an persönliche Erlebnisse, ein banges Sehnen von schönem Vergangenen, das sich zuweilen bis zu leidenschaftlichem Schwelgen steigert.

Dies kontemplative Fürsichsein ist aber Stärke und Schwäche zugleich: es bedeutet geistige Konzentration und zugleich jene

Gefühlsweichheit, die die Stimmung zum einzigen Willensdiktator erhebt. Als Briefschreiber jedenfalls ist Mörike ausgesprochener Stimmungsmensch: monatelang müssen oft seine Freunde auf Antwort warten, weil ewiges Zagen ihn daran hindert, die Feder zu ergreifen.

Diese Unsicherheit anderen gegenüber bestimmt aber auch sein Urteil über sich selbst. Wenige Dichter des neunzehnten Jahrhunderts haben an ihre Freunde so viel über sich selbst geschrieben, wie Mörike. Bis in sein hohes Alter versucht er immer wieder, seinen Freunden sich selbst klar zu machen — und damit sich selbst über seine Veranlagung, sein Wesen Aufschluß zu geben. Doch ewig tastet er im Dunkeln — weil ihm bei aller seelischen Größe der Trieb zur Wahrheit um jeden Preis fehlt. In beredten Worten klagt er Hartlaub (20. März 1826) diese Qual: „Denn oft in Augenblicken, wo ich unser Verhältnis bedenke, wenn ich etwa ein neues und unverkennbares Zeichen deiner Liebe bemerkt hatte, so ward ich irre an mir selber und an meinem eigenen Wesen und kann die Wurzel nicht entdecken, woran sich das Deinige unermüdlich und glaubensvoll hängt; dann kann es mich plötzlich erschrecken: ‚Um Gottes willen! Du wirst ihn doch nicht betrogen haben mit dem Scheine von etwas Vollkommenerem, als du wirklich hast? oder warum liebt er dich denn selbst dann, wenn du unbillig und hart oder zerstreut gegen ihn warest?‘ Sieh, dann fließt mein ganzes Wesen in eine Wehmut zusammen, und es ist, als sähe ich durch meine Tränen hindurch mein eigenes Bildnis doppelt, wüßte nicht, welches das rechte ist oder das gute; kurz, ich bin mir und Du, alles ist mir ein Rätsel.“ Diese eigene Unsicherheit zwingt ihn persönlich wie brieflich oft zu einem leichten, psychologischen Versteckenspielen, das der Eigenart des betreffenden Freundes entgegenkommen will, das aber ob seiner, wenn auch geringen, Unaufrichtigkeit des Dichters zartes Gewissen doppelt belastet: „Das ist ein wunderlicher, aber schon tausendmal von mir verfluchter Zug, daß ich aus einer dunklen Besorgnis, ich möchte dem Freund oder Bekannten, den ich zum erstenmal oder auch nach langer Zeit

wieder sehe, in einem ungünstigen Licht erscheinen, blitzschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete. Das ist schon so eingewurzelt bei mir, daß ich diese Maske fast bewußtlos annehme und so den Freund abhalte, mir frei, mit warmem Zutrauen entgegenzukommen, mithin keinem von beiden, am wenigsten mir selbst damit diene. Dabei ist mir aber nicht wohl zumute, es drückt mich immer; es ist, als wär' ich in einem neblichten Duft halb eingeschleiert, als stünde der Freund klar und wahrhaft mir vor Augen, wo ich mich ihm dann so gerne ganz offen und unbefangen zeigen möchte, je mehr ich ihn lieb gewinne und bemerke, daß er so mich nicht lieben kann: da möcht ich ihm gerne mit Tränen mein Inneres aufschließen, das von Wunden blutet, aber ich kann nicht mehr aus dem Schleier herausspringen, ich scheue mich vor ihm und zürne wütend über mich selber. Und dieser Zwiespalt, diese Unzufriedenheit mit mir steigt dann aufs höchste, wenn der Geliebte fort ist: ich brenne, ihn noch einmal zurückrufen zu können, um ihm das unechte Bild aus dem Herzen zu reißen" (an Waiblinger, Mitte Februar 1822).

So offenbaren die Briefe ein rastloses Suchen nach seinem eigenen Selbst — im Spiegel des Freundesurteils. Schwere Anklagen und tiefe Gemütsbewegungen klingen durch alle diese Selbstanalysen; und dennoch immer wieder das Bestreben, vor den Freunden die Schwere, die die Lösung aller dieser Fragen für ihn selber hat, zu verwischen, sie als mehr oder minder Gleichgültiges hinzustellen.

Aus diesem in den Briefen zum Ausdruck kommenden Streben nach Selbsterhellung ist aber auch schon die geistige Hauptrichtung von Mörikes epistolarischer Gedankenwelt erkennbar: sie ist in ihrem Ideenkreis durchaus egozentrisch hinsichtlich des psychischen Moments (viel weniger bezüglich des literarischen) und in ihrer Weltbetrachtung durchaus vom Reinmenschlichen beherrscht. Welt und Umwelt, Landschafts- ebenso wie Gefühlserleben sind ihm durchgehends Resultate subjektiver Empfindungen, nicht objektiver Betrachtung.

Mit ebenderselben Liebe, mit der Mörike sich selbst analy-

siert, charakterisiert er auch seine Mitmenschen. In ein paar meist nur zart angedeuteten Umrißlinien entwirft er ein treffendes Bild von Charakteren, auch wenn er ihnen nur flüchtig begegnet war: optimistische Menschenkenntnis, die die Welt oft genug mit humorvoller, gutmütiger Ironie erfaßt, kennzeichnet sein Werturteil über Welt und Menschen.

Diese fast skizzenhafte Art der Charakterzeichnung hängt natürlich aufs innigste zusammen mit Mörikes ausgesprochenem Zeichentalent, das sich vor allem im Karrikaturenhaften sehr bewährte. Oft hat er Briefen sogenannte „Musterkärtchen", Darstellungen von in seiner eigenen Umgebung vorgefallenen, humorvollen Begebenheiten, oder die vielfach seine Briefe einleitenden und an Wilhelm Busch gemahnenden Familien- und Gelegenheitsverse mit reizenden Illustrationen versehen. Gerade in diesen Musterkärtchen äußert sich aber auch jener Zug, der vor allem für seinen ausgedehnten Briefwechsel mit Hartlaub, seinem Freund und Studiengenossen vom Uracher Seminar her, charakteristisch ist: eine kindliche Freude an der naiven, schalkhaften Darstellung ebenso köstlichrealer wie phantastischer Ereignisse, die oft der Erfindung breiten Raum gönnt.

Je näher Mörike aber in diesen brieflichen Darstellungen seiner Dichtung kommt, desto mehr gleicht sich auch deren Stil an den seiner Werke an: Mörikes Briefstil ist — wie der seiner Lyrik — ausgesprochen impressionistisch, in der Menschen- wie in der Naturauffassung, in seiner realen und phantastischen Anschauungswelt, wie in der Diktion; eine Aufassungsweise, die sich inhaltlich in der ihm stets eigenen Andacht zum Unbedeutenden darstellt. Wie deutlich ersteht vor unsren Augen stets Mörikes jeweilige Umgebung, wie erleben wir alle seine Reiseschicksale mit! Freilich: was er den Freunden in *dieser* Beziehung gibt, ist nicht eindrucksvolle Landschaftsdarstellung großen Stils, sondern liebevolle Milieuschilderung.

Erfahren derart seine Freunde alle seine kleinsten und unbedeutendsten Erlebnisse, so ist es doch erstaunlich, wie verhältnismäßig selten Mörike sich über das Entstehen seiner eigenen Werke, über seine Pläne vernehmen läßt. Wiewohl er insoweit

immer Romantiker geblieben ist, daß er Leben und Dichtung in eins sehen möchte, scheint ihm dennoch die hohe Kunst der Berührung mit dem trauten Alltag entbehren zu können.

So sehr nun Mörikes Briefe tatsächlich ohne Rücksicht auf die Nachwelt, lediglich für seine Freunde geschrieben sind, so wenig läßt sich doch verkennen, wie stark auf ihn der 1828 erschienene Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller eingewirkt hat. Mit tiefer Bewegung hat Mörike ihn sein Leben lang immer und immer wieder gelesen und aus ihm neue Kraft geschöpft: „Mein Kopf war aufs äußerste angespannt, meine Gedanken liefen gleichsam auf den Zehenspitzen, ich lag wie über mich selbst hinausgerückt und fühlte mich neben aller Feierlichkeit doch unaussprechlich vergnügt. Statt mich niederzuschlagen, hatte der Geist dieser beiden Männer eher die andere Wirkung auf mich. Gar manche Idee — das darf ich Dir wohl gestehen — erkannte ich als mein selbst erworbenes Eigentum wieder, und ich schauderte oft vor Freuden über seine Begrüßung", schreibt Mörike 1829 nach der ersten Lektüre an seinen Freund Mährlen, den damaligen Korrektor in der Augsburger Druckerei Cottas und nachmaligen Professor am Stuttgarter Polytechnikum. Zweifellos ward durch den Goethe-Schiller-Briefwechsel allseits der Ehrgeiz geweckt, „bedeutsame" Briefe zu schreiben. Die aus dem Humanitäts- und Freundschaftskult hervorgegangene Hochflut der sentimentalen Briefkultur im achtzehnten Jahrhundert wurde nun im neunzehnten Jahrhundert unter dem Einfluß des Goethe-Schiller-Briefwechsels gewandelt zur Pflege des geistvollen, tiefgründigen Briefes. Nicht mehr sollte lediglich das subjektive Gefühlsleben im Vordergrund stehen, sondern vor allem auch objektiver Intellektualismus.

Viel mehr noch als Mörike stand aber unter diesem Einfluß sein um einige Jahre jüngerer Freund und Landsmann Hermann Kurz. Mörike hatte insbesondere sich selbst und das Allzumenschliche im allgemeinen in den Betrachtungs- und Bekenntniskreis seiner Briefe gerückt. Kurz meidet diese Pfade zwar nicht, aber sein Hauptinteresse ist stets dem Werk und seinem Werden zugewendet. Wie er in seinen Dichtungen immer

wieder der Entwicklung sein Hauptaugenmerk widmet, so stellt er auch in seinen Briefen stets das Entstehen seiner Schöpfungen dar und wird nicht müde, jede kleinste Veränderung zu verzeichnen und zu motivieren. Ja, von manchen verlorengegangenen Werken, wie z. B. der „Cymbeline"-Übersetzung, wissen wir überhaupt nur aus den Briefen. Wir müssen in dieser skrupellosen Offenheit eine bedeutsame Kunstanschauungsdifferenz gegenüber Mörike erkennen: für Kurz ist Dichtung bei aller Hoheit kein abgeschlossenes Heiligtum; denn obwohl auch er seine Anfänge der Romantik verdankt, sucht er dennoch nicht die Angleichung des Lebens an die Dichtung, sondern die der Dichtung an das Leben! Mörike gestaltet häufig in Briefen dargestellte, hübsche und seltsame Erlebnisse verklärend zum Gedicht. Kurz aber hat das Schicksal zu hart angefaßt, als daß er zu verklären gewagt hätte; er hat die Hemmnisse des Lebens zu tief erkannt, zu arg verspürt, als daß er in seinen Briefen nicht die Dissonanz von gewolltem Schaffen und erreichter Geltung aufleuchten ließe. Sein in den Briefen sich widerspiegelndes Schicksal hängt stets aufs innigste zusammen mit dem Schicksal seiner Werke; und wir erleben mit deren Tragik seinen bitteren Leidensgang. Wie erschütternd ist die tiefe Verbitterung über die allseitige Ablehnung seines Romanes „Schillers Heimatjahre", der durch Jahre hindurch bei keinem Verleger untergebracht werden konnte und so den Dichter fast zur Flucht aus der Heimat treiben wollte. Sein Leid klagt er den Freunden männlich gefaßt und in herber Knappheit. Um so erschütternder ist die lapidare, unaufdringliche Form, in der die Zeugnisse seines Lebenskampfes, der in seiner letzten Wirkung viel mehr ein seelischer als ein physischer war, vor uns hintreten. Wie ergreifend der fast nur beiläufig hingeworfene Satz: „Ich bin Onkel und Pate, konnte meinem Richard nur ein Gedicht zur Taufe geben" (an Pfarrer R. Kausler, 30. August 1841), und wie erschütternd, wenn der Dichter in der Blüte seiner Jahre ob all des Mißgeschicks zusammenzubrechen droht: „Morgen werd' ich eine neue Oper beginnen . . ., vielleicht opus posthumum — . . . ich meine, mein

letztes, denn ich fange an, eine gelinde Verzehrung zu spüren" (an den Germanisten Adelbert Keller, 22. Februar 1842).

Doch all diese Bemerkungen über sein ureigenstes Erleben, die bei Mörike so stark im Vordergrund standen, treten — wie gesagt — in Kurz' Briefen zurück zugunsten der literarischen Betrachtungen, die er gemeinsam mit seinen Freunden anstellt. Reife und weitblickende Kritiken neu erschienener Dichtungen ebenso, wie literarhistorische Erkenntnisse tauchen da in den vielen großen Briefen auf. Literarische Streitfragen, wie die über die Verfasserschaft des „Simplizissimus", werden hier zum erstenmal richtig gelöst und wichtige, grundsätzliche Probleme geistesgeschichtlicher und literarisch-ästhetischer Natur erörtert. Ein Ideenreichtum sondergleichen breitet sich stets vor den Freunden aus. Pläne über Pläne, von denen nur allzu wenige ausgeführt werden konnten, jagen sich. Literaturfehden werden in temperamentvoller Weise ausgetragen und Rezensenten und Redakteure in Grund und Boden verdonnert. Die Kritik des im strengen Geist der Wahrhaftigkeit erzogenen Dichters gilt aber nicht nur den andern, sondern viel mehr noch sich selbst: nicht nur erörtert er in den Briefen vielfach seine eigene dichterische Methodik, sondern er beurteilt auch in gerechter Selbstkritik die Schwächen seiner eigenen Dichtungen.

Aber in dieser Selbstkritik gegenüber seinen Freunden erkennt er nicht nur seine Werke, sondern auch sich selbst. Zwar liegt Kurz die Selbstanalyse weit weniger nahe als Mörike; und dennoch offenbart auch er manche seiner Schwächen. Er kennt genau seine eigenen Fehler und gibt seinen Freunden die Mittel zu ihrer Bekämpfung an. Die direkte Selbstanalyse allerdings, die Mörike geradezu mit leidenschaftlichem, fast selbstquälerischem Ernste treibt, sie wird dem vollblütigeren Kurz zur Ironie. Denn ihm bedeutet es viel mehr, sein Schaffen und die Art seiner Schaffensbefähigung zu erhellen. Gerade diese letztere Kardinalfrage seiner Arbeitsbefriedigung aber leidet stets — ganz im Gegensatz zu Mörike — unter dem Mangel an Selbstvertrauen. Und dies Schwanken in der Wertung seiner selbst spiegelt sich wider im Stimmungs-

ausdruck seiner Briefe, im „Wechsel von Geistesjubel und tiefstem Lebensüberdruß in einer Minute“ (1842 an den schwäbischen Dichter Kemmler).

Dessenungeachtet ist Kurz nie launenhaft, wie er ja auch — fast allzu optimistisch — allen Menschen mit offenherziger, heiterer Miene entgegenkommt. Darum ist auch der Grundton all seiner Freundesbriefe trotz des Reichtums an Problemen ein durchwegs heiterer. In sicherem Wurf gestaltet er das anekdotarische Erlebnis zur kleinen Farce und unterhält die Freunde mit den köstlichsten Humoresken. Aber Kurz' Humor grenzt da viel weniger an die mehr nach dem pointierten Witz hinzielende, graziöse Musterkärtchenkunst Mörikes, sondern es ist gutmütig kritisierende, spaßhafte und dabei doch geistvolle Weltauffassung, lustige Beseelung lebloser Gegenstände und Einführung von Gestalten aus einzelnen Dichtungen als wahrhaftig handelnde Menschen, wobei Kurz der Erfindung ebenso huldigt wie Mörike. Während diese humorvolle Weltbetrachtung in seiner Jugend etwas Übermütig-Sprühendes an sich hatte, wurde sie mit zunehmendem Alter und zunehmender Verbitterung, etwa in einzelnen Briefen an Paul Heyse, sichtlich immer mehr zu beißender Ironie.

Die gleiche Wandlung macht in ähnlicher Weise aber auch sein Briefstil durch: in jungen Jahren und bis zu der in Karlsruhe verbrachten Zeit wirft er die Sätze abgerissen, in burschikosem Übermut hin, voll der studentischen Kraftausdrücke, voll des sprachlichen Souveränitätsgefühls: ein verbales Draufgängertum, wie es Mörike in seiner tief harmonischen Sprachausgeglichenheit nie liegen konnte. Doch als der politische Sturm ihn zur reifen Lebensweisheit, zu einer in schwerem Leid erfahrenen Weltklugheit erzogen hatte, da mäßigte sich auch sein Briefstil zum rhythmischen Gleichfluß einer an Goethes Prosastil gemahnenden Sprachstruktur, zum gemächlichen und mitunter fein nuancierten Legatostil. —

Freilich: Mörike sowohl als auch Kurz differenzieren ihren Briefstil gewaltig, je nach dem Empfänger. Für Hartlaub und Mährlen, die Jugendfreunde, die Mörike (nebst Waiblinger)

am reichsten bedachte, ist er der behagliche Erzähler und beleuchtet, was ihm gerade einfällt und was ihn just bewegt. Doch etwa schon gegenüber K. Mayer, dem schwäbischen Heimatdichter, wird die ganze Stilgebung weit offiziöser: nichts ist da mehr von heiterer Familienpoesie und kindlichfrohen Scherzen; sondern da ergreift der ernste Dichter und Kritiker das Wort und mißt es am Maßstab des Urteils der Gegenseite. Die Mörike eigene Herzlichkeit geht dabei ebensowenig verloren wie in den innigen Briefen an Storm und den bewundernden Episteln an Schwind. Immer ist Mörike in seinen Briefen völlig er selbst und, trotz mancher Abstufungen, treffen wir selten gewollte Pose.

Viel weniger stark differenziert in der Regel Kurz. R. Kausler und A. Keller, die Studiengenossen, mit denen er zeitlebens korrespondierte, dürfen sich natürlich ganz besonderer brieflicher Sprach- und Gedankenfreiheiten erfreuen; aber auch sonst, sei es, daß er an Kemmler, oder im Alter an Heyse schreibt: immer bleibt er der temperamentvolle Stürmer, der sich kein Blatt vor den Mund nimmt und nie in utilitaristischen Euphemismus verfällt.

Nur in einem Fall hat Kurz eine Ausnahme gemacht; stürmisch und ehrlich ist er gleichwohl auch dort: aber — im Gegensatz zu den meisten übrigen Briefen — in seiner Art fast von demütiger Bescheidenheit: in seinen Briefen an Mörike.

Mit unendlicher Freude war Kurz, der Mörike-Enthusiast, darangegangen, statt des erkrankten Dichters den von diesem begonnenen Operntext „Die Regenbrüder" für den Komponisten Lachner fertigzustellen und mit fast anbetender Ehrfurcht, aber dennoch männlicher Haltung eröffnet er im Mai 1837 den prachtvollen Briefwechsel mit Mörike durch einen Bericht über sein Vorgehen bei der Fortsetzungsarbeit. Voll überströmender Liebenswürdigkeit, warm und offenherzig zugleich, entgegnet Mörike, indem er gütig das allzu überschwengliche Lob des Jüngeren abwehrt. Noch kennen sich die beiden nicht näher — eine Reise von Stuttgart nach Cleversulzbach war dazumal eine höchst umständliche Sache — und doch werden die anfänglich

rasch gewechselten Briefe bald zu umfassenden Bekenntnissen über beider Leben und Schaffen. Neue Dichtungen werden in „eleganten Briefchen“ ausgetauscht und kritisiert, ganze Geschichten werden mit viel Freude und Humor erzählt und alles Erlebte kunterbunt geschildert. Mit größtem sachlichem Ernst wird beiderseits auf die Wesenheit ihres Schaffens eingegangen und manches Wahrwort darüber ausgesprochen. Wie bedeutsam z. B., daß Kurz hier in Mörike den lyrischen Nachfolger Goethes erkennt!

Kurz aber tut es gerade in den Tagen der Not doppelt wohl, daß ein Mann von der Bedeutung Mörikes ihn schätze. Freilich muß er den älteren Freund um seine „unerschütterliche poetische Gesinnung“, die er selbst infolge seiner fortwährenden Hemmnisse nicht bewahren kann, beneiden und darum nur noch höher achten.

Wie ergreifend, daß Kurz in seiner ehrfürchtigen Liebe Mörike selbsterfundene Stoffe zur dichterischen Verwertung anbietet. Und wie liebevoll leiht er ihm seine Hilfe bei der Anordnung seiner Gedichte!

Das ursprüngliche nur literarische Verhältnis wird bald auch zum menschlichen. Vor allem sucht Mörike dem schwergeprüften Freund durch innige Anteilnahme aufzuhelfen, ihm ratend zur Seite zu stehen. Die ganze Tragik des schwäbischen Dichterloses blickt aus vielen Briefen und noch mehr aus manchem nur halb ausgesprochenen Schmerzenswort.

Aber auch an glücklichen Tagen teilen sie einander zufrieden ihre Erlebnisse mit: Mörike die kleinen, unbedeutenden seiner engsten Umwelt; Kurz die aufregenden, imposanten. Mit schmunzelnder Bedächtigkeit geht Mörike auf seine Freuden und Leiden in Haus und Familie ein; mit großem Wurf sucht Kurz das Markante festzuhalten und sogar ganze Landschaftsbilder, eindrucksvolle Naturschilderungen zu entwerfen.

Doch neben tiefem Ernst findet gar oft auch das heitere Element Platz: Mörikes Wispeliaden werden in phantasievoller Karikaturenhaftigkeit fortgesetzt, das Schicksal der „Regenbrüder“ wird in lustigen Träumen bedichtet, und weins-

bergisch klingende Gespenstergeschichten werden übermütig persifliert. —

Mörikes Abhängigkeit von seiner Stimmung kommt allerdings auch in seinem Briefwechsel mit Kurz zum Ausdruck: oft läßt er den Freund gar lange auf Antwort warten, und nur zu lange kann er sich in seiner von ihm selbst als „hypochondrisch“ bezeichneten Ängstlichkeit nicht entschließen, das briefliche Verhältnis zum persönlichen werden zu lassen. Doch um so viel tiefer und ergreifender ist dann der Nachhall des ersten persönlichen Zusammentreffens in den Briefen fühlbar. Merklich schwindet die immer noch ein wenig erkennbar gewesene Distanz, und ein Freundschaftsbund scheint auf Lebenszeit geschlossen. Die beiden Dichter aber, die beruflich und ihrer Erziehung nach von ursprünglich gleichen Voraussetzungen ausgegangen waren, sie sind allzu grundverschiedene Naturen, als daß sie stets hätten einträchtig nebeneinander einhergehen können. Anfangs sind es nur kleine, persönliche Differenzen, unbedeutende Gereiztheiten, die sie zeitweise trennen. Dann aber tritt der große Trennungsgrund zwischen sie, der Wendepunkt zweier Weltanschauungen: die Politik von 1848. Kurz hatte sich hellauf begeistert, durch seine Karlsruher Erlebnisse vorbereitet, ins aktive politische Treiben gestürzt und gehofft, seinen Freund mitreißen zu können. Der aber lehnte schroff ab. Wohl hatte auch Mörike in seinem Innersten den geistigen Ruf vernommen; wohl trieb es auch ihn zur tiefempfundenen Erkenntnis, nie aber zur begeisterten Tat. Früh schon hatte sich — gerade auch in den Briefen — der Unterschied zwischen dem traumversunkenen Lyriker und dem bodenständigen Realisten fühlbar gemacht. Nun aber, da dieser gar den Boden der Dichtkunst verließ und die Fahne der Politik hochhielt, erfolgte der endgültige Bruch, der spät erst, nach mehr als zwanzig Jahren, durch die Wiederversöhnung geheilt werden konnte.

Es ist unendlich charakteristisch für Kurz, daß es der sein ganzes Wesen erfüllende Altruismus war, der ihn schließlich im Alter wieder mit Mörike zusammenführte. Trotz seiner mißlichen Lage hatte er auch in jungen Jahren stets für

Mörike gekämpft, hatte er sich in der Blütezeit ihrer Freundschaft durch Kerner bei Tieck für Mörike eingesetzt. Da er aber mit Heyse zusammen das glückliche Unternehmen des „Deutschen Novellenschatzes“ ins Leben rief, als er in dieser Sammlung so manchem zu Unrecht vergessenen Dichter zum Ruhm verhalf, da zögerte er nicht länger, auch Mörike einzuladen und ihn um seine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ zu bitten. In alter Verehrung schrieb er dazu ein wahres Kunstwerk von einem Vorwort. Ein „lieber Brief“ an Mörike selbst aber knüpfte, ebenso wie dessen Antwort, das Band wieder zu endgültigem Lieben und Frieden. So fand das stürmisch begonnene, stürmisch getrennte Freundschaftsverhältnis einen harmonischen Ausgang. —

Die beiden Dichter sollten sich nimmer wiedersehen; schon zwei Jahre später eilte Kurz „mit tief verschlossenem Visier“ von hinnen. Und Mörike, der den Freund noch um zwei Jahre überlebte, trug die versöhnende Erinnerung an die wiedererneuerte Freundschaft und Liebe weiter in seinem ruhe- und friedensbedürftigen Herzen.

Beider Briefwechsel aber bedeutet in seinem geistigen Reichtum, in der unbedingten Ehrlichkeit der ausgesprochenen Urteile und der oft ans Kindlich-Frohe grenzenden, phantasievollen Heiterkeit, in der sie sich neben allen Erdenmühsalen eine fröhliche Wunschwelt bauen und voreinander die überreiche Fülle ihrer geistvollen Einfälle ausschütten, ein epistolarisches Kunstwerk und zugleich ein Denkmal von größtem Persönlichkeitswert, das die Nachwelt die Individualität zweier deutscher Poeten, zweier geistig und ethisch bedeutender Menschen erkennen läßt. — —

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike

Kurz an Mörike (1)

Bei Empfang der beiliegenden Bücher[1] werden Sie sich eines jungen Menschen nicht mehr erinnern, der vor einigen Jahren in Ochsenwang[2] am Tag der Kirchweihe mit zwei oder drei Frauenzimmern die Kinderlehre besuchte und Ihr Gesicht in verdrießliche Falten über die ungebetenen Gäste gezogen sah. Ich hatte kurz vor jenem Ausflug den „Nolten" gelesen: was ich dabei gedacht, kann Ihnen gleichgültig sein, aber vielleicht hören Sie nicht ungern von mir, daß sich eine kleine Kirche von Stillen im Lande in den gleichen Gesinnungen herangebildet hat. Mir mögen Sie wenigstens zugute halten, daß ich laut geworden und in einen Kirchweihjubel ausgebrochen bin. Kann man es vorlaut heißen, so gereicht dies bloß den Stimmführern der gegenwärtigen Literatur zur Schande.

Über etwas andres möcht' ich Ihnen Rechnung ablegen, über mein Verhältnis zu den „Regenbrüdern"[3]. In

[1] Kurzens „Gedichte" (Stuttgart 1836) und „Genzianen, ein Novellenstrauß" (Stuttgart 1837).

[2] Mörike war vom Jänner 1832 bis zum Herbst 1833 in dem schwäbischen Albdorfe Ochsenwang, seinem „wilden Paradies", als Pfarrvikar tätig.

[3] Ein Operntext, den Mörike für den Tondichter Ignaz Lachner schrieb; die Erstaufführung der Oper fand im April 1839 im Stuttgarter Hoftheater statt. Mörike selbst sagt über die „Regenbrüder" im Vorwort zur Sammlung „Iris" (1839): „Die Oper, nach einem Märchen des Verfassers bearbeitet, wird auch wohl dem bloßen Leser vielleicht eine müßige Stunde

den letzten Tagen des Dezembers wurde ich gebeten, die Vollendung der genannten Oper, wozu Ludwig Bauer [1] durchaus nicht die nötige Zeit habe, zu übernehmen, damit das Werk der Intendanz des Theaters vorgelegt werden könne. Ich konnte eine Berührung mit dem Verfasser des „Maler Nolten", dessen ich in einer eben damals unter der Presse befindlichen Novelle gedacht hatte [2], vor beendigtem Drucke nicht willkommen heißen, weil es mir nicht wünschenswert war, eine rein literarische Huldigung von der Welt auf eine persönliche Koterie gedeutet zu sehen. Auf der andern Seite aber wollte ich auch die Gelegenheit nicht vorüberlassen, einem von mir so hochgeachteten Autor eine Gefälligkeit zu erweisen und übernahm die Arbeit, indem ich jeder Mißdeutung, namentlich der allerpeinlichsten, dem Verdacht vor Zudringlichkeit gegen einen mir persönlich ganz unbekannten Mann, dessen Werk ohne sein Wissen in meine Hände gekommen war, dadurch zu entgehen hoffte, daß ich meinen Zusätzen nur eine merkantilische Geltung zugestand und gleich bei der Übernahme mündlich, nachher aber, bei Übersendung der fertigen Oper, schriftlich gegen den Negozianten des Verfassers die Bedingung stellte, letzterer werde, sobald seine Dichtung von der Intendanz angenommen sei, die Verpflichtung gegen

---

erheitern. Die Ausführung der letzten Szenen dankt der Verfasser, den Krankheit abhielt, während der Komponist auf Vollendung drang, der glücklichen Hand seines Freundes H. Kurtz." — Jetzt Mörikes Werke, Ausgabe Mayne III, 226 ff. — Ausgabe Krauß III, 185 ff.

[1] Ludwig Bauer (1803—1846), ein Jugendfreund Mörikes, der an der „Entdeckung von Orplid" großen Anteil hatte und dichterisch als Dramatiker („Barbarossa" und eine „Alexander"-Trilogie) hervortrat.

[2] „Das Wirtshaus gegenüber": erstmalig erschienen in den „Genzianen". Kurz' Werke, Ausgabe Heyse VIII, 124 ff. — Ausgabe Fischer XII, 6 ff.

sein Geisteskind anerkennen und die fremdartigen Zusätze durch eigene verdrängen. In diesem Sinne schrieb ich den Schluß, ohne an mich größere Ansprüche als etwa vom Standpunkte des Grafen Leutrum[1] aus zu machen, und schaltete sogar gleich zu Anfang der Oper eine Szene ein[2], um diesen darin an einen seiner beliebtesten Schauspieler, an Rhode, den ich mir in der Rolle des Schulmeisters gedacht hatte, zu erinnern. Sobald die Voraussetzung, in welcher ich an die Arbeit ging, nicht anerkannt wird, so erhält namentlich der letztere Coup den Anschein, als ob der Verfasser der „Regenbrüder" hätte gemeistert werden sollen, eine Annahme, von welcher ich, frei gesprochen, so weit entfernt war, daß ich — abgesehen von der oben ausgesprochenen Besorgnis — schon aus dem einzigen Grunde die genannte Bedingung gestellt haben würde, weil ich mein Bächlein nicht neben Eduard Mörikes Strome fließen lassen wollte.

Da ich Ursache habe, zu fürchten, daß meine Bitte nicht in angemessenem Lichte vor Sie gebracht worden ist, so muß ich ein so zartes Recht selbst verteidigen und die Feder zur Entfernung eines möglichen Mißverständnisses ergreifen, das mir unerträglicher wäre als alles, worauf man in dieser miserablen Zeit stoßen kann.

Stuttgart, den 20. Mai 1837.

H. Kurtz[3].

---

[1] Karl Graf von Leutrum, Intendant der königlichen Kapelle und Schauspiele in Stuttgart.

[2] Den zweiten Auftritt.

[3] Die Familie schrieb sich vor 1848 mit tz.

Rede Du frei mit mir! von Dir kann jeglicher Tadel,
Jedes Lob mich erfreu'n; denn, wahrlich, Dir hat die Muse
Heiter Lippen und Stirn und beide glänzende Augen
Mit unsprödem Kusse geweiht; so küsse mich wieder[1].

Glauben Sie ja nicht, Verehrtester, daß vorstehende Zeilen nur die lebhafte Wirkung befriedigter Dichtereitelkeit seien! ich hätte sie gar wohl auch hersetzen können, ohne von der ehrenvollen Meinung der Freunde im „Wirtshaus gegenüber" so überraschendes Zeugnis gelesen zu haben, wiewohl ich gestehe, daß mir eine solche Stimme von Ihnen nicht anders als erwünscht und bedeutend sein kann. Ich wollte, daß ich die Hälfte von dem verdiente, was Sie mir zudenken!

Ihre beiden Geschenke waren mir wahre Maiengaben. Ich behalte mir vor, Ihnen seinerzeit meine Gedanken bescheiden zu sagen: ich bin nach einer langen Krankheit gegenwärtig in einem leidigen Zustande der Rekonvaleszenz, darf weder viel schreiben, noch lesen, noch denken und muß mir grade dasjenige am meisten vom Leibe halten, was mir sonst Leben und Atem ist. Ihre Bändchen sind übrigens, wie ich nur konnte, mit mir bald in der Gartenlaube und bald im Walde gewesen. In den Novellen ist ein ganz ausbündiger Humor! und allerlei, was mir stark zu Kopf und Herzen dringt. — — —

Lieber! Ich hätte Ihnen lange danken sollen für die Freundschaft, mit welcher Sie sich jener kleinen Oper an-

[1] Später in veränderter Fassung; „An Hermann Kurz", jetzt: Ausgabe Mayne I, 107. — Ausgabe Krauß II, 96.

genommen haben. Allein meine liebsten Freunde werden mir bezeugen, daß ich ihnen seit 1½ Jahren, vor etwa 6 Tagen, zum ersten Mal wieder, und zwar auf einem Blatt, geschrieben habe. Inzwischen dürfen Sie versichert sein, daß ich bereits mit mir zu Rat gegangen war, auf welche Art ich Ihnen einmal etwas Angenehmes erzeigen könnte. Dazu soll es, so Gott will, künftig noch wohl Gelegenheit geben.

Was Sie für die „Regenbrüder" taten, läßt nichts zu wünschen übrig, und gewiß erkenne ich's für keine Kleinigkeit, einer fremden Arbeit, und dazu von so untergeordnetem Wert, auf solche Art auf die Beine zu helfen.

Aber, nach alle diesem, darf ich noch eine Bitte anbringen? Musikdirektor Lachner, der Komponist, wünschte in musikal[ischer] Hinsicht noch hie und da kleine Veränderungen in meinen Versen. Ich kann mich diesem Geschäfte, so leicht es ist, zumal bei dieser Entfernung leider nicht unterziehen und doch kann's auch nicht jeder andere; es gehört zum wenigsten eine leichte Hand dazu, man muß der Poesie dabei zerschiedene wächserne Nasen drehen usw. Wollten Sie wohl, damit das Maß voll werde, mir diese Liebe noch tun und erlauben, daß Herr Lachner seine Desideria vortrage? Der Stellen werden nicht viele sein, und Sie dürften sich's weder Zeit noch Mühe kosten lassen; es ist ja Lirum Larum.

Ich bitte Sie nur, Dr. Mährlen[1] (im ehemalig Leibmedikus Jägerschen Hause, Friedrichstraße) und vielleicht auch mich mit ein paar Zeilen Ihre Entschließung gefällig

[1] (1803—71) Jugendfreund Mörikes. Seit 1832 Lehrer an der Stuttgarter Gewerbeschule, dem späteren Polytechnikum.

wissen zu lassen. — Nochmals tausend Dank! Aufrichtig und ganz der Ihrige E. Mörike.

Cleversulzbach, Oberamts Neckarsulm,
den 26. Mai 1837.

P.S. Unselige Katechisation! Aber hätten Sie mich nachher doch wenigstens in meiner Hütte besuchen mögen. Ich würde Sie und Ihre schönen Kinder überall, auch auf meinen Lieblingsfels (gegen das Neidlinger Tal) geführt haben, wo blaue Genzianen in schönster Vollkommenheit wachsen[1].

Kurz an Mörike (3)

Sie haben mir einen starken Wein eingeschenkt! Er braust mir so im Kopfe, daß ich alles Geistliche verschieben und für den Augenblick bloß von weltlichen Angelegenheiten reden will. Nur so viel will ich sagen, daß mir jetzt zum erstenmal die volle Rose des Lebens aufgebrochen ist und daß von diesem heutigen achtundzwanzigsten Mai ein Licht auf meinen ganzen Kalender ausströmt. — Glücklicherweise haben Sie Ihren Brief gesandelt, daß ich keine Torheit begehen konnte.

Ich will ja in Gottes Namen die ganze Oper verballhornen, wenn's nicht anders sein soll! Schreiben Sie meine Widerwärtigkeit dem Fanatismus zu. Soll mich's denn nicht verdrießen, daß einer der drei oder vier echten Opernstoffe, die wir haben, in die unrechten Hände fällt? Ihre Oper, die gegenwärtig in der ganzen Welt keinen auf-

[1] Anspielung auf den Titel von Kurzens Novellensammlung: „Genzianen".

rechten Komponisten finden würde, bedarf ohnehin bloß einer musikalischen Übersetzung, und dazu ist Felix Mendelssohn in Berlin der Mann, den ich nicht blindlings Goethe'n nachschätze, sondern aus seiner Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" als einen geistreichen Übersetzer Shakespeares kenne. Daß der sie nicht bekommen hat, hat mich so ärgerlich gemacht und meinem Brief jene mürrische, unterlippenhängende Physiognomie gegeben. Läßt sich denn die Sache nicht mehr ändern? Besinnen Sie sich doch! Es ist nicht so unbedeutend; mit „Lirum Larum" behält man vor dem Publiko Unrecht, und eine gute Regierung muß nie Unrecht haben.

Wenn's durchaus nicht zu ändern ist — durchaus nicht! — ich möchte das von Ihnen hören —, so will ich die Flickschneiderei und die Kriegs- und Friedensverhandlungen mit der Prosa übernehmen, bis zu deren Grenze mich das Porto um so viel wohlfeiler zu stehen kommt, als Sie.

Der Komponist in partibus infidelium soll mir dann ein Blatt zusenden, worauf geschrieben steht, welche Glieder dem Marmor abgeschlagen und mit Gips ersetzt werden sollen. O Isis und Osiris!

Herrn Mährlen, wie sehr ich ihm auch grolle, glaube ich den gebührenden Teil meiner Achtung nicht besser beweisen zu können, als indem ich die Verhandlung offen durch seine Hände gehen lasse, damit er weiß, wie er dran ist.

Hab' ich frei geredet? Meine Register sind alle gezogen, und nun fallen meine Augen wieder auf den Anfang Ihres Briefs, und ich sehe zwei Sonnen am Himmel und müßte ein Schulmeister sein, wenn ich was Weiteres sagen könnte.

Von dem unverfälschten Original der Oper erlauben Sie mir wohl eine Abschrift nehmen zu lassen für mich und meine Trojaner, die eine vermehrte und verbesserte Ausgabe der Wirtshausnovelle in der Wirklichkeit kontinuieren.

Mit einer Ergebenheit, die nicht von dieser Welt ist, Ihr Hermann Kurtz.

P.S. Das Postskript sah ich erst post festum, als mir die Augen wieder zurückgesprungen waren. Auf dem Felsen, den Sie meinen, waren wir, und ein unvorsichtiger Tritt hätte mich beinahe mit den Genzianen und auf den Genzianen schlafen gelegt, wenn nicht mein Bruder[1] mich noch an einem Zipfel erwischt hätte. Es ist seine Art so. Aufrichtig gestanden, haben Sie in der Katechisation ein so grimmiges Cherubsgesicht gemacht, daß ich weder mich noch meine Schützlinge in die Höhle des Löwen bringen mochte; außerdem ist mir das Menageriegeläufe gar nicht geläufig — verzeihen Sie den Ausdruck! Ich hab' ihn schon so manches Jahr von unsern reisenden Magistern gebraucht. Die lieben Kinder waren aus Weilheim, wo Sie noch in gutem Andenken stehen[2]. Leben Sie wohl und gesund.

28. Mai 1837.

---

[1] Kurzens Bruder Ernst, damals Beamter am Oberamtsgericht zu Heilbronn, später Gerichtsnotar († 1881), erwarb sich in der Folgezeit auch die Freundschaft Mörikes und lernte diesen sogar früher persönlich kennen, als Hermann.

[2] Mörike hatte im Herbst 1833 auf nur ganz kurze Zeit in Weilheim als Diakonatsverweser gewirkt.

Cleversulzbach, den 6. Juni 1837.

Mein Bester! Für die Oper ist schon kein Mittel mehr: denn sie ist von der Intendanz fest angekauft. Wenn Ihnen nun die Lust nicht ganz und gar entronnen ist, so bäte ich Sie herzlich, die Instrumente — ich meine die chirurgischen — bald anzulegen. Sie werden vielleicht Herrn Lachners Forderungen hie und da zu moderieren wissen.

Beteuern kann ich Ihnen, daß ich mir ein Gewissen machen würde, Ihre kostbare Zeit, wenn's auch nur Augenblicke wären, auf solche Weise zu beschäftigen, wär' ich nur irgend in der Lage, das Ding zu tun und dürfte ich nicht denken, daß der Arbeit nicht zu viel sein werde. Was Mendelssohn usw. betrifft, so haben Sie natürlich ganz vollkommen recht. Wir müssen aber stille sein. Ich habe ähnliche Erfahrungen schon mehr gemacht, ohne daß eigentl[ich] ein Mensch daran schuldig gewesen wäre; so ist's auch hier.

Wie freut's mich, daß Sie ein Gefallen an mir haben. Hoffentlich werden wir — da nun doch einmal eine Liebschaft zwischen uns beiden ist, die meinerseits durch Ihren Schattenriß im Buche sich schnell befestigt hat[1] — einander immer schreiben und künftig immer mehr; denn jetzt bin ich noch sehr beschränkt.

Ich habe angefangen, am Gartentisch mit Bleistift einzelne Bemerkungen über die beiden Bücher[2] aufzuschreiben,

[1] Kurz charakterisiert sich selbst im „Wirtshaus gegenüber“ in der Gestalt des Cäruleus.

[2] Vgl. Brief 1.

um sie zu einer guten Stunde in einem Brief ein wenig auszuführen. Inzwischen schreibe ich zur Präservation gegen jede anderweitige krit[ische] Alteration einen Jocum hinten bei[1].

Den besondern Bogen lasse ich zu einiger Ergötzlichkeit durch Ihre Hände gehen, mit der Bitte, ihn hierauf in einem Umschlag an Dr. Mährlen senden zu wollen, als eine Nachlese zu der Sammlung meiner kleinen Gedichte, für welche er mir gegenwärtig einen Verleger sucht. Von Herzen Ihr Mörike.

Beilage zu Brief 4

Der kommt nimmer

Unangeklopft ein Herr tritt abends bei mir ein:
„Ich habe die Ehr', Ihr Rezensent zu sein."
Sofort nimmt er das Licht in die Hand,
Besieht lang' meinen Schatten an der Wand,
Rückt nah und fern: „Nun, lieber junger Mann,
Sehn Sie doch gefälligst 'mal Ihre Nas' so von der Seite an!
Sie geben zu, daß das ein Auswuchs is." —
„Das? Alle Wetter — gewiß!" —
Ei, Hasen! ich dachte nicht,
All mein Lebtage nicht,
Daß ich so eine Weltsnase führt' im Gesicht!!

Der Mann sprach noch Zerschiednes hin und her,
Ich weiß, auf meine Ehre! nicht mehr;
Meinte vielleicht, ich sollt' ihm beichten.
Zuletzt stand er auf; ich tat ihm leuchten.
Wie wir nun an der Treppe sind,
Da geb' ich ihm, ganz froh gesinnt,

[1] Vgl. Beilage. Das Gedicht führt später den Titel „Abschied".

Einen kleinen Tritt
Nur so von hinten aufs Gesäße mit —
Alle Hagel! ward das ein Gerumpel,
Ein Gepurzel, ein Gehumpel!
Dergleichen hab' ich nie gesehn,
All mein Lebtage nicht gesehn,
Einen Menschen so rasch die Trepp' hinabgehn!

Kurz an Mörike (5)

Ihre Gedichte, mein Hochverehrter und Lieber, befinden sich dermalen in meinen Händen: Herr Dr. Hardegg[1] hat sie an Cotta gesandt, aber die Nachricht erhalten, daß derselbe verreist sei; nun wird es doch das Füglichste sein, seine Rückkehr abzuwarten; inzwischen habe ich das Manuskript erhalten und hoffe, Sie werden nicht böse sein, wenn ich Ihnen in kurzer Zeit einen Entwurf zusende, wie sie etwa geordnet werden könnten. Vielleicht bildet derselbe die Grundlage eines Registers, das Sie anfertigen. Nach der bisherigen Reihenfolge werden Sie sie wohl nicht drucken lassen. Ich habe sie zusammengestellt, ungefähr wie die Elemente eines Romans, bald nach der Gleichartigkeit, bald nach dem Kontrast[2]. Wenn Sie erlauben, behalte ich sie zu näherer Ansicht noch einige Zeit — denn Cotta wird vor 14 Tagen nicht zurückkommen — und nehme sie am Freitag auf meinen Landsitz mit, nach Buoch bei Waiblingen, wo ich in ein wohlgelegen Försterhaus ziehen und dieser heil- und gnadenlosen Stadt Valet sagen werde.

Nun möchte ich zuerst mit — wie soll ich's heißen?

---

[1] Königlich Württembergischer Leibarzt.

[2] Die erste Gedichtausgabe (1838) wurde zum großen Teil nach Kurzens Anordnung gedruckt.

mit einem Vorschlag zur Güte hervortreten. Blicke ich auf die letzte Zeit zurück, so muß ich mir immer sagen, wie überraschend sich dieses schöne Verhältnis zwischen uns gebildet hat, und meine Seligkeit wird sich allerdings zunächst als Schreibseligkeit zu manifestieren nicht unterlassen; aber wir stimmen gewiß beide überein, daß in allen Fällen die Persönlichkeit den ersten Rang hat. Ließe sich's nun nicht einrichten, daß wir einige Zeit zusammenlebten? Nach Cleversulzbach mag ich mich, aufrichtig gestanden, aus dem einfachen Grunde nicht gern einladen, weil ich die Kirche und den Parnaß nicht zu nahe beieinander haben mag — ich weiß nicht, wie Sie es hierin halten, aber ich, um den Frieden zwischen beiden nicht zu stören, ziehe ihre fernere Bekanntschaft der nähern vor. Ich bin mir wohl bewußt, daß es im Sinne der Welt nicht schicklich ist, wenn der Jüngere zuerst dem Älteren zumutet, sich zu ihm zu bemühen; aber ich meine es auch nicht so, wenn ich mir herausnehme, Sie zu mir nach Buoch einzuladen. Es ist rein das Prinzip der Ungezwungenheit, das mich in Hinsicht auf uns beide hierin leitet. Wenn Sie ein paar Tage oder Wochen, was Gott geben möge, bei mir wohnen wollten, so brauchten Sie sich weder um den Kaiser noch um den Papst zu kümmern. Ich halte es namentlich für den ersten Grundsatz einer vernünftigen Gastfreundschaft, sich nach dem Gaste nicht umzusehen, sobald man bemerkt, daß er für sich sein will. Letzterer Grundsatz wird in dem Pfarrhause von Buoch, das ich zum erstenmal als einen Stapelplatz literarischer, künstlerischer und politischer Notabilitäten — das war es in früherer Zeit — nicht ohne Grauen betrat, auf eine sehr anzuerkennende Weise gehand-

habt, und die Berührung mit diesem Hause, die leicht eintreten kann, würde Sie nicht im mindesten stören. Der Vikar nämlich ist mein bester Freund, und Sie würden ihn ebenfalls bald lieb gewinnen. Seinen Schattenriß kennen Sie ungefähr so genau wie den meinigen[1]: ich hoffe, wir beide würden es an nichts fehlen lassen, vor Ihnen als gute Gesellen zu erscheinen. Für den Fall, daß Sie mit Ihren hiesigen Freunden zusammenkommen wollten — besonders mit Bauer, den ich unendlich lieb habe —, liegt Buoch nur 4 Stunden von Stuttgart. Für Ihre leiblichen Bedürfnisse wäre gesorgt, so gut es auf dem Lande sein kann. Sie sind Rekonvaleszent, und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Ihren Umständen eine Luftveränderung sehr dienlich sein könnte. Nachdem ich Ihnen nun alles mit ästhetischen, medizinischen und — freundschaftlichen Gründen ans Herz gelegt habe, hülle ich mich schweigend in den Mantel des Erwartens und harre der Dinge, die da kommen sollen.

Die kritische Replik hatte ich schon in den Gedichten mit Lachen gelesen und freue mich nun doppelt, daß ich sie auf mich anwenden darf. Die humoristische Kategorie ist nun trefflich repräsentiert: anfangs waren es zu wenige. Wo haben Sie doch die köstlichen Einfälle her? Der „Schloßküper“[2], auf diesem klassischen Boden spielend, hat mich ganz erschüttert, besonders der Schluß! Ich habe zu meiner Zeit diese Kneipe als meine „Insel Felsenburg“[3] entdeckt,

---

[1] Aus dem „Wirtshaus gegenüber“: Die Gestalt Ruwalds trägt vielfach die Züge Rudolf Kauslers, vgl. S. 38, Anm. 2.

[2] „Des Schloßküpers Geister zu Tübingen. Ballade, beim Wein zu singen.“ Ausgabe Mayne I, 58. — Ausgabe Krauß II, 56.

[3] Anspielung auf die erste deutsche Robinsonade, Joh. Gottl. Schnabels Roman „Die Insel Felsenburg“ (1731—43).

mehrere Gedichte dort geschrieben, den „Ödipus auf Kolonos“ übersetzt[1] und zuletzt in einer guten Stunde einigen Freunden den „Falstaff“ vorgelesen; damals aber war das Symbol die weiße Rose, und der Küper hat also die Farbe gewechselt. Nachher kam der Ort wieder in die Mode und war namentlich den Schloßpredigern sehr gelegen, wie ich denn auch manchmal dort den Geist empfangen habe. — Sie dürften Ihre alten Schubladen fleißig umkehren, wenn Sie Hoffnung hätten, noch mehr dergleichen 1827er zu finden.

Ich bin sehr verlangend, was Sie mir über meine Büchlein sagen mögen, und denke fleißig an das „Sicher ist's in allen Fällen“.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie wohl mir's ist, daß ich so mit Ihnen stehe.

Herrn L[achner] hab' ich mit der Oper auf mich angewiesen. Zählen Sie ganz auf meine positive und negative Tätigkeit. Von Herzen Ihr H. Kurtz.

Stuttgart, den 13. Juni 1837.

Ich sage nur noch, daß Ihnen Amor eine goldglänzende Tinte verkauft hat[2].

Mörike an Kurz (6)

Cleversulzbach, den 19. Juni 1837.

Den wärmsten Händedruck, mein Lieber! für Ihre herzliche Einladung, der ich jedoch nicht folgen kann. Ich muß

[1] Die Chöre sind noch handschriftlich erhalten. (Im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek zu Stuttgart.)

[2] Anspielung auf Mörikes Gedicht „Lose Ware“, Ausgabe Mayne I, 81. — Ausgabe Krauß II, 74.

alle meine körperlichen Kräfte zu einer Badereise sparen, die ich nächsten Monat, wahrsch[einlich] nach Mergentheim, zu unternehmen gedenke. Überdies verspräche mir, bei meiner strengen geistigen Diät, ein Aufenthalt in B[uoch] des Guten vor der Hand noch immer ein wenig zu viel. Anlangend aber das Bedürfnis, uns baldmöglichst zu sehen, so dachte ich, Sie nach meiner Rückkehr vom Bade hieher zu bitten. Auch müssen Sie mir das nicht absolut weg- ... hen[1]; denn was den Sakristei-Geruch betrifft, so muß ich leider mit Sir John[2] bekennen: „ich weiß nicht mehr, wie das Inwendige einer Kirche aussieht". Viel Glück zu Buoch und allen Segen im Apoll.

Da es mir überhaupt nicht gegeben ist, mich in den Rezensenten-Sattel comme il faut zu schwingen und dies in meiner jetzigen Verfassung vollends nicht recht angeht: so wird es wohl das beste sein, ich lege Ihnen meine wenigen Notamina, so wie sie liegen, ohne weiteres bei. Insofern sie meinen lebhaften Beifall wenigstens anzeigen, bemerke ich hier nur noch (und hoffentlich sehr unnötigerweise), daß mir dabei nicht in den Sinn kam, mit welchem Lobe Sie von mir sprachen; ja der beste Finger dieser Hand soll mir krumm werden, wenn ich mich über dem leisesten Einfluß auf mein Urteil habe ertappen können.

Ich habe alles und jedes mit brüderlichem Sinn genossen und verstanden, von dem Veilchen[3] an, welches der

[1] Von dem kurrent geschriebenen Wort sind bloß die oben gedruckten Buchstaben deutlich leserlich. Bächtold bringt die Konjektur: „wegwerfen"; Prof. Wahle, der den Brief in Weimar kollationierte, konjekturiert: „wegmachen", welche Deutung deshalb sehr wahrscheinlich ist, weil Mörike das Wort ziemlich häufig in den Briefen an Hartlaub gebraucht.

[2] Falstaff in „König Heinrich IV", 1. Teil, III, 3.

[3] „Genzianen": Familiengeschichten. S. 7.

Vater dem Hermann pflückte, bis zu dem romantischen Lichter-Regen im „Wirtshaus" und bis auf die Wehmut des Epilogs[1].

Hiermit sei es genug.

Wie lohne ich Ihnen Ihre Tätigkeit für mich? Herr Lachner wird nun wohl bald angestochen kommen. Wenn er Ihnen nur nicht die erste Frische Ihrer neuen Buocher Luftgeister verdirbt.

Das Arrangement meiner Gedichte durch eine Hand wie die Ihrige ist höchst erwünscht und im voraus von mir unbedingt approbiert. Ich bitte Sie jedoch, die Sammlung mit umgehender Post, unfrankiert, hierher zu senden. Ich will sie nochmal durchlaufen. Können Sie Ihr Verzeichnis gleich beilegen, desto besser. Auch bemerken Sie vielleicht mit Wenigem, wenn Ihnen hin und wieder etwas aufgefallen wäre, das wohl zu ändern stände. Ich werde mir erlauben, Ihnen bald alles wieder zuzuschicken.

Hier sind noch einige Nachzügler.

Die Distichen „Wer erfreute sich nicht" usw.[2] sollten mit dem französischen Ausdruck für Witzbold im guten Sinn des Worts überschrieben werden, der mir nicht einfällt.

Aber ist der Witzkopf nicht eine Reminiszenz? Ich kann mir nichts dergl[eichen] denken und täusche mich wahrscheinl[ich], weil der Gedanke mit dem Spiel sich jedem aufdringen zu müssen scheint.

Da Sie die „Herbstfeier" so gelungen finden, so muß ich fragen: Wie sind Sie mit der Umarbeitung zufrieden?

---

[1] Das Gedicht „Nachlaß": „Ich werde so von hinnen eilen ..." Vgl. Ende des Briefwechsels, S. 201.

[2] Siehe Beilage. Später in anderer Fassung: „P. K." Ausgabe Maync I, 112.



Hermann Kurz

Zimmermann[1] hat ohne mein Wissen den ursprüngl[ichen] Entwurf aus einem meiner alten Hefte abdrucken lassen[2]. Er hat unstreitig auch sein Gutes, doch ziehe ich die zweite Rezension vor. Die Verwandlung des etwas mystischen Schiffes (s. den letzten Vers) in ein buchstäbliches geschah dem Publikum zuliebe. Vobiscum Deus!

Treu und wahrhaft der Ihrige

E. Mörike.

Wie heißt Ihr Freund in Buoch mit seinem bürgerlichen Namen?

---

1. Beilage zu Brief 6

Wer ergötzte sich nicht am derben Witze des Mannes!
  Heute verwünschet man ihn, morgen heißt's: wär' er nur da!
Trocken sitzt er im Kreis der Gäste; bald wagt es ein Schlaukopf,
  Reizt ihn leise von fern; scheinbar bemerkt er es nicht.

Jetzo faßt er den Mann sich ins Auge, schweigt noch und wieget
  Sachte, sachte das Haupt und — nun, ihr kennt ja das Spiel
Mit dem Vogel von Holz? Erst zielt der eiserne Schnabel,
  Trifft ins Schwarze — herauf rauschet mit Lachen Hanswurst.

---

2. Beilage zu Brief 6[3]

Besonders gefallen haben mir von den Gedichten: Verfehlte Lose (8)[4], Jugendfreunde (50), die Rede (44), im

---

[1] Mörikes Freund und Studiengenosse Wilhelm Zimmermann (1807—78), der als Dichter und Parlamentarier bekannt wurde und damals mit Mörike zusammen das „Jahrbuch“ herausgab.

[2] Erstmalig unter dem Titel „Das Bacchusfest“ im „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“ (S. 225—229) abgedruckt.

[3] Diese hier und in Beilage 3 abgedruckten kritischen Notamina über die „Gedichte“ und das „Wirtshaus gegenüber“ bestehen aus zwei mit Bleistift beschriebenen Blättchen.

[4] Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Gedichtausgabe von 1836. Viele der hier genannten Gedichte sind in die beiden Ausgaben der „Werke“ nicht übernommen.

Weinberg (17). Der Gedanke scheint so nahe gelegen und ist gleichwohl ganz neu. Sonett an Uhland (131), Ödipus (140), Stigma (101), der Page (107), Winternachtstraum (65), Alt und Neu (129), der Dichter (130), Glück und Seligkeit (126), C. M. K. (138), Holländisches Volkslied (172), vom 5. Vers an; die vorhergehenden sollten etwas deutlicher sein. Es lohnte sich, sie umzuarbeiten. Märznacht (40), Weltgericht (110), die Uhr (68), Vittorelli-Sonett (176); der sterbende Greis (75) hat glänzende Gedanken, aber sie scheinen nicht so recht auseinander zu fließen; das Ganze ist etwas künstlich und zudem liest es sich etwa wie die Übersetzung eines geistreichen französischen oder englischen Gedichtes. Ich glaube, Lamartine hat mir diese Gattung reflektierender Poesie entleidet.

Bei Lesung der Gedichte wollte es mir überhaupt ein paarmal vorkommen, als ob ein schöner und neuer Gedanke mit zu sichtbarem Bewußtsein oder Vorliebe ausgesprochen wäre. So hat z. B. die Stelle von der Tarantel (78) in vorbemerktem Stück und das anch'io sono usw. (142) etwas Trumpfartiges. Dies ist jedoch nur selten, und ganz anders verhält sich's mit Stellen wie — eben auch in den Greisenworten — wozu daß Staaten (76), was ein königliches Wort ist, oder im Muley: „und seine hundert Siege schweben" (121), welchen Ausdruck die Viktorie selbst eingegeben hat. Dies Stück wär' übrigens vielleicht noch von größerer Wirkung, wenn der König sich nur einmal erhübe.

Anhang. Diese spanischen Romanzen haben doch ihrer Natur nach alle mehr oder weniger etwas von dem kalten, vornehm-finstern Ansehen bronzener Ornamente.

„Das gleiche Wort ‚ich blühe' spricht der Lenz" (129) — etwas Treffenderes ist nie aus Rückerts Feder gekommen.

3. Beilage zu Brief 6

Das Wirtshaus gegenüber. Das eigentümlich Anziehende und der große Vorzug, den dasselbe auch vor dem Tieckschen Novellen-Humor hat, besteht hauptsächlich in der Treuherzigkeit des Charakters, in dem Grunddeutschen: ich darf wohl sagen in dem Schwäbischen, welches durchgehends herrscht, ein Schwäbisches, wie es freilich mit solcher Kultur und Liebenswürdigkeit und auf dieser geselligen Höhe, mit alle dem Überfluß von Geist, von Laune, von Naivem, Feinem und Derbem, mit diesem unserm literarischen und sonstigen Allerwelts- und Allerheiligen-Enthusiasmus im wirklichen Leben selten zum Vorschein kommt und meines Wissens noch gar nicht geschildert ist.

Die ganze Novelle wirkt als ein treffliches Impromptu. Die einzelnen Teile, Reden, Skizzen, Erinnerungen sind kunstvoll, aber mit großer Natürlichkeit und dem glücklichsten Takte eingeführt. Die Vergötterung des Gemeinen hat etwas Grandioses und überwindet in der Tat hier die Welt.

Lauter frische, gesunde Jugend: ein echtes Korn von Witz, wobei einem das Herz in einem fort lacht, während der Tiecksche Humor häufig von einem dämonischen Raffinement durchdrungen ist, aus dessen schönster Blüte oft das Kränkliche ihres Bodens zu stark und unheimlich herauswittert. Soll sie verglichen sein, so steht H. Kurtz Jean Pauln viel näher, wie Tiecken. Besonders preiswürdig ist das „Katzenjammerlied", so auch der „wüste Dichter". Mit bestem Behagen, ohne alle Ungeduld erwartet man die Entwicklung der eigentlichen Novelle, und es wird niemand so stumpf sein, die Komposition einseitig finden zu wollen. Der „Nürnberger Trichter" macht auf eine besondere Betrachtung Anspruch.

Ich bin verwundert über dieser glänzenden Erfindung und möchte nichts von allem aufopfern, was sie diesem sinnreich gefügten Gerüste auflegen, kann aber nicht bergen, daß es mir fast weh täte, bei der Ausführung die eigentlich märchenhaften und lieblichen Elemente: die Belagerung der Stadt, den Küper, den hängenden Trichter selbst, das Mädchen, den jungen Engel usw. durch den Reichtum des einzigen Stoffs erdrückt und neutralisiert zu sehen. Jedoch hier geht die höhere Absicht vor, und es wäre nie genug zu bedauern, wenn Sie die Arbeit nicht vollendeten. Auf den Fall, daß Ihr Grauen unüberwindlich wäre, schlüge ich vor, das Märchen in seiner ganzen poetischen Geltung apart zu behandeln. Die Skizze würde ihren Wert jederzeit behalten. Ich schriebe das kleine Epos mit Beseitigung alles Theologischen, Polemischen usw. in ungestiefelten Hexametern.[1] — Der „Rübezahl"[2] hat mir sehr eingeleuchtet, und von den übrigen Erzählungen sage ich nichts, als daß man hinter ihrer schlichten Miene überall ein ungemein gebildetes Talent wahrnimmt, das einen hellen Blick übers Leben und dann für immer die Kunst gewonnen hat, es treu und heiter mit tausend kleinen individuellen Zügen originell abzubilden. Der Gipfel poetischer Schilderung ist p. 72 u. f. erstiegen[3], und mehr denn einmal haben Sie bewiesen, daß Sie alles Erhabenen mächtig sind. Besonders zahlreich sind die Motive, wo das Zärteste unmittelbar neben dem Lustigsten liegt. — In Ihre Mädchen, besonders die schwäbische

---

[1] Vgl. Brief 8, S. 44.

[2] Einlagerzählung im „Wirtshaus gegenüber". Vgl. S. 39.

[3] Ausgabe Heyse IX, 54; Ausgabe Fischer IX, 46/47 = Die Brandszene in der „Reichsstädtischen Glockengießerfamilie".

Holländerin[1], könnte man sich bis über die Ohren verlieben und so anderseits in die soliden, mit solidester Hand gezeichneten Gesellen. Die Sprache ist immer kräftig, jugendfrisch und sicher, wie sie dem Autor eigen ist, der gelernt hat, den Vogel lachend und im Fluge zu treffen.

Kurz an Mörike (7)

Mein Hochmögender und Hochgemochter!

Eben, indem ich die Feder ansetzen will, um Ihnen viel zu schreiben, kommen mir ländliche Freuden über den Hals und ich kann Ihnen nur geschwinde sagen, daß, wenn mir z. B. Tiecks Urteil in weltlichem Sinne bedeutender sein könnte, das Ihrige in geistlichem über jedem andern steht. Was Sie sagen, darunter ist mir immer als hätte Goethe sein Vid. gesetzt.

Ihre Gedichte habe ich gestern, durch einen Expressen gemahnt, an Herrn Dr. Hardegg abgesandt, in Verlagsangelegenheiten; die heute früh erhaltenen Posthuma sende ich ihm umgehend nach mit der Weisung, das Ganze nebst gegenwärtigem Briefe, worin das Arrangement liegt, baldigst an Sie zu beförden; er wird auch für die Überschrift des namenlosen originalen Epigramms[2] sorgen und Bauer für den Theokrit.

Die „Herbstfeier“ ist also noch einmal umgearbeitet? Der erste Entwurf ist in Ihrem Manuskript von fremder Hand geschrieben, und die neue Bearbeitung muß im blauen Hefte stehen, wo ich sie nicht las, weil ich sie für eine Abschrift

[1] Katharina in der „Reichsstädtischen Glockengießerfamilie“.

[2] 1. Beilage zu Brief 6.

aus dem Jahrbuche hielt. „In das blaue Schiff der Nacht", ich wünsche mir's nicht anders[1].

Mein Freund heißt Rudolf Kausler, er ist Ihr Anhänger, seit ich ihn kenne, und ich darf Sie wohl von ihm grüßen. Ich traf ihn mit Mögling, an den Sie sich auch erinnern werden, in Tübingen, zu einer Zeit, wo ich „verkannt und sehr gering" war[2].

Meine Gedichte, fühlen Sie ganz scharf, haben etwas Abstraktes: es ist das Ringen eines poetischen Sinns, wie ich wohl sagen darf, um nicht ins Unbedeutende zu fallen und neu zu sein; daneben macht zugleich die liebe Jugend die schönsten Mißgriffe. Über die Novellen will ich Ihnen nächstens mehr bekennen. Ihre Worte sind sehr aufrichtend für mich. Leben Sie wohl! Ihr

H. Kurtz.

Buoch, den 22. Juni 1837.

Kurz an Mörike (8)

Buoch, den 23. Juni 1837.

Kaum habe ich in der ersten Eile die Nachzügler an Hardegg abgesendet — die ich, beiläufig gesagt, in den

---

[1] Die vorletzte Strophe des „Bacchusfestes" (erste Fassung) lautete:

„Tretet also in Gedanken
Und mit beiligem Bedacht
Aus den purpurschweren Ranken
In das blaue Schiff der Nacht!"

[2] Rudolf Kausler (1811—1874), ein Studienkollege Kurzens, der gleich diesem an der literarisch-kritischen Zeitschrift „Der Spiegel" mitarbeitete, der Ruwald im „Wirtshaus gegenüber". Es war der beste und treueste Freund Kurzens; der überaus interessante und ausgedehnte, leider nur sehr fragmentarisch veröffentlichte Briefwechsel zeugt hiefür. Kausler, der als Vikar und Pfarrer tätig war, blieb stets mit den bedeutenden Männern der Zeit, so auch mit Auerbach, in Fühlung. Von seinen eigenen Dichtungen sind vor allem die zarten, tief empfundenen „Erzählungen" (1851. Pseudonym K. Rudolf) zu nennen.

Verfassungsentwurf aufzunehmen vergaß —, so will ich mich jetzt hinsetzen und ohne weibliche Interpellationen, woran es gestern nicht mangelte, immer noch mit der grünen Tinte meines Försters, einen vernünftigen Brief schreiben.

Ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihre Notamina! An einem Urteil, worauf ich ganz bauen dürfte, hat es mir bisher gefehlt; Sie glauben nicht, wie sehr ein mehr oder minder stoffartiges Anteilnehmen bis herauf unter die Gebildeten geht! Was sie mir über mein „Wirtshaus" sagen, trifft den Nagel auf den Kopf: schwäbische Kultur, dieses paradoxe Simplizianum, war die Idee, die ich, anfangs bloß eine kleine Novelle etwas auszustopfen gewillt, bald mit klarem Bewußtsein auszuführen begann. Das meiste dieses Stoffes stammt aus der Univ[ersitäts]zeit, „Katzenjammerlied"[1], „Labor improbus"[2], „Rübezahl"[3] usw. ist alles alt; vom „Labor" hab' ich noch mehrere Stanzen irgendwo liegen. Ich bin aber froh, wenn man dem Ding nicht ansieht, unter wie heillosen Umständen es geschrieben worden ist; der drückende Stuttgarter Sommer war noch das Geringste!

Ihrer Aufforderung, das Märchen vom „Trichter"[4] in Hexametern zu schreiben, will ich ganz gewiß noch Folge leisten; den „Improbus" kann man so noch ganz liebenswürdig hinstellen und braucht sich nicht mit Polemik herumzuschlagen. Ich würde mich hier ganz an die Weise der

---

[1] Im „Wirtshaus gegenüber". Ausgabe Heyse VIII, 134; — Ausgabe Fischer XII, 14.

[2] Ebendort. Ausgabe Heyse VIII, 159 ff.; — Ausgabe Fischer XII, 36 ff.

[3] Ebendort. Ausgabe Heyse VIII, 183 ff.; — Ausgabe Fischer XII, 56 ff.

[4] Im „Labor improbus".

Grimmischen Märchen halten, denen Sie ein so köstliches Denkmal gesetzt haben [1]. Dieser „Labor", Anno 1833 konzipiert, hätte ein großes Epos werden sollen, so groß, daß alles, Liebe und Haß, Poesie und Prosa darin Raum gehabt hätte; ich mag dabei wohl an Byrons „Don Juan" gedacht haben. Unser deutsches Schriftstellerleben ist nicht von der Art, daß man es wie Bojardo, Ariost und jene Alten an ein Werk wenden kann; man möchte verzweifeln, bis man endlich einsieht, daß man sich zersplittern muß, und bis man so weit nachgibt, seine Balken zu biegen. Der „Simplizissimus" [2] ist meine erste und deshalb liebste Novelle, die in einer hilf- und ratlosen Zeit plötzlich wie ein freundlicher Kobold vor mir stand und mir den Ausweg aus dem unerquicklichsten Labyrinthe zeigte. Es ist in allen diesen Erzählungen eine sonderbare ängstliche Sprödigkeit, mit nichts Großem herauszurücken, eine Eckensteherei, Begnügen mit Kleinigkeiten, musikalische Ausweichung usw.

Meinen Gedichten muß man dagegen ansehen, daß mich Hegel, mehr noch Spinoza, der die Grundstimmung hergab, so viel ich ihm für das Leben verdanke, so sehr für die Poesie beschädigt hat. Daß dies geschehen konnte, zeigt mich an meiner schwächsten Seite. Ich brauche nur das Gedicht „Verfehlte Lose" [3] zu nennen und zu sagen, daß ich hundert ähnliche Gedanken mit philosophischem Übersehen auf die Seite geworfen habe. Bei dem schlechten Greisengedichte [4]

---

[1] In der „Wald-Idylle". Ausgabe Mayne I, 103. — Ausgabe Krauß II, 92.

[2] Schon 1836 im „Morgenblatt", dann in den „Genzianen". Jetzt unter dem Titel „Herzensstreich". Ausgabe Heyse IX, 222 ff., Ausgabe Fischer IX, 129 ff.

[3] Nur in den „Gedichten" (1836).

[4] „Der Schmerz der letzten Stunde." Ausgabe Heyse I, 51; Ausgabe Fischer I, 25.

ist noch überdies leider Pfizerscher[1] Einfluß nicht zu verkennen. Auch der „Muley Maluk[2], in dem wohl am meisten Stärke der Konfession ist, ist, wie Sie ganz richtig bemerken, durch Ausmalen verdorben; als ob man ein Wunder motivieren könnte! Wäre nicht vor allen die „Märznacht"[3] — ich könnte mich nicht für einen Poeten halten. — Der „Bedrängte und Gerettete"[4] ist, wie ich versichern kann, in der ganzen Sammlung das Individuellste und Wahrste; damit ist aber freilich nichts gewonnen, wenn dies nicht aus den Strophen spricht. Um mich in Ihrer Meinung zusätzlich zu bestätigen, will ich ein neueres und gewiß besseres auf die andre Seite schreiben, wo die Skepsis wenigstens einen natürlichen Ausweg genommen hat[5].

Die Inspiration ist der Punkt, wo alle Vergleichung ausgeht, denn sie ist unerreichbar, eigentlich auch nicht zu bewundern, denn mir erscheint sie als Naturkraft, und so lass' ich Ihre Poesie mit himmlischem Behagen auf mich wirken; bewundern kann ich bloß den Charakter, und von dieser Seite kann ich mich an Ihnen stärken, Ihnen näherzukommen mich bemühen. Was gütige Götter verschwenderisch über Sie ausgegossen, kann ich mir auch nicht einmal im bescheidenen Wunsche anmaßen, aber es ist die unerschütterliche poetische Gesinnung (das liberum arbitrium cooperans,

[1] Gustav Pfizer (1807—1890), zunächst Repetent am Tübinger Stift, dann Professor der Literatur am Stuttgarter Obergymnasium, der auch als Gedankenlyriker bekannt wurde.

[2] Nur in den „Gedichten" (1836). Mörikes Bemerkung in der 2. Beilage zu Brief 6.

[3] Ausgabe Heyse I, 41; — Ausgabe Fischer I, 10.

[4] „Der Gerettete": Ausgabe Heyse I, 69; — Ausgabe Fischer I, 35. — „Der Bedrängte" wurde in die „Werke" nicht aufgenommen; nur „Gedichte" S. 83 f.

[5] Siehe Beilage.

um mich gegen einen gewiß ebenso schlechten Theologen theologisch verständlich zu machen), was ich an Ihnen bewundere und was mir als Muster vorleuchten kann — nicht von der kindlichen poetischen Anschauung zu philosophischen Trümpfen überzuspringen.

Die Vergleichung mit J[ean] Paul hat mich erschreckt: möge sie kein Omen sein! Ich kann ihn nicht leiden: er hat keinen Charakter und verrät jeden Augenblick die Poesie an den Witz. Gelesen hab' ich wenig von ihm, aber ich weiß, daß er an Goethe und Schiller erbärmlich gesündigt hat.

Wenn Sie mich gelten lassen, so brauch' ich mich weiter nach keiner Bestätigung in der Welt umzusehen.

Um von dem Besten zuletzt zu reden, so weiß ich kaum, was mich an Ihnen am meisten anzieht, das Einfach-Herzliche, wie „Rosenzeit" [1], „Früh', wann die Hähne krähn", „Sausewind, Brausewind", das Kindliche, wie der „Gute Rat", in den zuletzt gesandten „Vor dem Spiegel steht mein schlankes Bäumchen" [2], Erinnerung an Klärchen", „Ein Stündlein wohl vor Tag" mit dem wunderlieblichen Refrain — dahin gehört auch jene Stelle im „Nolten" [3], die ich ganz als einen persönlichen Rippenstoß nehmen mußte, wie Agnes den Theobald ermuntert, auch ein Wort mit dem Alten zu sprechen — das Seltsame, wie der „Drakone" [4], die „Peregrinalieder", das Große, Prophetische, wie das turmhohe Morgengedicht, das ich zur Eröffnung bestimmt habe [5], das

[1] Alle angeführten Gedichte sind jetzt Ausgabe Maync I oder Ausgabe Krauß II zu finden.

[2] „Scherz."

[3] Im zweiten Teil.

[4] Im „Sieben-Nixen-Chor".

[5] „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang."

Klassische, wie die Idyllen, das „Bacchusfest", „lose Ware", das Derbe, wie „Der Hanswurst an der Sandmühle", der rasche Abschied des „Rezensenten", das Possierliche: „Storchenbotschaft", „Der Rettich" [1], die „Nachtigall am Wasserfall" [2] und vor allen der „bräunliche Schweinsfuß" [3], mit denen ich jeden Zuhörer zum tollsten Lachen begeistert habe! Es wäre schwer, Rubriken für alle zu finden; Sie sind ein poetischer Millionär, dem keine Münze fehlt, außer kupferne. Ich wäre in Verlegenheit, eine genießbare Rezension Ihrer Werke zu schreiben. Auf den Druck Ihrer Gedichte freu' ich mich unbeschreiblich; das gibt einen Hauptschlag.

Ich möchte wissen, was Sie selbst von dem ungeheuren Schlusse des „Nolten" denken. Er hat mich erbittert, als ich ihn das erstemal las, aber ich konnte nicht dagegen aufkommen. Der Schluß der „Wahlverwandtschaften" erscheint als Dekoration dagegen; er wirkt weltgerichtlich, wie ein zweischneidig Schwert durch Mark und Bein.

Bauer hat mir viel von einer neuen Novelle gesprochen, „Die geheilte Phantastin"; könnten Sie sich entschließen, mir davon etwas Näheres zu vergönnen [4]? Auch auf jene ursprüngliche Form der Orplidischen Phantasmagorie wär' ich sehr begierig. Vielleicht einmal persönlich von Hand zu Hand.

Wie leid tut es mir, daß Sie nicht hieher kommen! Es ist ein abgeschiedenes Bergeiland, von dem man auf die Welt heruntersieht. — Ich muß es also der Zukunft über-

---

[1] „Restauration."

[2] „Zur Warnung."

[3] „Alles mit Maß."

[4] Die zweite Fassung der „Lucie Gelmeroth". Ausgabe Maync III, 9 ff. — Ausgabe Krauß V[I], 5 f.

lassen, uns zusammenzuführen. Sonderbar mag es freilich sein, wenn man sich eine Zeitlang schriftlich geliebkost hat und dann das imaginäre Porträt mit dem wirklichen verwechseln muß.

Möge das Bad Ihnen bekommen! Ich erinnere mich hier einiger Distichen, die ich vorlängst aus dem Lateinischen übersetzte und Ihnen als Viatikum mitgeben will:

„Warum kochen sie so, die erdentbrausenden Wasser?
  Amor tauchte dereinst glühende Pfeile darein,
Und vom Zischen ergötzt: „Nun sprudelt in ewiger Hitze!
  Meinem Köcher sei hier", sprach er, „ein Denkmal gesetzt."
Seitdem wallet der Sprudel, und selten badet ein Gast drin,
  Dem nicht der lose Gott schmeichelnd berühre die Brust."

Diese Versart, die mir immer so lieb war und von der ich leider in meiner Unmündigkeit mich auch durch die moderne Lyrik habe abschüchtern lassen, ist mir nun durch Sie zu besonderem Danke wieder bestätigt worden; ich mag sie aber bloß in der „ungestiefelten" Form, wie auch Goethe und Schiller schreiben. Das Beste, was ich gemacht habe, sind zwei Verse aus einer Elegie beim Abschied von Tübingen 1835, die in einer vierwöchentlichen Faulenzerei nicht zustande gekommen ist:

„Mählig versinken die Dächer der Stadt und die Zinnen des Schlosses,
  Hülle sie, abendlich Licht, in ein verklärendes Rot.
Aber mich führt ihr hinweg, ihr Musen und Grazien rettend!
  Kühlere Morgenluft haucht um die Schläfe mir schon."

Nun hab' ich von meinen Äpfeln einen ganzen Korb voll auf Sie ausgeschüttet. Nehmen Sie's nicht für ungut.

Mit der Oper hab' ich den L[achner] bedräuet, er solle mir sie in den nächsten 14 Tagen schicken; er hat sich aber noch nicht blicken lassen.

Haben Sie denn mit der Umarbeitung des „Bacchusfestes" die Rezension in vierzeiligen Strophen gemeint? Ich hielt diese für den zu Grunde liegenden Entwurf. Sie steht unter den gesammelten Gedichten; im blauen Heft ist eine andere mit der Generalüberschrift Gedichte von E. Mörike, die ich, da ich sie als Abschrift aus dem „Jahrbuch" nahm, nicht gelesen habe. In dem „Jahrbuch" ist außer Ihren Sachen nichts Gutes, als das Ständchen von Ludwig Seeger.

Leben Sie wohl und aus bescheidenem Herzen gegrüßt von Ihrem H. Kurtz.

Beilage zu Brief 8

Das schöne Kind[1]

Laß dich küssen, kleine Dirne
Mit dem holden Angesicht!
Solche Lippen, solche Stirne
Sah ich all mein Leben nicht!

Bist du gar ein Elfenkindchen,
Heimlich kommen aus dem Berg?
Und ein Kuß von deinem Mündchen
Macht auch mich zum art'gen Zwerg?

O so komm und laß dich küssen!
Gib mir, Liebchen, gib die Hand,
Und zu seligen Genüssen
Fliehn wir in dein Wunderland!

[1] Erstmalig abgedruckt im „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1839". Herausgegeben von Chamisso und Gaudy, X. Jahrgang, S. 101 ff.

Aber ach! mir sagt die Seele:
Dieses holde Angesicht,
Diese Lippen ohne Fehle,
Diese Stirne klar und licht,

Diese Haare braun und flachsen,
Alles, ach! vergeht geschwind,
Und die Elfe wird erwachsen
Zum gemeinen Menschenkind.

Solche träumerischen Reize
Fliehen, wie die Träume fliehn,
Und Natur in ihrem Geize
Wird den Zauber dir entziehn.

Manches Lied im Lenze schrieb ich,
Das der Herbst mir schwer vergällt,
Ja, und manche Blüte lieb' ich,
Deren Frucht mir nicht gefällt.

Drum, so lang der Zauber dauert,
Laß mich schlürfen seinen Schaum,
Träumen, ganz von Geist durchschauert,
Einen kurzen Elfentraum.

Wenn dereinst, in langem Säumen,
Farblos dir die Tage sind,
Macht die Nacht mit ihren Träumen
Wieder dich zum Elfenkind.

Laß dich küssen, süße Dirne!
Und ich will von hinnen gehn.
Solche Lippen, solche Stirne
Werd' ich niemals wieder sehn.

Oktober 1836.

Ich muß Ihnen auch einmal ein elegantes Briefchen schreiben, und zwar soll es Ihrem „schönen Kinde“, wie es in seiner Art ganz einzig ist, auch vorzugsweis gewidmet sein.

Dergleichen fremdartige Originale sind mir im Leben auch schon vorgekommen und haben mir die ähnlichen Eindrücke gegeben. Besonders erinnere ich mich einer kränklichen Tochter des verstorbenen Generals Scheeler, Mariane: sie war einfältig, ich möchte fast sagen überkindisch, was aber ganz am Platze war und ihr wohl stand. (Nun ist sie Stiftsdame: was ebenfalls ganz in der Ordnung ist.) In jenem Berg- und Felsenneste auf der Alb, dessen Kirchlein (schlimmen Andenkens) Sie kennen [1], war ferner ein gescheites Bauernkind, welches jedoch nur den äußern Schnitt solcher Naturen hatte: besonders war es eine jener Physiognomien, die ich Vanillegesichter zu nennen pflege und deren Unbeschreibliches vorzügl[ich] in der eigens kindlichen Form der Nase liegt. Sie haben gerne etwas Schwimmendes, Trübes in ihren braunen Augen, sind stille, und ihr Lachen ist besonders lieblich, obwohl oft ungeschickt. Lernt man sie näher kennen, so wird man, wenigstens bei einer Gattung, nicht selten durch eine gewisse Roheit überrascht, die man gerne entschuldigen oder gar schön finden möchte. Früher hab' ich mich solchen Geschöpfen mit einer Art von Schüchternheit genähert; dabei war ich gewählt und besonders in Rede und Manier, wodurch die Absicht natürlich in der Regel verfehlt wurde. Es wäre mir nicht möglich gewesen, neben einem solchen Kinde mit jemand vom „Pfarr-Zehnten“, vom

[1] Ochsenwang. Vgl. Brief 1.

„Heuet" und dergl. zu reden — (zwar tu' ich das auch sonst nur pro forma bei meinen Herrn Kollegen): denn diese Wesen sind die Antipoden alles Philistertums.

Die Eigenheit jener griechischen Mädchennamen mit Neutralendungen (Musarion, Glyzerion usw.) finde ich derjenigen Sorte dieser Kinder sehr analog, welche etwas von der gedachten reizenden Ungeschlachtheit und paradoxen Härte an sich tragen. Sie müssen nicht schön sein, hingegen haben sie sinnliche Reize, welches letztere Wort auch schon dem Laute nach sehr viel von jenem Unnachahmlichen enthält, das ich nicht besser, als durch das schwäbische „r e e s e" zu bezeichnen weiß.

Es gibt jedoch auch K n a b e n von dem echten Elfencharakter. Ich hab' diesen überhaupt nie schöner und zärter, als an einem jungen Franzosen meiner Bekanntschaft gefunden.

Die Rührung, wovon man allemal dabei beschlichen wird, ist in der Tat zum Teil in der Idee des Vergänglichen gegründet: die um so glücklicher in dem Gedicht ausgedrückt ist, als es sonst immer mißlich bleibt, unter solchen Umständen an so was zu mahnen (cf. Bérangers: „Vous vieillirez, o ma belle maitresse"[1], wo freilich die künftige Metamorphose nur in den Runzeln besteht). Die Lebhaftigkeit aber, die Unmittelbarkeit, womit der gegenwärtige Zauber geschildert wird, hebt alles Störende der Nebenidee vollkommen auf. Ihr Gedicht ist ein kristallenrein geblasenes Glas, ohne Bläschen, ohne Faden — den e i n e n ausgenommen, den ich auch nicht verschweigen will.

„Die Natur in ihrem Geize — entziehn" scheint mir nicht ganz statthaft. Erstens halte ich den Gedanken selbst

[1] Im Gedicht „La bonne vieille".

nicht für richtig. Es wird hier der Natur ungefähr dasselbige als Geiz zur Last gelegt, was in dem griech[ischen] Trauerspiel dem Schicksal als Neid. Allein im gegenwärtigen Falle — zugegeben, daß die Natur die Schuld allein trage, was ebenfalls bestritten werden könnte — ist es ihrerseits nicht sowohl Mißgunst, als vielmehr Schwäche. Zum wenigsten will es sich nicht ganz ziemen, der Natur, noch eben, da wir über ihr Werk entzückt sind, einen so unschönen Fehler vorzurücken, wie der Geiz ist, und zwar noch eh' sie nur daran dachte, ihn hier auszuüben. Zweitens erscheint dieser Geiz mitunter durch den Reim herbeigeführt, und das ist der Punkt, auf welchen der gemeine Rezensent alsbald losfahren würde.

Wie ich nun bei Produktionen von solcher Schönheit, als dies Gedicht im ganzen bleibt, sogleich unwillkürlich sinnen und dichten muß, wie dieser oder jener leichte Makel am besten zu entfernen wäre, so ging mir's auch hier, doch ohne daß sich eine Auskunft hätte entdecken lassen. Denn wenn die „träumerischen Reize", welche den schwierigen Reim fordern, doch — wie billig — nicht aufgeopfert werden sollen, was ist da zu tun?

(Während ich auf ein Expediens dachte, ergab sich übrigens ein kleiner Spaß. Man denke sich in dem Gedicht bei der zweifelhaften Zeile den Reim bis auf weiteres unausgefüllt. Ein späterer Redakteur oder Referent schreibt oder zitiert nun den fraglichen Vers folgendermaßen:

> „Solche träumerischen Reize
> Fliehen, wie die Träume fliehn,
> Und Natur — hier stehn 3 Kreuze —
> Wird den Zauber dir entziehn.")

Noch ein paar Kleinigkeiten. Ich glaube kaum, daß man von einem braunen Haar das weitere Epitheton: „flachsen" gebrauchen kann. Man will damit freilich bloß die Feinheit anzeigen: allein die Farbe spielt doch mit hinein und macht einen Widerspruch. Nun denk' ich mir das schöne Kind zwar gern auch braun; wenn Sie jedoch eine Blondine aus ihm machten, geschähe seiner Natur keine Gewalt, eher vielleicht Ihrer Phantasie, aber auch nur auf ein Weilchen. Ist vollends „blond" einmal gedruckt, so kann kein Zweifel mehr dagegen kommen.

„Manches Lied im Lenze — vergällt." Das Gleichnis überrascht beim ersten Blicke angenehm; beim zweiten strauchelt man, ob es auch genau richtig sei; beim dritten rechtfertigt sich's doch. — Und so geht mir's vielleicht auch wohl noch mit dem sechsten Vers.

Zu guter Letzt könnt' einer hergeh'n und sagen: der zweite Vers erinnere, dem Tone nach, an Uhlands Elfenlied[1]. Allein wessen Geruchsorgane so diffizil sind, daß er sich an dergleichen ärgern mag — habeat sibi! In dem alten engl[ischen] Lied (das auch bei Shakespeare vorkommt) heißt es:

"Not a flower, not a flower sweet
On my black coffin let there be strown,
Not a friend, not a friend greet etc."

(Wenn ich Ihnen, einem Sprachkundigen, diese Strophen englisch zitiere, so folgt daraus nicht, daß ich auch Englisch verstehe. Ich schmecke den Sinn nur heraus.) Hierauf anklingend, ohne es zu wissen, singt Uhland:

---

[1] „Die Elfen", Uhlands Gedichte und Dramen, I, 215.

„Eine Blüt', eine Blüt' mir brich!

— — — — — — — — — — — — — —

Keine Frucht, keine Frucht für mich“ usw.

Der alte gute Ulmer Miller[1] fängt sein Erntelied so an:

„Laß dich schneiden, laß dich schneiden,
Ähre, reif und warm!
Sieh', ein Mädchen, voller Freuden,
Sammlet dich in Arm.“

Uhland hebt einmal an:

„Laßt euch pflücken, laßt euch pflücken,
Lichte Blümlein usw.“

Im „Faust“ (nachdem er Feld und Auen verlassen) heißt es:

„Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit ihrem ungestümen Tun,
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.“

In Uhlands „sanften Tagen“[2] kehren zwar weder dieselben Worte, noch derselbe Gedanke, aber wenn ich so sagen darf, dasselbe musikalische Motiv wieder. Et sic in infinitum.

Nun sei's für heute genug rezensiert. Nur das noch: wenn ich in meinem letzten Brief den „Bedrängten und Geretteten“ nicht angeführt habe, so war dies ein reines Versehen. Auch versteht sich von selbst, daß ich Sie mit

---

[1] Joh. Martin Miller (1750—1814), Mitglied des Göttinger Dichterbundes. Von ihm stammt das bekannte Lied „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“.

[2] Uhlands Gedichte und Dramen, I, 12.

Jean Paul nicht, insofern er ausstehlich ist, sondern nur auf denjenigen Punkt verglichen habe, wo Sie z. B. auch mit Fr. Vischer bei ihm zusammentreffen.

Was Sie mir Gutes von meinen Sachen sagen, war mir sehr tröstl[ich], denn in der Tat bekomme ich so was und aus so kompetentem als liebevollem Munde sehr selten zu hören. Fr. Vischer[1] in Tübingen ist fast der einzige, der sich auf diese Materien mit mir einläßt. Dem Ludwig Bauer z. B. widersteht seiner Natur nach alles kritisierende Wesen zwischen Freunden und seine Sprödigkeit diesfalls hat einen rein poetischen Grund. Ich meinesteils bin hierin weniger ängstlich.

Zu rechter Zeit fällt mir noch ein, daß ich Sie bitte, mir bestimmt zu sagen: für welche von beiden Rezensionen des „Bacchusfestes" (besser: „Herbstfeier" — denn es ist doch nicht rein antik) würden Sie nach genauer Vergleichung sich entscheiden? (Die Einteilung in vierzeilige Strophen kommt bloß daher, daß durch die Veränderungen eine ungleiche Anzahl solcher Verse herauskam.)

Jetzt etwas zum Beweis, wie ordentlich zuweilen doch die Heiligenpflege sich mit der Poesie verbindet. Wie Sie wissen, liegt Schillers Mutter auf hiesigem Kirchhof begraben. Als ich hieher kam, fand ich die Stätte durch nichts, als einen mittelmäßigen Fruchtbaum bezeichnet. (Im Orte selber wußten überhaupt nur zwei alte Leute etwas von der „Frau Majorin" zu sagen, dies war im Löwenwirtshaus, das mit den Pfarrfamilien jederzeit, besonders auch mit dem Pfarrer Frank, dem Schwiegersohn von Schillers Mutter, in gutem Vernehmen gestanden. Der

[1] Friedr. Theod. Vischer (1807—1887), der berühmte Ästhetiker.

Wirt war zugleich Bäcker, und die Majorin, eine heitere, zutrauliche Frau, sagte manchmal, sie sei in Bäckerhäusern immer gerne, weil sie in einem solchen auferzogen worden.) Ich ließ vorderhand einen regelrechten Hügel und fest, von guter Garten-Erde, aufwerfen, mit Rasen umkleiden und oben mit einigen Blumen bepflanzen. Indessen verdroß es mich immer, nicht irgendwie eine dauerhafte Inschrift anbringen zu können. Denn wie leicht konnte nach der unglaublichen Gleichgültigkeit, womit man die Sache bisher ignorierte, die Stelle ganz in Vergessenheit kommen? Nun geh' ich neulich in der Morgensonne auf den Platz und sehe ein etwa vier Schuh hohes, sehr starkes steinernes Kreuz in einem Winkel lehnen, welches inzwischen bis über die Arme in die Erde gesunken und soeben ausgegraben worden war, weil es dort hinderte. Soweit ich die Inschrift entziffern konnte, war es über 100 Jahre alt und wahrscheinlich für die Frau eines Geistl[ichen] errichtet. Es hatte seine ursprüngl[iche] Bestimmung verloren, und ich beging somit keinen Raub, wenn ich ihm eine neue anwies. Nachdem ich Anzeige von meinem unschuldigen Vorhaben gemacht, welches auch keinen Widerspruch erfuhr, ließ ich den altfränkischen Schild mit der Inschrift, so wie er über und unter den Achseln des Kreuzes herumging, sorgfältig weghauen, daß nun ein schlichtes, wohlgeformtes Kreuz von ziemlicher Höhe dastand, das ich sofort in meinen Garten in eine Laube bringen ließ, um ihm die zwei Worte: „Schillers Mutter", womit es versehen werden sollte, noch eigenhändig einzugraben. Ich habe hierin einige Übung, und sind die Lettern, tief und scharf, Fraktur, auch so glücklich geraten, daß jeder Steinmetz mit Vergnügen sich zu

dieser Arbeit bekennen würde. Am Feiertag Johannis, dem 24. Juni, nach der Morgenkirche, wurde der Stein unter meinen Augen vom Maurer auf den Hügel gepflanzt, wo er sich nun sehr stattlich und sauber im Schatten des Baumes ausnimmt, der seinerseits auch viel dadurch gewinnt.

Daß mir kein Mensch einen Großdank dafür gibt, tut ihm nichts und macht mir die Sache nur um so eigner und lieber[1].

Beifolgenden Spaß hat mir Vischer vor kurzem geschickt. Er wurde beim Abschied des Repetenten Haug gesungen. Ich bitte, ihn nicht weiter zu zeigen und mir ihn geleg[en]tl[ich] wieder zugehn zu lassen. Um ihn zu goutieren, muß man die Verse *singen*. (Es ist die wahre Rickeles-Melodie.)

Apropos: Treiben Sie Musik? und wie weit? Ich freue mich, einmal die Melodien zu Ihren unterlegten Texten, besonders zu dem „Schlafgesang“[2] von Ihnen zu hören.

Viel Dank fürs Bade-Xenion. Ob aber jener Gott noch je etwas mit mir zu tun haben will, weiß ich nicht. Bis jetzt kommen für mich nur Säuren und Salze beim Bad in Betracht.

Ihre zwei schönen Distichen können sehr wohl für sich bestehen. Mir scheint, sie enthalten die Summe der ganzen Elegie.

Ihren nächsten Brief richten Sie nur noch hierher. Bin ich inzwischen fort, so wird er mir gl[eich] nachgeschickt.

---

[1] Vgl. „Auf das Grab von Schillers Mutter“. Ausgabe Mayne I, 77. — Ausgabe Krauß II, 71.

[2] „Wir feiern dich, sanfte Nacht“. Ausgabe Heyse I, 14; — Ausgabe Fischer I, 17.

Was treibt denn der Lachner? Ich weiß gar nicht, was ich von solchen Leuten denken soll. Adieu, mein Bester! Ihr Eduard M.

Cleversulzbach, den 30. Juni 1837.

NB. Ein paar poetische Kleinigkeiten und Bonmots sind auch wieder ins reine gebracht.

Kurz an Mörike (10)

Buoch, den 5. Juli 1837.

Und mich drängt es einmal, über meinen Novellenpappendeckel mit dem Gänsekiele statt der Beinhauerschen Kometfeder wegzufahren. Es gilt eher als Surrogat für die Arbeit, zu der ich vor lauter Lyrik nicht komme. Mir geht's wie dem Knaben, der die berufenen Geister nicht mehr loswerden konnte[1]; die lang verhaltenen klassischen Formen machen sich nun mit solcher Gewalt bei mir Luft, daß ich Ihnen, wenn wir einmal zusammenkommen, einen ganzen Schwall von Distichen vorbrudeln kann. Immer noch lieber, als Lieder vordudeln: Polyhymnia würde sich entsetzen, wenn ich gegen Sie behaupten wollte, ich spiele Flöte und Gitarre; wenigstens geschieht dies nur im Kämmerlein, daß es die Leute womöglich nicht hören, denn ich habe meine fast immer bedeckte Stimme nicht in der Gewalt, und da ich mit Sicherheit schließen kann, daß die Saiten Ihnen auf irgendeine Art zugänglich sind, so habe ich einem Tübinger Freunde soeben Auftrag gegeben, meine Melodien für Sie zu bestellen. Hier indessen eine Kom-

[1] Anspielung auf Goethes „Zauberlehrling".

position von „Jesu benigne“[1]: ich will Ihnen ein andermal sagen, wie ich dazu gekommen bin. Meine blühendste musikalische Periode war in Maulbronn[2], wo ich den Kontrebaß spielte und zu meinem Ergötzen die ganze Kirchenmusik nach Belieben bald schnell, bald langsam zu gehen zwang; es hat mir manchen verzweiflungsvollen Blick meines alten Speisemeisters zugezogen.

Verzeihen Sie den beiliegenden Schwank dem Zug des Herzens und dem Flaschenzuge, die, wenn sie zusammenarbeiten, wenig Gescheites hervorbringen[3].

Auch das moralische Ständchen folgt zurück: wenn es Ihnen Vergnügen macht, so freut's mich auch.

Ihre Gedichte werden Sie wohl jetzt haben; ich sandte sie nebst einem Briefchen und meiner Inhaltsanzeige an Herrn Hardegg, der seit dem 1. Juli nicht mehr im Lande sein wird. Wenn die Muse Ihnen noch eine Romanze bescheren wollte, einen rechten Flügelmann, so wollte ich's gerade diesem etwas schwach bemannten Posten sehr gönnen. Strauß wollte die Übers[etzung] von „Jesu benigne“ auch aufgenommen wissen; ich zweifle, daß er Ihren Sinn getroffen hat. Leider ist mir mein „Nolten“ nicht zur Hand, um nachzusehen, ob Sie dort nichts vergessen haben; auswendig kann ich mich an nichts erinnern, als etwa an „Frau Adelheid“[4], die Sie vielleicht als moralische Legitimität neben die „Storchenbotschaft“ stellen könnten.

Hier fällt mir noch ein, daß Sie nach einem Theokrit

---

[1] Die erste Komposition dieses Liedes stammte von Karl Mörike und war schon der Erstausgabe des „Maler Nolten“ (1832) beigefügt.

[2] 1827—1831.

[3] Siehe Beilage.

[4] „Maler Nolten“, II. Teil.

gefragt haben; ich habe eben bei jener Sendung Herrn H[ardegg] gebeten, durch Bauer eine anerkannte Übersetzung an Sie besorgen zu lassen. Ich habe ihn leider, wie vieles Gute, noch nicht gelesen. Neulich kam ich zum ersten Male an „Daphnis und Chloe" und las die köstliche Novelle mit dem nachhaltigsten Genusse durch. Sie würden lachen, wenn Sie wüßten, daß Schreiber dieses mit einem Roman aus den Zeiten Herzog Karls beschäftigt ist[1].

Ich erstaune, daß Sie sich meiner Kleinen[2] so sehr gewidmet haben. Ich bin so etwas nicht gewohnt. Meine besten Freunde sind darin kurz angebunden, und der allerbeste bisher sagt etwa wie Merck[3]: „es ist dummes Zeug, aber laß es drucken".

So wollen wir denn der ganzen Welt zum Trotz unser Faß herüber und hinüber wälzen; aber so ist es nicht gemeint, daß ich Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick mehr, als Ihre Laune gerade will, in Anspruch zu nehmen gedenke. Von Ihnen dagegen sind mir die geringsten Kleinigkeiten wert — ich halte es schon für anmaßend, auch nur einen Unterschied andeuten zu wollen und wünschte um alles nicht, daß Sie sich gedrungen glaubten, auf diesen Punkt einzugehen. Wir haben es gottlob nicht nötig, Handschuhe anzuziehen.

Desto lebhafter heiß' ich Ihre Kritik willkommen, denn ich bin in diesem Stücke nicht weniger vernachlässigt gewesen. Ich sehe mit Ergötzen, wie Sie bei jedem kritischen Jagdschuß allemal einen Pfizerischen Nachzügler wegputzen.

---

[1] Anfänge des „Heinrich Roller".
[2] Dem „schönen Kind".
[3] Über Goethes „Clavigo".

Der „Geiz der Natur" ist auch einer, und die Bestie muß weg. Pfizer[1] war im siebzehnten Jahre, beim Eintritt in die **terra incognita** der Philosophie, mein Apollo, und daher kommt's, daß ich's immer noch nicht lassen kann, ihn etwas sträflich anzusehen. Ich wünsche recht freundlich gegen ihn werden zu können, der beste Beweis dann, daß ich ihn los bin.

Wie ich diesem Geiz, der, wie Sie ganz richtig bemerken, am Ende doch ein **Gualterus de nihil habere** war, mit einigem Kapitalem nachhelfen soll, weiß ich noch nicht — Ihr Amendement ist leider bloß unter Brüdern vortrefflich — aber anders muß es werden, obgleich das Korrigieren nicht meine starke Seite ist. Bei dieser Gelegenheit will ich Sie bitten, in meinem „Muley Maluk" die Strophen von „doch ihr verlorner Schlachtenmut" — bis — „ahnden ihres Reiches Fall" mit derber Feder zu streichen und mir zu sagen, ob sich's nicht rundet. Ich darf mich glücklich preisen, wenn alle meine Ungeschicklichkeiten zugleich so unorganisch sind und sich von selber ausscheiden. Diese Bitte reicht, wie sich von selber versteht, bloß bis Cleversulzbach und nicht ins Bad.

Das „Lichtbraun" ist mir vom „Zauberring"[2] her in ganz angenehmer Erinnerung, und ich will dem Flachs ohne Widerrede seine natürliche Farbe zurückgeben. Mein Elfchen hat braune Haare, die — ausnahmsweise, so viel ich weiß — wirklich gelinde wie Flachs sind. Dies hat

---

[1] Vgl. Anm. 1 auf S. 39. Seine Gedichte — die erste Sammlung erschien 1831 — lieben das Tiefe, Philosophische, treffen aber selten eine das Verständnis erleichternde Anschaulichkeit des Ausdrucks.

[2] Ritterroman von Fouqué. Gesammelte Werke, herausgegeben von W. Ziesemer (Gold. Klassiker-Bibl.), II. Band.

mich zu der Anomalie verführt; aber wer würde mir's glauben? Ich müßte ein illuminiertes Bild dazu geben und die Hexe wie eine Schweizergegend dem Publikum und den Malern in die Hände liefern. Sie ist beinah' eine Landsmännin von Ihrem Bauernkinde und hat mit Ihrer lebenduftenden Schilderung namentlich die herbe Frische — Reese, wie Sie's nennen — gemein, abgesehen davon, daß, als ich sie zum letzten Male sah, sie sich eben zum Eintritt in die Flegeljahre anschickte. Vor allem hat sie einen bedeutenden Merks und weiß einen Verliebten, vollends wenn er mit Goldschnitt redet, zum Verzweifeln zu mißhandeln, nicht gerade direkt, aber auf eine eigene negative Manier. Wenn das trutzige Ding wüßte, wie ernsthaft und wissenschaftlich wir über sie korrespondieren!

Vanillegesichter sind wieder eine andere Sorte, die aber auch in die Kategorie der vergänglichen Backfische und des Geizes der Großmutter Natur gehören. Ihr Ausdruck ist glänzend! Ich hatte mich lang hin und her besonnen: an der Nase fand ich auch die Hauptsache, etwas wie von gebleichtem Gebein, und dann mußte ich mir — wie soll ich's Ihnen eingeben? — ich mußte, Jesus Christus und alle neun Musen mögen mir verzeihen! — ich mußte immer an einen Rotz- und Hyazinthengeruch dabei denken. Dies kam, was das erstere Ingrediens cum salva venia betrifft, vielleicht daher, daß mein Exemplar eine Seifensiederstochter war. Diese und Metzgermädchen haben etwas Unschlittartiges, was jedoch, poetisch aufgefaßt, eher an die Amplologie rühren möchte. — Die Engel hab' ich mir immer als schlanke Gestalten mit solchen Gesichtern gedacht; dazu gehört eher lichtbraunes Haar. Dunkelbraunes Haar,

braunrote Wangen, traumtrunkne Augen (um nicht schlaftrunken zu sagen), weit aufstehend, darauf kann das Elfenreich Anspruch machen.

Da Sie von Knaben sprechen, so will ich hinzufügen, daß mein leider „Geretteter"[1] denselben verhängnisvollen Ursprung hatte und eigentlich am Übergang vom Märchen in die Welt zu Grunde ging. — Es ließe sich sogar eine Gesichtsähnlichkeit demonstrieren.

Genug davon! Sie könnten mich für eitel halten, daß ich so weitläufig geworden bin, wenn es nicht zugleich bewiese, wie viel mir an Ihren Bemerkungen gelegen ist. „Manches Lied im Lenze usw." wird wohl bei genauerem Ansehen auch weichen müssen; die Sache selbst ist sehr individuell, wenn nicht zu sehr, und der Ton jedenfalls der oben belobte.

Die Uhlandischen Reminiszenzen freuen mich: man müßte ein ganz geflickter Bursche sein, um nicht manchmal mit Bewußtsein zu reminiszieren. Die englische, die gut herausgefühlt ist, fiel mir auf: ich habe sie nie gemerkt, war aber schon als Maulbronner Student genötigt, das Liedchen englisch zu übersetzen[2]. Da Sie mit Ihrer Zitation eine übrig gebliebene Schleuse meiner alten Anglomanie geöffnet haben, so will ich die Zeilen daher schreiben, damit Sie „den Sinn herausschmecken":

A farewell, a farewell to thee,
Love, to-day we sever.
Give a kiss, give a kiss to me,
I must go for ever.

---

[1] Vgl. S. 41 (Anm. 4).

[2] Der Repetent Rau hatte damals englische Übungen veranstaltet, an denen Kurz mitarbeitete.

And a flow'r, and a flow'r from the tree
In the garden take it,
Not a fruit, not a fruit for me,
I can never break it.

Wissen Sie auch, welch ein Unstern über Ihren Vergleichungen waltet? Bauer setzt mich dadurch, daß er kein Kontra auszusprechen vermag, in desto größere Verlegenheit, da ich seinen „Alexander“ [1] zwar mit dem gebührenden Respekt, aber mit ebenso großer Freimütigkeit rezensiert habe. Ich bin Ihnen deshalb um so dankbarer, wenn Sie ein Gesicht machen, wie in jenem Kirchlein. Aber wenn Sie freundlich werden und besonders wo Sie die wohlwollendsten Vergleichungen anstellen, da sind Sie abscheulich anzüglich. Als Sie von dem Autor schrieben, der lachend und im Fluge den Vogel schießt, da dachten Sie wohl nicht, daß der Brief an einem Tage kommen würde, wo ich einen, der ruhig auf dem Baume saß, gefehlt hatte. So impertinent betrug er sich sogar — es war ein Specht —, daß er auf den Schuß noch sitzen blieb! Er schien zu denken: ich kenne meine Pappenheimer. Zum zweiten Male schoß ich ihm den Zweig unter den Füßen weg und rief: jetzt bleib sitzen! Da mußte er wohl oder übel das Feld räumen. Ich habe mich zwar seitdem an der Familie gerächt, aber nicht im Fluge.

Mit dem Glasblasen wär' es noch schöner, wenn mir nicht einmal in der Glashütte Rosenberg bei Ellwangen ein verruchter Streich passiert wäre. Die Leute bliesen gerade grüne Bouteillen von $1^1/_2$ Schoppen, und einer gab

[1] Vgl. S. 3 (Anm. 1). Die Rezension von Kurz findet sich im „Spiegel“ 837, Nr. 21 ff.

mir sein Rohr. Ich blies ihm den lebendigen Odem in die Nase; als ich aber absetzen wollte, sprühte mir das heiße Wasser ins Gesicht, ich setze wieder an und blase wie desperat, bis ich kirschblau werde unter höllischem Gelächter der ganzen Rotte; nun beseh' ich mir die Bescherung und finde, daß ich einen 16mäßigen Branntweinkolben fabriziert habe, freilich „ohne Bläschen, ohne Faden“, denn er war dünn, wie die Luft, — aber ist das nicht wie eine Novelle, die sich zum Roman aufgeblasen hat?

Das Schönste kommt zuletzt! Sie vergleichen mich mit J[ean] Paul, wie Sie schreiben, nicht insofern er *ausstehlich* ist! Man muß seine ganze Aufklärung zusammennehmen, um sich durch einen so unseligen Schreibfehler nicht entmutigen zu lassen.

Zum Schluß etwas Vernünftiges: es ist tief in der Nacht. Die Überschrift „Herbstfeier“ ist mir eigentlich auch lieber: über die beiden Rezensionen kann ich erst etwas sagen, wenn ich sie wieder in Händen habe; die vierzeilige, die ich für die frühere hielt, las ich sehr flüchtig durch und kann also dem Eindruck, nach dem sie mir nicht so künstlerisch geordnet schien, wie die andre, nicht unbedingt vertrauen.

Ich hole noch nach, daß Sie mir die griechischen Mädchennamen auf *—ον* verständlich gemacht haben. Ich hatte sie nicht so anständig neutralisiert.

Leben Sie wohl! Ihr Hermann Kurtz[1].

[1] Am Schluß fügt Kurz die kulturhistorisch interessante Bemerkung hinzu: „Wäre es, da unsere Briefe zum Teil durch Boten gehen, nicht sicherer unfrankiert zu schreiben? Wenn Sie derselben Ansicht sind, so machen Sie das nächste Mal den Anfang.“

Beilage zu Brief 10

Dicat Io, si se novit Germania, dicat!
Ulr. Hutten (Triumphus Capnionis)[1].
— Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben!
Goethe.

Gespräch auf dem Kirchhofe zu Cleversulzbach

In barfüßigen Hexametern

Personen: Der Laird[2]. — Der Nachtwächter, so zugleich Totengräber. — Der Professor der Ästhetik[3]. — Grabsteine, letztere als stumme Personen. — Leichenkondukt.

Zeit der Handlung: Das Jahr der Gnade 2137.

Nachtwächter

(an einem neuen Grabe beschäftigt; zu ihm)

Der Laird

He, Nachtwächter, für wen soll die unerbetene Ruhstatt?

Nachtwächter

Für des Thomsbauern Kind! Der arme Wurm ist gestorben.

Laird

Dem ist's wohl gegangen!

Nachtwächter

Ja freilich, gnädiger Herre!
Ein Zehrfieberlein kriegt' es zuerst, dann plagten's die Gichter,
Endlich kam noch ein Schläglein dazu und nahm es von hinnen.

Laird

Nun, Gott schenk ihm die Ruh' und den Frieden in Ewigkeit.

Nachtwächter

Amen!
Sonderbar ist's doch, wenn man so ans Leben und Sterben —
Erdensakerment! was steht mir da unten im Wege?
An dem harten Ding ist mir fast die Haue zerbrochen.

---

[1] Aus Huttens Gedicht „Reuchlins Triumph".

[2] Schottische Form für Lord, meist in der Bedeutung: „Gutsherr".

[3] Kurz denkt wohl an Fr. Th. Vischer, der eben damals (1837) außerord. Professor für Ästhetik an der Tübinger Universität geworden war.

Wie? will's nicht nachgeben? — ich komm' ihm bei von der Seite,
Uff! und noch einmal! äh! da! wollt Ihr den Fund Euch besehen?

Laird

's ist ein eisernes Kreuz! gebt her! ein Altertum! gebt mir's!
Wem's wohl gegolten? vielleicht ist noch etwas daran zu entziffern.
Schaut einmal! seltsam doch! alles ist rostig, nur über die Arme
Hat sich Grün gezogen: gebt acht, das beschützte die Inschrift!
Säubert mir's doch! — nun laßt sehn. O mein Gott! mir brechen die Kniee!
Schillers Mutter glänzt mir's in deutlichen Lettern entgegen!

Nachtwächter

Dreimal glücklicher Ort! und tausendmal glückliche Finder

Laird

Also hier schläft sie den ewigen Schlaf, die Mutter von einem,
Dessen Ruhm nie schlafen wird. Drei Jahrhundert' und drüber!
Jenes zarte Gemüt, das der zarten Jugend des Knaben
Gab den ersten Eindruck!

Nachtwächter

So ist's biographisch zu lesen!
Aber eins wie's andre: das muß ich sagen, wir meinen
Sonderlich weit zu sein in Fertigkeiten und Künsten,
Und die Inschrift da, von 1800 und ungrad,
Kann uns beschämen, fürwahr, der geschickteste neuere Steinmetz
Würde zu dieser Arbeit sich mit Vergnügen bekennen.
Damals gab's auch künstliche Leute.

Der Professor

(der atemlos hereingestürzt war und dann, aufmerksam gemacht, das Gespräch hinter einem Grabstein belauscht hatte)

Was Leute! was Steinmetz!

(zum Laird)

O vergebt, mein Freund! es ist jetzo nicht Zeit zur Begrüßung!

Über die Häupter rollen uns inhaltsschwangre Minuten.
Soll ich den Künstler euch nennen? Ja, diese unschätzbaren Lettern
Hat der Dichter des „Nolten“ gehau'n und der „bräunlichen Schweinsfüß!“[1]
Bei meiner Seligkeit! ich kann es, und soll ich's beweisen?

Alle Grabsteine

Wie?

Nachtwächter

Wie?

Laird

Wie?

Nachtwächter

Das wäre!

Professor

Vernehmt denn, was mich so stürmisch
Aus den Hallen vertrieb der akademischen Muse:
Dort auf der Bibliothek, als Kustos des Fachs der Ästhetik,
Kramt' ich in alten Papieren, da fand ich, — o staunet, mein Bester! —
Dieses Fragment eines Briefs, man weiß nicht, an wen er gerichtet,
Aber von wem? Das ist klar! von ihm! ich kenne die Handschrift,
Denn wir haben in unserer Autographensammlung
Seinen geschriebnen Kontrakt mit dem Verleger des Nolten,
Originaliter! eidlich verbürgt! und trefflich erhalten!
Dies ist als weltlich Geschäft mit sichtbarem Unmut geschrieben,
Vielmehr, heftig geschmiert, mit olympischem Lockengeschüttel;
Doch hat dies Brieffragment — seht! — ganz dieselbigen Züge,
Nur daß sie ausnahmsweis' etwas eleganter gemalt sind.
Hastig schrieb er auch da: die träge Pflugschar des Dichters
Konnte, wie Arnim[2] sagt, so rasch den Gedanken nicht folgen.

---

[1] Aus Mörikes Gedicht „Alles mit Maß“. Vgl. S. 31.

[2] In der Einleitung zu seinem Roman „Die Kronenwächter“.

Laird
(betrachtet das Papier)

Das wär' eine Reliquie! Doch, hier stört mich ein Umstand:
Sagt nicht sein Biograph ausdrücklich, er habe nur Fetzen,
Stücken grauen Papiers den goldenen Strom seiner Worte
Anvertraut?

Professor

Ganz recht! Die Folie steigert den Goldglanz.
Doch vielleicht hat er den Brief an ein Frauenzimmer gerichtet,
Und bediente, dem Zwecke gemäß, sich gefälliger Formen.
Dies wird auch aus dem Inhalt klar (fehlt leider der Anfang)[1],
Denn um Schillers Mutter, so lehrt uns die Sittengeschichte
Jener Zeit, was hätten sich wohl die Männer bekümmert?
Dann Musik und Gedichte, zuletzt Vergleichung mit J. Paul,
Auch von Rikele spricht er, was Friederike bedeutet;
(Hieß vielleicht die Glückliche so, die das Schreiben empfangen?
„Rikeles-Melodie", so sagt er, und scheint zu bezeichnen
Ihre Leibmusik; gleich darauf fragt er: Treiben Sie Musik?)
Jedenfalls ist der Brief von ihm, die Unterschrift lehrt es:
Eduard M.[2]!

Laird

Nun dann, dann ist jeglicher Zweifel gehoben!

Nachtwächter

Und dies Kreuz? —

Professor

Hört an! Er bekennt, in der Laube des Gartens
Hab' er eigenhändig drein „Schillers Mutter" gegraben!
„Ich", so fährt er dann fort, „habe hierin einige Übung,
Und sind die Lettern, tief und scharf" — hier ist eine Lücke:
Dann: „Fraktur, so glücklich geraten, daß jeglicher Steinmetz
Mit Vergnügen sich zu der Arbeit würde bekennen."

---

[1] Kurz fügt die Anmerkung hinzu: „Vielleicht ist Adressat unerwartet schnell gestorben und seine Freunde teilten sich in seinen schriftlichen Nachlaß; der Brief wäre sonst besser aufgehoben. — Erste Hypothese des Professors."

[2] Bezieht sich auf Brief 9.

Nachtwächter

Vik-Viktoria! So hab' ich mit *seinen* Worten geurteilt! —
Doch einen Zweifel noch, bitt' ich, verehrter Professor, zu lösen:
Konnt' ein Dichter so sehr sich bezähmen, ohn' eigene Zutat
Auf dies eiserne Kreuz zwei schlichte Worte zu graben?
Zwar der Raum ist nicht groß; doch kein Verslein! Kaum ist
es glaublich!

Professor

Seid Ihr vom Handwerk, Freund?

Nachtwächter

Nachtwächter bin ich im Orte
(Und aus Liebhaberei auch Totengräber), nun wißt Ihr,
Daß das neuste Edikt verordnet, wie alle des Reiches
Nachtwachtsänger sich sollen bei jeglichem Wechsel des Mondes
Stets mit neuem Gewächs, selbsteigenem, lassen vernehmen,
Um das Volk allmählich zum Höheren anzugewöhnen.
Nachtwachtspoesie[1], Herr Professor, ist also mein Handwerk.

Professor

Freilich ja, das ist Volkspoesie! Die laß ich mir gelten!
Was nun den Zweifel betrifft, mein Freund, so ist er mir keiner:
Grad an dieser Bescheidenheit erkenn' ich den *Dichter*,
Denn er gibt zu verstehn: Vor der Größe des Falls, vor den
Worten
Schillers Mutter verstumme jewedes andre Gerede!

Nachtwächter

Ach, so, so, ja, ja!

Laird

Ich bekenne mich auch zu der Ansicht.

Professor
(triumphierend)

Das gibt einen Bericht in die „Reichsjahrbücher der Deutschen"
Und, o mein Freund! und göttliche Hypothesen!

---

[1] Bezieht sich wahrscheinlich auf ein Gedicht Bérangers.

Laird

Glück auf denn!

Aber belehrt mich, mein Bester! genießt der treffliche Dichter
Noch die Achtung wie sonst von allen Gebildeten Deutschlands?
Landedelleuten — Ihr wißt's — ist der Kurs der Aktien fremde.

Professor

Seine steigen noch stets: der Ästhetik neueste Phase,
Die ich mir adoptiert, nennt ihn rechtmäßigen Erben
Goethes. Ja, noch mehr! in der inkarnierenden Sage
Figuriert er als leiblicher Sohn des unsterblichen Dichters,
Auf der Reise zur Schweiz in Schwaben heimlich erzeugter.
Doch die Kritik hat es abgelehnt: es stimmt mit der Zeit nicht.

Laird

Ehrt ihn der Hof noch immer?

Professor

Und wie! Hat jüngst nicht der Kaiser
An der Reichstagshaupttür' in Staufen als goldene Lehre
Für die Kannegießer das Bild Hanswursts an der Sandmühl' [1]
Einzurahmen verfügt, ein Werk des gefeierten Öhlmann!
Steht er im schwäbischen Saal nicht zuoberst, dicht über Uhland?

Laird

Dem Verdienste, sagt Schiller —

Nachtwächter

Gebühren mit Recht seine Kronen.

Professor

Eins noch wurde mir klar bei diesem großen Ereignis:
Sein Biograph, wie Ihr wißt, gibt an, er sei eine Zeitlang
Pfarrer gewesen; nun führte der Brief mich gleich auf den Gedanken,
Den das Kreuz vollkommen bestätigt: Hier, hier war er Pfarrer.
Welch ein Licht geht nun auf für dies biographische Dunkel!

---

[1] Anspielung auf Mörikes Gedicht „Bei Gelegenheit eines Kinderspielzeugs, vorstellend: Hanswurst an der Sandmühle".

Nachtwächter

Und welch Licht für das Dorf! ich glücklicher Nachtwachtsbeamter
Diesen Stern will ich beim künftigen Vollmond besingen!

Professor

Und ich will die Entdeckung sofort dem Kaiser vermelden.

Laird

Und von Eisenbahn zu Eisenbahn fliege die Kunde —

Professor

Hier ruht Schillers Mutter —

Laird

Und diese unsterblichen Zeilen
Hat der Dichter des „Nolten" gehau'n —

Nachtwächter

Und der „bräunlichen Schweinsfüß'".

Professor

Dicat Io, si se novit —

Nachtwächter

Und dies Cleversulzbach
Wird ein Wallfahrtsort für alle Gebildeten werden!

(Glocken und Gesang)

Jetzo nahet der Leichenzug.

Professor

Nachtwächter, in Eile
Greift zur Haue! bereitet ein anderes Grab für die Leiche!

Laird

Halt, mitnichten! Erlaubt, die Tote besser zu ehren:
Mütterlich sei sie begrüßt von unsrem Geschlechte, die Mutter
Eines Unsterblichen! Staub zu Staub! Der Liebenden Asche
Wird die Reste, wie gern! des unschuldigen Kindes empfangen.

(Der Leichenzug betritt den Kirchhof und stellt sich auf. Die Musik spielt die Melodie: „Wenn kleine Himmelserben", vom Nachtwächter bedeutet, geht sie in einen Triumphmarsch über und endigt mit Felix Mendelssohns bekannter Ouvertüre zum Wintermorgen „O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe"[1].)

---

[1] Der Titel der Ouvertüre stammt von Mörikes Gedicht „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang". Die Ouvertüre selbst wurde nie komponiert.

Mörike an Kurz (11)

Mergentheim, im F. Kuhnschen Bade,
d. 8. August 1837.

Es scheint ja beinahe, mein Bester, als hätte mich die Fülle Ihrer letzten Sendung mit soviel Schönem und Liebem auf eine Zeitlang stumm gemacht. Zum wenigsten war ich und bin ich nicht in der Lage, Ihnen nach Herzenswunsch mit Gleichem zu erwidern. Ihr großer Brief vom 5. v[origen] M[onats], Ihr Kirchhof-Drama haben mich entzückt! Nur schade, daß ich es kaum einer Seele zeigen darf und an der schönen Illusion meiner Unsterblichkeit mich nur ganz privatissime erfreuen oder vielmehr belustigen darf. Sie wären in der Tat der Mann, um einem jeden Funken von Bescheidenheit zu nehmen, wofern solche nicht allzugut fondiert wäre, um hier nicht säuberlich zu distinguieren. Viel tausend Dank! Gewiß, die Liebe unsrer Freunde kann uns statt dessen gelten, was diese selbst uns gern zuteilen möchten. Wie freu' ich mich, Sie eines Tages an jenen Hügel zu begleiten!

Ich hab' indessen mancherlei Distraktion gehabt. Die Reise, wider Befürchten, ward ohne Nachteil überstanden, und ich fange schon an, die guten Wirkungen, wo nicht des Wassers selbst, doch ganz gewiß der Luftveränderung an mehrerer Empfänglichkeit und Heiterkeit des Herzens zu verspüren. Die Gegend ist reizend und fröhliche Leute umher. Die Badegebäude, frei vor der Stadt mit Aussicht auf die Tauber und auf die hohen Bäume des Schloßgartens, welcher dem Publikum geöffnet ist; dahinter seh'n die Türme dieser alten, fast ganz kathol[ischen] Stadt hervor; weiter zurück und so nach allen Seiten lustige Weinberge und sanfte Hügel. Die Einrichtung des Bades, der Zimmer und dgl. modern edel,

noch alles neu, aber fast leer von Gästen und das Gespräch gerade recht, um nebenher das Brunnenwasser wieder hinauszulaufen. Ich rühre kaum ein Buch und seltener eine Feder an, es wäre denn zu einem Briefchen ad electos. Mit mir ist meine Schwester hier; auch wohnt ein alter Busenfreund, Hartlaub, in meiner Nähe[1]. Wir hatten gestern einen Nachmittag, der überfloß von jener alten schönen Zeit, wie sie ums Schloß von Tübingen — nur Ihnen und Ihresgleichen vernehmlich — noch hin und her geistet. — Dann gibt es aber auch zuweilen einen Pfahl ins Fleisch, darüber man den Fluch des Gasthoflebens fühlt. Da war am Sonntag Ball in unserm Flügel und diese ganze Nacht ein Unwesen, daß ich kein Aug' zutat. Ich machte zwei- und dreimal Licht und nahm endlich, weil ich nichts anders hatte, den Vossischen Homer zur Hand: das war nun aber ganz zum Desperatwerden, ich las ein und dieselbe Seite zweimal herunter ohne allen Sinn, mein Ohr lief immer wieder der verwünschten Tanzmusik nach, ich las die Verse unwillkürlich nach Walzermelodien und Galoppes, die Lettern traten wie aus Reih' und Glied, führten verschlungne Touren auf — kurz rein zum Tollwerden! Und Hoffmann[2] würde nicht ermangelt haben, den Inhalt eines gespenstigen Setzkastens mit lauter bleiernen Soldätchen in den Buchstaben zu erblicken, wie sie durch ihre lustigen Manövres ein ganzes l e s b a r e s Gedicht, die parodierte Ilias, aufführen usw. usw.

Die kristallhelle Quelle flößte mir am andern Morgen gleich den ganzen Unrat aus der Seele.

---

[1] Was Kausler für Kurz, das war Pfarrer Hartlaub für Mörike: ein Freund von der Schulbank her fürs Leben.

[2] Natürlich E. Th. A. Hoffmann.

Ich habe große Freude an Ihren Melodien, liebster Freund, die ich nur eben jetzt erst kennen lerne. Ich nahm sie mit hieher und fand sogleich Gelegenheit, sie mir vorsingen zu lassen. Besonders ist ein Mädchen da, die Tochter des Pächters vom Bade, eine geborne Russin, Aminka geheißen, auf dem Klaviere wohl daheim, auch sonst nicht dumm und von guter Erziehung, mit einer angenehmen Stimme. Sie übt sich erst ein wenig darauf ein: das nächstemal kann ich mehr davon sagen.

Übrigens werden Sie wohl denken, daß ich zu was Vernünftigem hier weder kommen kann, noch will. Dieser Tage teil' ich Hartlaub und seiner Konstanze (einer Frau von vorzüglicher Bildung, wie ich höre; ich werde sie erst kennen lernen) die „Genzianen" mit. Er soll mir dann darüber schreiben, damit Sie eine Stimme weiter drüber hören.

Beikommend eine kleine Spielerei; sie ist in der Chaise gemacht, als wir durch den Harthäuserwald fuhren[1]. Dies soll nun aber auch das Letzte aus der naiv sentimentalen Gattung sein. Es sind außerdem noch ein paar neue Kleinigkeiten entstanden. Aber womöglich soll Ihrem Rate von wegen einer Zugabe zu den Romanzen Folge geleistet werden. — Nun druckt ja Cotta die Gedichte, was mir in mehr als einem Teil ein großer Vorteil wird. Es hat sich unvermutet und sonderbar noch so gedreht, als ich den Hallbergerschen Kontrakt (es muß ein großer Ochse sein) schon unterzeichnet hatte. Mährlen hat sich ganz prächtig in der Sache benommen.

Mein Papier geht zu Ende. Ach, schreiben Sie mir bald hierher, wenn Sie mich nicht etwa bestrafen wollen.

[1] Siehe Beilage.

Und auch noch mehr von sich und Ihren hexametrischen Geschäften.

Ganz Ihr getreuer

Eduard.

Ich muß den Brief nochmal durchlesen, daß nicht wieder Sottisen mitlaufen! Ihre Rezens[ion] von Bauers „Alexander“ wird mir dieser Tage durch den Amtsrichter Ostertag in Niederstetten, einen bel-esprit, mitgeteilt werden. Ich frug überall sehr begierig darnach. Ihre Gedichte hab' ich leider seit Wochen ausgeliehen und kann deshalb den „Muley“ erst später wieder nachsehen. Die englisch-deutsche Wahlverwandtschaft jenes Uhlandschen Gedichts ist wirklich sehr merkwürdig. In Ihrer englischen Übersetzung kommen mir die Verse noch viel kindlicher und schöner vor. Ei, wissen Sie, daß mich der Musikdirektor Lachner vor einigen Wochen in Clev[ersulzbach] mit der Oper besuchte. Seine Forderungen waren sehr modest, und ich hab' ihm auch diese vollends ausgeredet. Es scheint, er nahm Anstand, zu Ihnen zu kommen, nachdem er den Termin versäumt gehabt. Er hofft die Oper mit dem Winter zu beendigen, und sie soll zuerst in München zur Aufführung [kommen]. Er ist voll Eifer, und ich gestehe, daß ich ihm nicht feind sein kann.

Beilage zu Brief 11

Suschens Vogel

Ich hatt' ein Vöglein, ach wie fein!
Kein schöners mag wohl nimmer sein:

Hätt' auf der Brust ein Herzlein rot
Und sung und sung sich schier zu Tod.

Herzvogel mein, so wunderschön,
Jetzt sollt du mit zu Markte gehn! —

Und da ich durch das Städtlein kam,
Er saß auf meiner Achsel zahm;

Und als ich ging am Haus vorbei
Des Knaben, dem ich brach die Treu',

Der Knab' just aus dem Fenster sah,
Mit seinem Finger schnalzt er da:

Wie horchet gleich mein Vogel auf!
Zum Knaben fliegt er husch! hinauf.

Der koset ihn so lieb und hold,
Ich wußt' nicht, was ich machen sollt',

Und stund, im Herzen so erschreckt,
Mit Händen mein Gesichte deckt',

Und schlich davon und weinet' sehr,
Mir war, als rief' es hinterher:

„Du falsche Maid, behüt' dich Gott,
Ich hab' doch wieder mein Herzlein rot!"

Kurz an Mörike (12)

Aus der holden Einsamkeit
Dieser friedumkränzten Landschaft.
16. August 1837.

Endlich geht mir die Sphinx[1] wieder auf und löst mir ein beinahe sechswöchentliches Rätsel[2] — das Rätselauflösen

[1] Mörikes Brief vom 8. August 1837 trägt eine Sphinx im Siegel.

[2] Mörike hatte fast 6 Wochen mit seiner Antwort gezögert. Er war überhaupt, wie auch die Klagen der übrigen Freunde beweisen, ein lässiger Briefschreiber, der oft mehrere Schreiben einunddesselben zusammenkommen ließ, ehe er antwortete.

war von jeher meine schwächste Seite, und Sie können sich daher denken, mein Teuerster! daß ich diese Zeit über manchen unverdaulichen Augenblick gehabt habe; in Stuttgart, wo ich Ende Julis acht Tage verweilte und viel mit Bauer — einmal eine idyllische Nacht in Vaihingen — zusammen war, legte ich gleich auf der Post Beschlag aufs Waiblinger Paket — nichts von Ihnen! Nur ein Brief aus Tübingen, der mir meldete, daß meine Novellen vom dortigen Museum gestohlen worden seien — schlechter Trost! so schlecht als der Nachdruck für die Autoren des vorigen Jahrhunderts; mein Bruder mußt' es am härtesten büßen, der mich gerade damals ungefähr 14 Tage ohne Antwort ließ — ich würde Ihnen gern aus dem Lehrbrief, den ich ihm geschrieben, einige der gelungensten Passagen anführen, nur fürchte ich, Sie möchten es für Anzüglichkeiten halten. Aber gewiß! Eine Apotheose dürfen Sie nicht mehr von mir erwarten; ich meinte schon, ich habe Sie in Ihre eigene Marmorstatue verwandelt und vor lauter Unsterblichkeit sei Ihnen Sehen, Hören und — namentlich Sprechen vergangen. Lassen Sie sich statt dieser uns andern armen Sterblichen so unendlich schätzbaren Eigenschaften lieber die Bescheidenheit vergehen, ein duftig Opfer dem Olymp! die ich aus angeborner Nachahmung mit Goethe offiziell eine gesellige Tugend, privatim aber ein soziales Laster nenne. Genug! ich will nicht noch einmal einen stillen Mann aus Ihnen machen. Zum Beweise jedoch, wie schwer es mir wird, Sie sträflich anzusehen, sollen Sie hiemit sogleich wieder Nachricht von mir haben; meine Freunde geben mir alle das Zeugnis, daß ich mich in meinen Korrespondententugenden mehr denn sonst irgendwie als getauften Christen zeige.

So sei Ihnen denn von Herzen Glück gewünscht zum gesegneten Genuß jener Quelle — wiewohl ich nicht verhehlen kann, daß zur Luftveränderung, der Sie am meisten Wirkung zuschreiben, Buoch ebenfalls geeignet gewesen wäre — zur schwesterlichen Pflege, zum Umgang mit dem Freunde, dessen Namen schon oft über Bauers Lippen gegangen ist[1], nebst seiner Liebsten (ich weiß keinen schönern Ausdruck) mit dem unvergeßlichen Namen, zu der schönen —inka, von der ich meine Melodien wohl selber hören möchte, da mir zwar eine Freundin mit vortrefflichem musikalischem Sinn, aber ohne jene jugendliche Stimme, die zu diesen Liedern so notwendig ist, zu Gebote steht; und endlich zu dem guten Humor, womit Sie die lustigen Nachtgespenster ertragen! Trösten Sie sich an mir über diese Nachtseite der Natur: wenn ich in einem Wirtshause bin, so stirbt gewöhnlich ein Kind oder etwas dergleichen, und das Klaggeschrei läßt mich die ganze Nacht nicht schlafen, oder hier sogar bellt der Basko — wie ihn mein Förster köstlich, ohne die „Claudine“[2] zu kennen, getauft hat — die ganze z. B. gestrige Nacht hindurch weiß der Himmel wen an: Sie sehen also, daß Sie mindestens die angenehmere Widerwärtigkeit haben.

Haben Sie den Theokrit nicht bekommen? Ihre Gedichte nicht zur Durchsicht und zum Ordnen? Das wäre gerade ein Badegeschäft. — Wie lieb ist es mir, daß die lieben Kinder nun doch von dem gesetzlichen Paten der Poesie[3]

---

[1] Hartlaub.

[2] Goethes Singspiel „Claudine von Villa Bella“; eine der Hauptfiguren ist der „Abenteurer Basko“.

[3] Cotta.

aus der Taufe gehoben werden! — Daß Hallberger[1] in jedem vergleichsamen Gebiete der Naturgeschichte seine Rolle spielt, darauf kann ich einen Gegeneid schwören, und nachdem man ihm — sehr gegen seinen Willen! — diese Steine, die er doch von den gemeinen nicht unterscheiden konnte, in die Krippe geschüttet hat, so war es wohl der Mühe wert, sich auf gute Art aus der Affäre zu ziehen[2]. Der H[allberger]sche Verlag paßt nicht für Sie: aus Rücksicht für mich selbst, da ein paar Sachen von mir drin erschienen sind, will ich nur sagen, daß er eine sehr gemischte Gesellschaft beherbergt. Zum Vernehmen mit dem Komponisten gratulier' ich, doch nicht ohne an das Solonische Sprüchlein zu denken.

Das Liedchen[3] gefällt mir sehr, und Sie haben es darin besonders leis und zart gehalten, daß Sie das Vögelein nicht als Geschenk des Knaben andeuten; man muß dies erraten, und der Effekt ist um so geheimnisvoller. Hier eine Gegengabe[4]. Loben Sie mir diese Distichen nicht! Ich selbst habe sie in meinem Herzen schon zu viel gelobt; es ist das einzige von meinen Sachen, das ich ganz gelten lasse. Da ich nun doch einmal nachgeben und nach Cleversulzbach kommen muß, dachte ich einen ganzen Zyklus mitzubringen; das ist nun aus Gründen der Wirklichkeit sehr unwahrscheinlich, und so sollen Sie dies Fragment abgerissen erhalten. Die Blätter des „Spiegels", worin meine und einige andre Abhandlungen, die Sie vielleicht lesen mögen, stehen, will ich dafür mitbringen; zum Schicken würde das Paket zu groß,

---

[1] Jener Verleger, bei dem Kurzens „Gedichte" (1836) erschienen waren.
[2] Ursprünglich sollte Hallberger Mörikes Gedichte verlegen.
[3] „Suschens Vogel."
[4] Siehe Beilage.

und das Zeug ist keine Badelektüre. Ich werde ja von Ihnen erfahren, wie lange man nach Mergentheim schreiben kann.

In Hexametern habe ich eine kleine Novelle fertig — so was man vor 30—40 Jahren eine Idylle hieß — bald mitzuteilen, und zwar gedruckt[1]. Dann sollt' ich endlich an meinen Roman[2] gehen, wozu mir Cotta schon Geld gegeben hat, mächtig viel Geld, viel christliche Dukaten! Aber statt dessen guck' ich tagelang nach dem Neufen, der Teck, dem Breitenstein, Staufen und der ganzen Herrlichkeit und denke — nichts. Ein reicher Mann würde gewiß gerne mit mir tauschen! Wenn ich mich in etwas ein Genie nennen darf, so ist es das dolce far niente; könnt' ich nur einen solchen Handelsfreund finden. Verachten Sie mich nicht, wenn Sie einmal meinen Roman lesen! Ich habe keinen Magen dazu, und es ist mir lieb, daß Sie mich sonst kennen; höchstens wird Schillers Figur etwas von Bedeutung werden. Wenn W[alter] Scott seine vierzig oder fünfzig Romane so ungern geschrieben hat, so ist er mir tragischer als Faust. Desto mehr freu' ich mich, daß Sie bis Ostern Zeit haben, noch einige Schwaneneier auszubrüten.

Quod felix faustumque sit! Mit verdoppeltem Herzen

Ihr Hermann K.

Beilage zu Brief 12

Liebeslichter

Durch den Wald verfolgt' ich den aufwärts führenden Fußstieg,
Abendlich fielen auf mich Schatten durchs dichte Gezweig;
Mählich füllt' auch jegliche Lichtung die einsame Nacht aus,
Nur in der Tiefe des Walds hackte noch schallend ein Specht.

[1] Der „Blättler". (Vgl. Anhang.)

[2] „Heinrich Roller" (später „Schillers Heimatjahre").

Körperlos was schwebt? als blickte die Nacht aus den Büschen
In grüngoldenem Licht plötzlich erschlossen mich an!
Augen der Nacht, willkommen, gesellige holde Dämonen!
Schwebt, Leuchtkäferchen, mir leis auf dem Pfade voran!
Nicht als Führer! den Weg nach Hause, den Weg zu der Liebsten
Führet mit hellerem Licht still mich ein eigener Stern!
Aber begleitet mich so: wie Feuerkünste der Freude
Dienen, feire mein Glück euer bescheidenes Licht! —
Ein mutwilliger Danker jedoch, wie die Bürger von Schilda
Frech auf den Mondschein gestreift, ihn in den Käfig gesperrt,
Nötigt' ich eine Schar der grünen Sternlein zum Mitgehn,
Eins nach dem andern gehascht schob ich sie sacht in den Hut,
Und so kam ich nach Haus und den Hut auf dem Kopf in das Zimmer,
Rief gebietrischen Tons: Achtung, die Lichter gelöscht!
Dann entblößt' ich das Haupt, das wie mit Heiligenscheine
Ein verklärender Kranz sterniger Lichter umwand.
Vater und Mutter begrüßten mit lautem Rufe das Wunder,
Doch vernahm ich noch mehr Ännchens verstohlenes Ah!
Und ich las in der Seele des Mädchens, wie sie mich ansah:
Leuchtend steht er vor mir, einem Unsterblichen gleich!
— Spielte mir nur in dem Haupt, o mein Kind! so friedliche Flamme,
Daß sie nicht übergeströmt Scheitel und Schläfe versengt! —
Dunkel war es indes im Zimmer geworden, der Spiegel
Zeigte, wie mein Diadem Tropfen um Tropfen verschmolz.
Einzeln flossen sie hin und suchten durchs Fenster die Freiheit,
Glitten zum nahen Wald, zu den Gespielen zurück,
Während die andern nun zusehn, wie das zarte Gelichter
Dort das Fenster gewinnt, hier sich im Zimmer verfliegt,
An der Wand hinschwebt oder unbewegt von der Decke
Flimmert, den Sternen gleich draußen am Himmelsgewölb',
Schleich' ich, ein glücklicher Sterblicher, mich und nicht mehr verraten
Von der Glorie Schein, leise zu Ännchen heran,

Fasse des Mädchens Hand und drück' auf die schwellenden Lippen
Küsse, von keinem belauscht, Küsse, von keinem gestört,
Beuge mich über die Lehne des Stuhls und halte das Liebchen,
Meines Besitzes gewiß, schweigend und ewig im Arm.
O so verweilt, Lichtgeister, ihr seligen! leuchte der Liebe,
Heimlich bergend zugleich, euer unkörperlich Licht!
Über mir bildet ihr so als Liebessterne den Himmel,
Der mir im Arm hier glänzt, mir an dem Herzen hier wogt.

Kurz an Mörike (13)

Buoch, den 2. September 1837.

Indessen ich auf einen Brief von Ihnen warte, teuerster Freund, will ich Ihnen episodisch die Gegend, in der ich lebe, beschreiben. Es ist an der Zeit, die Feste, die mir Himmel und Erde in diesen schönen Monaten gegeben haben, in der Erinnerung zu fixieren, denn „der Sommer ist hin", gewaltsame Stürme erschüttern das Haus, Regengüsse schlagen mir an die Fenster, und die Finger können vor Kälte kaum die Feder halten.

Von meinem Fenster, wo zwei Tannen Wache halten, gleitet eine Wiesenfläche gegen den Wald hinab, durch den ein steiler Weg ins Remstal führt. Nach wenig Schritten schneidet sich die Fläche ab, die Gipfel der nächsten Bäume ragen hervor, und hinter diesen kommt ein Teil des Tales, westlich erweitert, mit Dörfern und Feldern zum Vorschein; es wäre unerträglich mit seiner Kultur und dem Geruch nach materiellen Interessen, wenn nicht gleich dahinter sich die Gegend zum Bedeutenden steigerte. Vom Tal aus erhebt sich zuerst der niedrigere Hügelzug des Schönbühls,



Eduard Mörike

mit einem Hüttchen auf dem Gipfel; hinter diesem der Schurwald, zwischen dessen Bäumen wieder Dörfer hervorsehen, und nach so vielen Horizonten schließt endlich der letzte Hintergrund mit dem unbeweglichen Albgebirge. Gerade vor mir habe ich meine Achalm, die sich gar schön von der Kette abhebt, zu der ihr Haupt nicht ganz hinaufreicht, wie denn auch bei hellem Wetter östlich von der Teck die tiefer gelegene Limburg und Eichelberg aufs zierlichste sichtbar werden. Rechts im Westen erblickt man das Stuttgarter Hospital, die Solitude und endlich die Leonberger Gegend. Links im Osten vergönnen mir die Zweige von meines Nachbars Zwetschgenbaum nur ein Stückchen vom Hohenstaufen; ich brauche aber nur unters Haus zu treten, um den ganzen westlichen Schluß des Gebirgs zu haben. Dies ist der tote Schauplatz: rechnen Sie nun, wie er von Morgen zu Abend durch den unendlichen Wechsel der Beleuchtungen immer belebt und verändert wird. Morgens sehe ich zunächst vom Remstal und dann aus hundert Vertiefungen dahinter die Nebel aufsteigen und sich zu Wolken bilden, ich beobachte den wunderlichen Prozeß der Wolkenformationen und sehe zu, wie das Wetter gemacht wird, während Lichter und Wolkenschatten geschäftig den Schurwald herunterlaufen. Die Solitude strahlt blendend wie ein Diadem von ihrem Hügelkamm herüber; dies ist aber kein gutes Vorzeichen, es bedeutet ein Donnerwetter für den Tag; bald verliert sie auch ihren Glanz, die Wolkenkontingente haben sich vereinigt, und nun rücken die Armeen langsam und drohend gegeneinander, der Signalschuß fällt, und die Bataille geht los. Wir haben's diesen Sommer gehabt, wie sich's ein Soldat von mäßigem Mute gerade wünschen mag, nicht

übermäßig hitzig, aber auch wahrhaftig nicht allzu zahm. Eines Morgens mit Tagesanbruch weckt mich ein greulicher Knall; verdrießlich, denn ich bin ein Langschläfer, sag' ich: einen solchen guten Morgen dürfte mir auch nicht jeder bieten! Zur Antwort kracht's wieder, daß ich meine, der Blitz habe mir in mein Kämmerlein geschlagen. Nach wenig Sekunden fand sich die ganze Hausgenossenschaft zusammen, sehr unordentlich gekleidet, und betrachtete sich untereinander ziemlich verblüfft. Des Jägers Tochter las gedankenlos im Gesangbuch, ich sah nach dem Wetter: wir standen im eigentlichsten Sinn des Wortes mitten drin; die Wolken, tief liegend, reichten bis ans Fenster, und aus dem grauen Nebel brachen die Blitze vor, daß man ihnen in den Rachen sehen konnte. Nach einer halben Stunde hatte es sich aufgezehrt, und vier der schönsten Eichen standen ein paar hundert Schritte von uns zerspellt im Walde. Dieser ist unser Wetterableiter, wir sind rings davon umgeben, und man weiß seit vierzig Jahren nicht, daß es im Flecken selbst eingeschlagen hätte. Den Tag darauf ritten wir hinaus und besahen uns eine der getroffenen Eichen; sie war in der Mitte von oben bis unten gespalten, als käme sie aus der Sägemühle; eine Spur von Feuer war nicht dran zu erblicken. Sonderbar genug aber wählte sich der Blitz nicht die höchsten; dürre Äste im Gipfel mochten ihn angezogen haben ...

Dann kann ich im ganzen Lande sehen, wie's der Himmel jeden Augenblick mit meinen Freunden meint: so steht die Achalm im freundlichsten Sonnenlichte da, während auf der Teck und dem Breitenstein Wolkenhauben sitzen und über Weilheim hin ein dunkelblauer Sprühregen nach Osten zieht. Ein wunderbares Schauspiel war mir in einer Nacht

gegönnt: ein Wetter hatte von uns Abschied genommen, da brach um Mitternacht der Krieg noch einmal in den Bergen los; hinter der Teck hatte sich ein Wetter gebildet, nun sah ich von Minute zu Minute, wie aus der tiefsten Finsternis herüber die ganze Kette im roten Feuer aufflammte und wieder verschwand. Den schönsten Anblick aber hatten wir vorgestern abend: wiederum war ein Gewitter mit wenigen Schlägen an uns vorübergegangen, vielleicht um den Abschied dieser elektrischen Gäste zu melden; die Wolken am westlichen Horizont verkündeten das Versinken der Sonne, da öffnet sich in ihnen eine Lücke, und helle, sanfte Lichter fallen auf den rechten Flügel der Gebirgsmauer, so daß, was sonst in einer verschatteten Linie lag, jetzt vereinzelt, selbständig auseinander trat; Ketten von neuen Bergen zogen sich schräg nach hinten, die Bollwerke des Roßbergs sprangen mächtig vor, und die ganze Gruppe stellte sich weihnachtsartig, wie in festlicher Beleuchtung, dar. Nach einem Augenblick liefen die Lichter links und ließen den Roßberg im Schatten zurück: neben der Achalm zeigte sich mein alter Freund, der kleine Georgenberg, ein Zwillingsbruder der Limburg, an und aus einer Öffnung der Berge schimmerte zum ersten Male der Lichtenstein herunter. Man konnte sich vorstellen, es sei willkommener Besuch im Himmel angekommen, dem man nun geschwinde noch vor Sonnenuntergang was zum besten geben wollte. Denn wie zu künstlerischem Effekt spielten die verklärenden Lichter nach und nach am ganzen Gebirge hin; die Ruinen der Teck, die man sonst nicht gewahr wird, tauchten sonnebeglänzt empor, die Felsen des Breitensteins und des Neidlinger Tals funkelten wie neuentdeckte Sterne, und endlich trat

der Staufen, als nun an ihn die Reihe kam, aus dichten Wolken in vollem Glanz heraus; auf Schloß und Kapelle des Rechbergs verweilte ein violettes Licht, das die von ihm ausgehenden Regenstrahlen auf eine Weise färbte, wie man oft den Sonnenuntergang gemalt sieht, und nun lag auf einmal alles im Schatten, und die Dämmerung brach herein[1]. Vielleicht war es das Abschiedsfest der schönen Tage, denn seitdem tragiert der Wind mit kurzen, fröhlichen Intermezzos einen wahren „24. Februar“[2] oder wenigstens November.

Geht man einige Schritte hinter das Dorf, Winnenden zu, so ergänzt sich der westöstliche Halbkreis durch die nördlichen Grenzberge: links steht der Stromberg, rechts hinter unbedeutendern Bergen dämmert der Kaiserstuhl mit seiner Nachbarschaft, bei hellem Wetter vielleicht noch mehr. Schwerlich gibt es sonst irgendeine Berginsel, von der man sehen kann, wie das Vaterland von e i n e r ununterbrochenen Mauer umgeben ist. Und dann habe ich noch etwas bei unsrer Alb zu denken: die Schweizerberge müssen durch ihre ungeheure Höhe den Menschen erdrücken oder wenigstens einengen; die unsern dagegen sind, daß ich so sage, grade dem Land gerecht; so oft ich sie ansehe, habe ich ein Gefühl von Proportion, das mir die tiefste Befriedigung gewährt. — —

Den 5. Sept. — Nun ist heute noch die Rems ausgetreten, von anhaltenden Regengüssen geschwellt. Nebel kräuseln sich von den gegenüberliegenden Bergen ins Tal herunter, unten im Wasser verrät sich der Mond, der sich

[1] Bächthold verweist auf die Ähnlichkeit der Schilderung im „Sonnenwirt“, Ausgabe Heyse VII, 100; — Ausgabe Fischer VII, 85.

[2] Anspielung auf Zacharias Werners Schicksalstragödie „Der vierundzwanzigste Februar“.

oben hinter Wolken versteckt hat, mit vollem Glanze; die dämonischen Lichtlein, die von unsrer gespensterreichen Anhöhe wegen Mangels an Raum als Kolonisten ins Tal hinab gesandt sein mögen, schweben auf der Wasserfläche einher, und so glaubt man auf einmal wieder die alten Ossianischen Geister vor sich wandeln zu sehen.

Den 25. Sept. — Sine me liber ibis. Dieser bittre Nachklang war seit vielen Wochen unwiderruflich beschlossen. Nachdem ich bald genug eingesehen hatte, daß ich mir einen Besuch bei Ihnen, wo ich mich nicht so bald hätte losreißen können, schlechterdings meiner Arbeiten wegen verbieten müsse, war ich gemeint, Sie in M[ergentheim] inkognito mit allerlei Possen heimzusuchen, und zwar, um mich zu der nötigen Abbreviatur zu zwingen, zu Pferde. Dieser Brief samt der ungestiefelten Beilage[1], längst gerüstet, wie ich ihn nun absende, sollte mein Vorläufer sein; da ich aber die Dauer Ihrer Badekur nicht erfuhr, so unterblieb auch dieses Intermezzo.

Hätte ich nur den Brief abgehen lassen und nicht kaufmännisch mit Ihnen gerechnet, so wäre uns beiden eine peinliche Stunde erspart gewesen, denn Sie hätten am Schlusse daraus erfahren, daß ich seit Anfang Sept[ember] auf ein Zusammentreffen mit Ihnen resigniert habe. Ich schelte mich, und die traurige Stimmung, welche Ihre Zeilen, in trüber Stunde heute abend eingetroffen[2], nicht vermindert haben, erlaubt mir kaum, etwas weiteres zu sagen.

Es ist mir übel zu Mute, wenn ich Sie so von Ihrer Gesundheit reden hören muß. Halten Sie sich zusammen.

---

[1] Der „Blättler“. (Vgl. Anhang.)

[2] Brief Nr. 14.

Denken Sie getrost der Vorteile des Brachliegens. Es ist mir, als ob Sickingen zu Götz redete; „denn mich jammert dieser herrenlosen Zeit".

Gönnen Sie mir wieder ein Wort, wenn es Ihnen möglich ist. Ich bin immer unverändert der Ihrige

Hermann Kurtz.

Buoch, am 25. Sept. 1837. Nachts.

Mörike an Kurz (14)

Seit dem 15. d. M. bin ich wieder hier, mein Teurer, und kann Sie nun, nachdem ich auf die Bad- und Reisetroublen zu einiger Besinnung gekommen bin, einmal wieder von meinem Schreibtisch aus begrüßen. Wenn dies gleichwohl nicht mit gewohnter Freudigkeit geschieht, so haben daran weder Sie noch ich die Schuld. Ich will mein Anliegen nur gleich frisch und ehrlich eröffnen. Sie werden, hoff' ich, wohl aus eignem Herzen schließen, wie sehnlich ich wünsche, Sie einmal persönlich zu sehn. Es sollte das, wie ich mir diesen Sommer vormalte, noch eine meiner besten Freuden am Ende dieses geist- und leibarmen Jahres ausmachen. Allein jetzt befindet es sich, daß ich Sie, liebster K[urtz] — Ihre gütige Einladung noch immer als wortkräftig vorausgesetzt, — weder in B[uoch] aufsuchen kann, noch daß ich wagen darf, Sie hierher zu bitten. — Es liegt in der Natur einer solchen Zusammenkunft, daß sie, auch wenn man keineswegs darauf ausgeht, sich außer Atem zu setzen, doch nicht ohne lebhafte Anregung dessen, was in und an uns ist, stattfinden kann. Nun fühle ich mich aber in der Tat weit nicht gestärkt genug, um mich einem

Genuß der Art zu überlassen. Ich kenne mich auf diesen Punkt und weiß, ich würde unwillkürlich weiter geführt, als sich mit meiner Reizbarkeit und meinem ganzen diffizilen Zustande verträgt. Ich wäre in Gefahr, in wenigen Stunden alles zu verderben, was ³/₄ Jahre mühsam an mir aufgebaut haben. — Mein Freund, nicht wahr? ich soll nicht weiter reden? Sie fühlen mir an, wie schwer es mir wird, mich selbst eines Festes zu berauben, das ich mir ungerne so lang gespart hatte!

Aber was nun? Ich setze nichts mehr hinzu. Dies Blatt taugt nun schon nicht, irgend etwas Ergötzliches zu bringen. Ich bin verstimmt und muß erst nach und nach in das Geleise kommen. Das nächste Mal die Antwort auf Ihr liebes Schreiben ins Bad. Mit redlicher Seele

Ihr Eduard M.

Cleversulzbach, den 20. Sept. 1837.

[Ein oder zwei Briefe Mörikes, die zwischen Nr. 14 und 15 fallen, sind aus dem Kurzschen Nachlaß verlorengegangen. In ihnen dürfte Mörike Kurz jenen Stoff ausführlich mitgeteilt haben, welchen er später im „Märchen vom sichern Mann" verwertete und den er schon früher in dem dem „Maler Nolten" eingefügten Schattenspiel „Der letzte König von Orplid" berührt hatte.]

Mörike an Kurz (15)

Vorigen Sommer war ich einmal mit Mutter und Schwester im Löwen dahier auf einen Kaffee zu Besuch. In Langerweile besah ich die Bilder umher an den Wänden, was alles dummer wüster Plunder war. Auf

einmal aber mache ich, mit einem angenehmen Schrecken, die allerunerwartetste Entdeckung. Denn ein Gesicht voll jovialischer Herrlichkeit guckte mir aus dem trüben Glas entgegen. Der Schauspieler Koch[1] und von Bause[2] gestochen! Den muß ich haben, dacht' ich gleich. Die Leute schienen zwar nicht recht zu wollen, weil der Mann dem Dr. Luther gar so ähnlich sehe. Es war aber nur ein Komödiant, sagte ich. Das wüßten sie wohl, hieß es, und sei einmal ein Herr da gewesen, hätte auch große Freude darüber bezeugt und gesagt: er habe diesen Mann noch persönlich gesehen in Wien. Allein das half jetzt alles nichts. Ich schickte ihnen am folgenden Tag einen Helgen unter Glas ins Haus und ließ „Thaliens und Melpomenens Liebling" holen. So hieß es nämlich unten an dem Blatt, das ich wegen Beschädigung beschneiden mußte, um es sofort frisch aufzuziehen.

Nun fiel mir neulich ein, das ist etwas für den Kurtz, dem schickst du es. Sie müssen ihn im Rahmen vor Ihren Schreibtisch hängen. Der Glaser braucht nicht den Kupferstich selbst in seine Tatzen zu bekommen. Der Schweinpelz in dem nämlichen Format, den ich deshalb ausdrückl[ich] beilege, ist gut genug dazu. — Ich sehe aber, das Muster, das ich schicken wollte, ist zu klein: Sie schneiden deshalb nur ein weißes Blatt Papier zurecht. So eine Nähe hat was Stärkendes, und es ist ein Gesicht, das einem nie entleidet.

Im Konversationslexikon steht Siegfr[ied] Gotthelf K[och], hingegen auf dem Kupferstich **H.** G. [K.], wie ich schrieb.

---

[1] Siegfried Gotthelf Koch (Eckardt) 1754—1831.

[2] Der berühmte Kupferstecher Johann Friedrich Bause (1738—1814.)

Übrigens ist's derselbe Koch, welcher 1831 in seinem 77. Lebensjahre starb und früher Hamlet, Macbeth usw. spielte. Ade, mein Bester!

Ganz der Ihrige M.

Cleversulzbach, den 13. Dez. 1837.

N. S. Wo kann denn Ihr Entwurf der Anordnung meiner Gedichte stecken? Er ist mir noch gar nicht zu Gesicht gekommen! Ich habe ihn nicht mit dem Manuskript von Cotta erhalten (es fehlten überhaupt verschiedene Blätter von den Gedichten selbst, die ich deshalb frisch schreiben mußte). Zwar habe ich nun ein von mir geordnetes Inhaltsverzeichnis der Sammlung beigelegt, welches auch Ihren Beifall haben wird. Ihren Gedanken, mit dem „Wintermorgen" anzufangen, hab' ich genutzt. Dieser Einfall fürwahr ist ein ganzes Gedicht.

Schluß: „vom heute gewesenen Tage" [1].

Kurz an Mörike (16)

Ein Ereignis, das, um mich in der Sprache der französischen Journale auszudrücken, den Schrecken und die Verwirrung in mein Haus geworfen hat, gibt mir die Feder für Sie in die Hand, mein teuerster Freund! Seien Sie mir gegrüßt nach so langem Lichterinterstitium!

Vor einigen Tagen, als ich von einem Waldspaziergang mit meinem Freund Kausler zurückkehrte, war ich nicht wenig erstaunt, beim Eintritt ins Zimmer noch

[1] Das Gedicht „Um Mitternacht" bildet den Abschluß der ersten Gedichtausgabe (1838).

unter der Türe zu bemerken, daß ein Fenster halb ausgehoben, halb in Stücken geschlagen war. Ich eile auf meinen Schreibtisch zu und finde hier eine wahrhaft greuliche Zerstörung: Schreibmaterialien aller Art durcheinander geworfen, die Tinte, die teure Perrysche, über mehrere Kapitel meines Romans dergestalt hingeschüttet, daß ich bei der ungemeinen Schwärze dieser Tinte nicht einmal hoffen kann, dieses noch vor seinem Erscheinen so angeschwärzte Werk als Konzept zur Abschrift brauchen zu können, sondern mich in der Notwendigkeit sehe, es noch ungerner als das erstemal von neuem zu produzieren. Ich nehme sogleich eine Legalinspektion vor: das erste, was auf eine, freilich sehr unzweifelhafte, Spur führt, sind einige Stücke Siegellack und ein kleines Petschaft, am Bleistift befestigt, ein Amor, zu dem ich sehr abgeschmackter Weise gekommen bin — ich konstatiere also pro primo des Tatbestands, daß man einen Brief hier geschrieben hat oder hat schreiben wollen: freilich eine irrelevante und noch zu mehr Rätseln führende Entdeckung! Dann schreit' ich zur Untersuchung des Fensters — es gleicht mehr oder weniger einem gebrochenen Fenster und hat nichts Außerordentliches in der Physiognomie, als etwa die Spuren einer empörenden Gewalt-Gütigkeit. Ich verhöre meine Hausleute — sie waren über die Zeit ausgegangen — man befragt die Stallmagd, die mit Mühe herbeischleicht und kaum gehen kann; sie behauptet einen heftigen Fall getan zu haben und sehr im Leibe zu leiden, worauf man ihr erlaubt, zu Bette zu gehen. Ich untersuche den Boden unter meinem Fenster; im Schnee sind enorme Fußstapfen zu sehen — eine Leiter war nicht in der Nähe und konnte somit nicht

beim Einbruch dienen. Mein Fenster ist einen Stock hoch. — Auf einmal fällt mir im Schnee etwas in die Augen, das gegen seine Weiße absticht; es war das schmutzige Papierchen, das beiliegt und das mich freilich sogleich auf eine Spur führte. Aber wie kam der Buchdrucker[1] hieher, wenige Tage nachdem er mir einen exzellenten Brief geschrieben hatte, wozu er sich offenbar Ihrer Feder bediente und für dessen Besorgung ich Ihnen meinen gefühltesten Dank zu sagen habe? Überdies, wenn das Papier von ihm herrührt, so müßte bei einer der beiden Strophen, die eine kritische Exegese allerdings, ohne sich eben zu blamieren, ihm zuschreiben könnte, Wispel Mitarbeiter gewesen sein. Ich gestehe, daß mir nach diesen Entdeckungen die Welt wie mit Brettern vernagelt schien. Jetzt drangen Gerüchte zu mir, welche meinen Gedanken vollends allen Halt nahmen und die Sache ins Mythische hinüberspielten. Bauern wollten im Walde einen Menschen, wenn man sich in diesem Falle noch des Ausdrucks bedienen darf, gesehen haben, dessen Länge elf Ellen maß; seiner Kleidung kann sich keiner mehr erinnern, doch haben sie alle zwei Dekorationen an ihm gesehen, die ihnen sehr

---

[1] Es handelt sich um die von Mörike in der dem „Maler Nolten" eingelegten dramatischen Phantasmagorie verwendeten komischen Personen, von denen Kurz schon im „Wirtshaus gegenüber" seinen Ruwald sagen läßt: „Hier haben wir den Beweis, daß man komische Charaktere nicht jenseits des Kanals zu holen braucht, sondern daß Deutschland deren eine reiche Ausbeute gewährt: gibt es nationalere Figuren als diesen Wispel, diesen Buchdrucker?" — Auch sonst hat Mörike seine zur schalkhaft-mimischen Groteske neigende Phantasie noch in den Dienst Wispels gestellt. Alle diese Wispeliaden hat jüngst Walther Eggert Windegg in dem schönen Büchlein „Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen" (Stuttgart 1919) veröffentlicht. — Kurz gelingt es hier vortrefflich, Mörikes humoristischen Ton in der von ihm erfundenen Wispeliade zu treffen.

aufgefallen sind: im Halstuch nämlich, dessen Farbe, da sie wahrscheinlich keine war, ihnen nicht in die Augen stach, hatte er statt der Vorstecknadel einen großen Bohrer stecken mit breiter beweglicher Handhabe, wie ihn die Schreiner führen; statt der Uhr — o horrible, o horrible, most horrible! — trug er eine mäßige Schwarzwälderuhr als Taschenzwiebel. Es soll wahrhaft scheußlich ausgesehen haben, wie die bleiernen Gewichte als Cachets ihm um die Beine schlugen. Nun bitt' ich Sie! — ich halte zwar den Ritter Kaks vom Tannenboom für einen rechten Enakssohn, aber! Sie kennen ihn, sagen Sie mir im Vertrauen: ist er wirklich so groß? Einen Augenblick geriet ich auf eine andre Idee: sollte durch ein merkwürdiges Spiel der Begriffe hier ein Vir certus[1] im Spiele sein? Ich will nicht von Polen, Verwandtschaften usw. reden, ich sage bloß, ich habe meine Ahndungen.

Heute verwickelt sich die Sache noch mehr. Ich machte mit Kausler, der sich von Kommunionen, Kinderlehren und andern fixen Ideen erholen wollte, einen Gang nach Hesselwerth, einem Dörfchen am hintern Bergesabhang, von dem Horaz prophetisch jene Strophen geschrieben hat: Ille terrarum etc. Sap[ienti sat!] Dieses Nestchen besitzt zwei anmutige Wirtsmädchen und, weil zu jedem Paradiese ein flammender Cherub gehört, einen Stall voll Pietisten. Denken Sie sich nun, bei letzteren hat sich das Corpus quaestionis in der Versammlung präsentiert! Aus den verwirrten Nachrichten, die ich jedoch nicht an der Quelle geschöpft habe, geht ungefähr so viel hervor: das

[1] Der „sichere Mann".

Ungetüm habe sich für einen Bengelianer[1] ausgegeben, vom Weltuntergang gesprochen, große Sensation erregt, habe sich dann in dem dargebotenen Kornbranntwein fürchterlich betrunken, ein tausendjähriges Reich und Weibergemeinschaft proklamiert, letztere auch stante p[ede] in Ausübung bringen wollen, aber starke Opposition gefunden; wütend über diesen Unglauben habe er mit einem Fuße dermaßen auf den Boden gestampft, daß dieser krachend wie ein Stück Holz entzweigesprungen und abgebrochen sei; er habe sich dies jedoch nicht kümmern lassen, sondern sei auf beiden hiedurch sehr unproportioniert gewordenen Beinen davongetrampelt.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen dieses sonderbare Ereignis zu melden. Vielleicht können Sie ein Alibi bezeugen, was wenigstens auf eine negative Spur führen würde.

Für die Güte, womit Sie meinen Bruder behandelt, meinen herzlichsten Dank. Ich verhoffe, der junge Mensch werde sich bescheiden aufführen. Sie erhalten durch ihn diesen Brief nebst „dem Spiegel"; bei der ersten Rezension — über den Wunderdoktor[2] — lassen Sie mich Byron zitieren:

> Der Vers hier ist von Wordsworth, wörtlich — Uh!
> Geneigter Leser, schreib ihn m i r nicht zu!

---

[1] Der württembergische protestantische Theologe Joh. Albrecht Bengel, der Begründer eines modernen Chiliasmus, hatte den Versuch gemacht, die Wiederkunft Christi und den Eintritt des Tausendjährigen Reiches zu berechnen und hiefür den Sommer 1836 angenommen.

[2] „Der Spiegel" Nr. 13 und 14 enthält einen äußerst geistreichen Aufsatz Kurzens „Zur Faustsage".

Wie könnte einer, dem ein so ungeheures Ereignis ins Fenster hereingeragt hat, so rationalistische Auffassungen vorbringen. — Noch eine Beilage, in welcher sich die Muse bei Ihnen einführt, die um Zutritt bittet und unser wüstes Treiben in dem Dachstübchen zweier Schmutzbärte[1] nicht verabscheut. Ich trage diese Ballade[2] seit einiger Zeit bei mir herum und wüßte keinen, dem ich sie lieber gönnte, als Sie; es wäre eine Sünde, wenn sie nicht in Ihre Hände käme, Sie haben gerade die rechten Lichter, diesen Stoff anzuleuchten! Da ich Ihnen in nichts vorgreifen wollte, gab ich bloß die Situation; ich vergaß aber beizufügen, daß das Geschlecht heruntergekommen ist. Die Großmutter muß noch bessere Tage gesehen haben, der Enkel aber ist der Sohn seiner Taten. Die Art, wie ein solcher Elfentalisman in ein Haus kommt, als Geschenk für glückliche Hebammendienste der Ahnfrau bei einer Elfenkönigin, wissen Sie längst. Indem ich das Blatt noch einmal ansehe, erschrecke ich, wie ungeschickt und unverständlich die Analyse geschrieben ist, und beneide Schiller, der auch in Kleinigkeiten dieser Art so groß war. Geben Sie mir den Stein bald in ein edleres Metall verwandelt zurück und leben Sie wohl!

Ihr herzlicher

Hermann K.

Buoch, den 16. Dez. 1837.

N. S. Eben kommt mir eine merkwürdige Lösung des Rätsels. In der sogenannten Bruderklinge, zwischen hier

---

[1] Anspielung auf die 4. Szene des in Mörikes Roman „Maler Nolten“ eingelegten Schattenspieles „Der letzte König von Orplid“.

[2] Der Zettel ist verlorengegangen. Es handelt sich wohl um die Geschichte jener „Perlenschnur“, die im Brief 19 erwähnt ist.

und Hesselwerth, hat man einen Brief gefunden, den man, da hier außer der Pfarrerin und mir niemand Briefe empfängt, zuerst dieser und dann, da sie die Adresse ablehnte, mir überbrachte. Die Adresse, auf der ich meine Perrysche Tinte wiederfand, und noch mehr der Amor auf dem Siegel veranlaßten mich, den Brief unbedenklich aufzubrechen. Ich fand, was Sie auch finden werden, da er beiliegt, daß hier, wo nicht ein „ädler", doch ein „unädler Geist" gewaltig zerstört ist. Der Unglückliche scheint sich nach dem Welzheimer Wald und den bairischen Gebirgen gewendet zu haben. Seine Spur wird nicht so bald wieder aufgefunden werden. Wie kam er nur so schnell von Ihnen weg?

Kurz an Mörike[1] (17)

Liebster und Bester, Sie haben mir eine unvergleichliche Freude gemacht mit Ihrem Bause[2]! Als ich das letztemal in Stuttgart war, mußt' ich so viel, teils Fades, teils Verzwicktes sehen, daß mir diese reine liebevolle Arbeit zur höchsten Erquickung gereicht und mich, so oft ich sie betrachte, zur Nacheiferung in meinem Fache anreizen wird. Leider kommt sie nicht über meinen Schreibtisch, denn der steht vor einer Türe, aber sie findet ihren Platz ganz in der Nähe, daß ich jedesmal beim Umwenden des Blattes die Augen voll nehmen kann. Eigentlich könnte ich auch mit dem Schreibtisch nachrücken, wie man mir heut im Pfarrhause von Kaiser Franz erzählte: dem nahm seine

[1] Brief 15 und 16 kreuzten sich.
[2] Vgl. S. 88 f.

Mutter das Bild seiner ersten Frau, die sie nicht hatte leiden können, von da weg und gab dem der zweiten, das indessen anderswo im Zimmer gehangen hatte, diesen Lieblingsplatz ein; als Franz es erfuhr, sagte er: Was meine Mutter umgeorgelt hat, darf ich nicht antasten, aber ich will doch Meister werden! und stellte den Schreibtisch unter das alte Bild.

Dieser Kupferstich bricht dem Abeilard den Hals, einer echten Pariser Lithographie von Grevedon, die ich bisher hatte hängen lassen, weil sie einmal hing. Über die Behandlung des köstlichen Geschenks dürfen Sie ganz ruhig sein: es wird dieser Tage an meinen geschickten und wackeren Buchbinder Kostelezky in Stuttgart geschickt, der es aufs beste besorgen wird; wenn es zurück ist, so kommt es durch ein merkwürdiges Spiel des Schicksals über den Papst Pius VII. zu hängen, den ich in einem hübschen holzfarbigen Abguß besitze.

Ich kann mich nicht satt sehen an dem köstlichen Bilde, besonders an den wunderzarten Gesichtslinien. — Nun muß ich Ihnen aber doch erzählen, wie es mir im ersten Augenblicke damit ging. Ich erhielt das Paket gestern abend bei meiner Nachhausekunft und öffnete es begierig, da ich Ihre Handschrift erkannte. Wie ich das Bild aus der Umhüllung nahm, war ich höchst frappiert, denn es hatte, besonders bei Licht, einige Ähnlichkeit mit dem Buchhändler Fues in Tübingen; Ähnlichkeiten entdecken ist meine schwache Seite, die mich schon viel gequält hat, und im vorliegenden Fall war es eine Sache wie mit Banquos Geist. Ich untersuchte nun näher und war durch den modernen Stich der Unterschrift (denn dafür konnte man

es auch bei Tage halten, so schön haben Sie gearbeitet) im Zusammenhang mit dem Namen Bause und der Jahrzahl 1783 in die wunderlichste Verwirrung gesetzt. Jetzt aber machte das reine, köstliche, echtdeutsche Menschengesicht und die Kunst des Kupferstechers alle Rechte geltend, und ich griff getrost nach Ihrem Brief[1], wo sich dann das Rätsel so anmutig löste.

Es freut mich um so mehr, daß dieses Kunstwerk so rein auf mich wirkt, da der Gegenstand wenig oder nichts dazu tut. Ich meine, wiewohl unsicher, von diesem Koch bei Tieck etwas gelesen zu haben; der Heinrich Gottfried K[och] ist derjenige, von welchem Goethe sagt, daß er ihn in seinem hohen Alter (also jedenfalls lange vor 1783) noch zum letzten Male die Crispine und Scapine[2] habe spielen sehen. Mit Bause bin ich ebenfalls nur von daher bekannt: G[oethe] sagt, von Bodmer, dessen Person er nicht schildern wolle, existiere glücklicherweise noch ein Bild von B[ause][3].

Und nun denn meinen herzlichsten Dank! Sie haben mich in jedem Sinn erfreut und geehrt!

Ist es aber nicht artig, daß wir beide so zu gleicher Zeit aneinander gedacht und uns durchkreuzt haben? Ich darf mein Geschenk wohl neben dem Ihrigen nennen, da es bloß von Ihnen abhängt, den beiderseitigen Wert aus-

---

[1] Brief 15.

[2] „Dichtung und Wahrheit", 13. Buch. Jubiläumsausgabe Band 24, Seite 145. Es sind natürlich Scapin und Crispin, die beiden komischen Maskenrollen des altitalienischen und altfranzösischen Theaters gemeint, die in ihrer Bedientenverschmitztheit im 18. Jahrhundert auch auf der deutschen Bühne eine Rolle spielten.

[3] „Dichtung und Wahrheit", 18. Buch. Jubiläumsausgabe Band 25, Seite 80.

zugleichen. Wozu ich alle Gunst der Musen nebst einem glückseligen neuen Jahre wünsche. Ihr

Hermann Kurtz.

Buoch, den 22. Dez. 1837.

Nachschrift. Übrigens im Vertrauen, halten Sie mich wirklich für so eigennützig, daß ich mir Briefreste immer auf eine solche Art aplaniert wünschte?

Da Ihnen der Anfang meines Katalogus gefällt, so tut es mir leid, daß Herr Hardegg das Blatt nicht besser besorgt hat. Ein Fremder weiß die Kindlein immer richtiger zu stellen, als der Vater, und ich möchte die herrlichen Kreaturen so wohlgepflegt als möglich in die Welt gehen sehen. Ich hatte die Anordnung so getroffen, daß sich das Ganze wie ein ἐργον και ἡμερα ausnehmen sollte, und erinnere mich nur noch, daß ich an den Schluß als Gegenstück das Lied gestellt hatte, welches endet:

„Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage."

[Auch der zwischen Nr. 17 und 18 fallende Brief Mörikes ging aus dem Kurzschen Nachlasse verloren. In ihm erzählte Mörike seinem Freund die „köstliche Schnurre" von Herzog Karls Hofnarren und Kammerdiener Gerberheiner, der den vom Herzog mit seinem Siegelring ganz absichtslos in eine „gefrorene Fensterscheibe" eingepreßten Namenszug als Zahlungsauftrag benutzt und sich daraufhin von der Hofkasse eine höhere Summe einhändigen läßt. Kurz hat diesen witzigen Streich in der ersten Fassung des „Heinrich Roller" [1] („Schillers Heimatjahre") verwertet, diese Episode in der zweiten Fassung dann aber weggelassen.]

[1] Im 1. Teil, Kapitel 5.

Stuttgart im Karlsbad, 22. Febr. 1838.

Seien Sie freundlichst bedankt für die köstliche Schnurre! Der Spaß wird noch größer, wenn ich Ihnen sage, daß sie mir ganz mundgerecht war und daß ich sie in dem Augenblick, da sie kam, eben sehr nötig hatte, mich auf etwas Ähnliches besann und sie somit wörtlich in den Text einschieben konnte. Man sieht, daß Sie in der Gegend von Weinsberg[1] wohnen, wo das Dämono-Mago-Prophetische zu Haus ist. Doch bin ich kritisch dabei verfahren und Sie werden seinerzeit sehen, daß ich von diesem Apokryphon einen vorsichtigen Gebrauch gemacht habe. Einer, der zusieht, wie „der Vogel zierlich im Schnee auftritt"[2], kann wohl auch zur gleichen Zeit Figuren in einer gefrorenen Fensterscheibe lesen[3].

Ob ich Ihnen jedoch dereinst — o daß Sie von so ferner, ferner Zeit und nicht von heute, nicht von morgen sprechen! — den Roman kommuniziere, ist noch ganz und gar nicht ausgemacht. Ich weiß zwar wohl, daß mitunter leidliche Sachen drin vorkommen werden, aber im ganzen ist's doch nur Futter für die Spatzen. Wenn ich nur hie und da Ihren sonnewarmen Stil drüber hingießen könnte! Als ich nun die Anekdote las, kam ich mir ganz trocken und saftlos vor, und was hilft mich's, daß Cervantes das auch zuweilen ist.

Vom „Spiegel" sollen Sie eine Lieferung haben, sobald wieder was beisammen ist, das Figur macht. Ich

---

[1] Wohnort Justinus Kerners.

[2] Aus Mörikes „Jägerlied". Ausgabe Maync I, 23. — Ausgabe Krauß II, 25.

[3] Vgl. die Überleitung zwischen Brief 17 u. 18.

schreibe nicht mehr drein, aber Kausler, und da wir brüderlich miteinander zu teilen gewohnt sind, so werd' ich nächstens eine Anzeige von Persiles und Sigismunde[1] (in einer trefflichen Übersetzung kürzlich erschienen) für ihn arbeiten. Er hat mir das Buch geschenkt, soll ich's Ihnen nicht schicken?

Aber für den Theokrit (bitte mir jedoch die Ehre auf ein andermal aus!) dank' ich untertänigst! Was denken Sie? Solche Sachen sind jetzt viel zu gut für mich. Wenn Sie zu mir kämen, so würden Sie mich in lauter Württembergicis vergraben antreffen, alle Tische voll von „sch[wäbischem] Magazin", württ[embergischen] Adreßkalendern usw., daß Sie mich für einen Archivarius des Königs halten würden. Ich darf jetzt schlechterdings nichts ansehen, was nicht auf mein Opus[2] Bezug hat. Höchstens die Literaturzeitungen, wenn sie auf mich Bezug haben. So werd' ich vor ein paar Tagen in der „Abendzeitung" in die zweite Klasse der Küchenliteratur rangiert und mir eine langweilige Phantasie mit Hinneigung zum Pietismus zugeschrieben. Vermutlich wegen des Schlusses: „Nun ruhen alle Wälder!"[3] Das ist um so komischer, da ich einige Wochen zuvor einen Brief aus Indien von einem alten Universitätsfreunde[4] (aber nicht Mögling) erhielt, der mir sagt, ich solle von diesem unsinnigen Weg abgehen, sonst fahr' ich dem Teufel recta in Rachen. „Sollte" — schreibt Goethe bei einer Ge-

---

[1] Von Cervantes.

[2] „Heinrich Roller".

[3] Schluß vom „Wirtshaus gegenüber". Ausgabe Heyse VIII, 223; Ausgabe Fischer XII, 92.

[4] Vermutlich Gottfried Weigle, der Missionar geworden war und 1855 in Mangalore starb.

legenheit an Schiller — „sollte da nicht die Hippokrene zu Eis gefrieren und der Pegasus sich mausen?"

Wie weh tut mir's, daß Sie die Krankheit noch nicht los sind! Halten Sie sich zusammen. Ich möchte gar zu gern mit Ihnen in den Süden reisen. Ich glaube in der Tat, wir wären die Leute dazu, wechselsweise je wöchentlich einer nach der Laune des andern, zu reisen. Alle sechs Wochen gäb' ich Ihnen dann eine Schaltwoche zu.

Ich bin auch nicht wohl bei diesem Tauwetter. Zwar bin ich seit den letzten Jahren ins Dicke und Derbe gewachsen, und das hat meine Nerven, die früher wahre Teufelsbrücken waren, glücklich abgestumpft, aber im Herbst und Frühling leid' ich immer noch an den alten Fieberschauern. Auch jetzt regt sich's wieder, denn namentlich den letztern muß ich immer unter starken Wehen mitgebären helfen und kann mir jetzt nur durch vehementes Rauchen die aria cattiva etwas vom Leibe halten. Dem Roman ist das keineswegs zuträglich; für den wird's zum Faulfieber.

Wenn ich fertig bin, schick' ich Ihnen auch noch ein hübsches Buch „Schillers Flucht von Stuttgart", das ich dabei benutze[1].

Es freut mich, daß Sie meiner Laune ein gutes Zeugnis geben. Äußerlich geht mir's verflucht schlecht.

Ihr Märchen[2] bin ich sehr begierig zu lesen; ich glaube, daß für Sie am Ende auch die Moral praktikabel ist. Ich habe neulich den „Schatz" wieder gelesen und muß immer

---

[1] Von Andr. Streicher. — Kurz hatte das Buch im „Spiegel" (Nr. 4) 1837 rezensiert.

[2] „Der Bauer und sein Sohn." Ausgabe Mayne III, 96. — Ausgabe Krauß VI, 102 ff.

von neuem erstaunen, was Sie ein Hexenmeister sind. Mein Freund Seeger[1], von dem Sie noch sehr schöne Gedichte zu lesen bekommen werden, schreibt mir aus Bern, er habe neulich im Weinhause Lohbauer[2] Ihren „Schloßküper" (den ich an S[eeger] gesandt) vortrefflich gelesen und sie hätten einen Lärm von Ihnen gemacht, daß „die Leute aufhorchen wie die Katze, wenn's donnert". Lassen Sie sich das gefallen: es ist doch auch hübsch, wenn irgendwo eine kordiale Gesellschaft in eines Namen versammelt ist.

Für die Freundschaft, die Sie gegen meinen Bruder haben, dank' ich Ihnen sehr. Es ist, wie wenn's mir geschähe. Aber wenn Sie ihm einen Brief schicken wollen, so lassen Sie ihn nur recht lang warten und schreiben einstweilen lieber mir; denn er ist in diesem Punkt ein sehr lasterhafter Mensch, der mich schon sechs Wochen lang warten ließ. Und er ist dann um so mehr gestraft, weil er sich was drauf einbildet, wenn Sie ihm schreiben.

Jetzt hab' ich Ihnen viel von mir gesagt. Es fröstelt so sehr, daß ich meine Finger kaum weiter bringe, und mein Essen wird auch kalt. Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen! Immer Ihr Kurtz.

N. S. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich auf einige Zeit nach St[uttgart] gezogen bin. Mit Bauer komm' ich fast jeden Abend zusammen. Gestern war er so fidel, daß er mir die Kränke auf den Hals wünschte.

---

[1] Kurzens Studienkollege Ludwig Seeger (1810—1864), damals Professor in Bern, machte sich später einen Namen durch seine glänzenden Béranger- und Aristophanes-Übersetzungen.

[2] Der Politiker und Militärschriftsteller Rudolf Lohbauer (1802—1873), ein Freund Mörikes.

[Wie aus Brief 16 zu ersehen ist, war Kurzens Bruder Ernst, der damals Revisionsassistent am Heilbronner Oberamtsgericht war, schon bei Mörike zu Besuch gewesen, bevor Hermann seinen Freund noch kennen gelernt hatte. An diesen Bruder richtete Mörike ein Schreiben, auf das sich Kurz in den folgenden Briefen bezieht[1]:

Mein Lieber!

Ich war die ganze Zeit teils unpäßlich, teils mit so mancherlei Halbgeschäften behängt, daß ich nun, freilich etwas spät, doch nichtsdestoweniger herzlich Ihnen mein Vergnügen darüber ausspreche, daß Sie in hiesiger Nachbarschaft bleiben. Es läßt sich in Heilbronn gewiß behaglich leben, und wenn die Leute auch sehr irdisch daselbst denken, man kann doch bleiben, was man ist.

Ich habe Ihnen vor einiger Zeit einen Besuch abgestattet, wiewohl nur im Traum. Weil er zu den lustigen und sinnreichen gehört, kann ich nicht umhin ihn zu erzählen.

Ich kam mit meinem Bruder Louis in Ihr Zimmer, statt Ihrer war aber Ihr Herr Bruder Hermann im Zimmer. Er kannte mich nicht und ich ihn ebensowenig. Er sagte endlich: Ich weiß nicht, wen ich die Ehre habe usw., worauf ich halb im Scherz antwortete, wir seien zwar hier auf dem Polizeihause, allein ich könnte ihn versichern, wir seien ganz unverdächtige Personen. Sofort sprach man gleichgültige Dinge, vom Heilbronner Theater u. dgl. und saß einander ziemlich steif gegenüber. Ein Hausknecht kam herein und sagte: es ist jetzt angespannt, meine Herrn! Da

[1] Der hier wiedergegebene Brief Mörikes an Ernst Kurz ist mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin aus Isolde Kurzens Buch „Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte" (München 1906) (S. 98 ff.) abgedruckt.

fiel mir ein, wir waren nicht sowohl auf der Polizei als vielmehr auf der Post; wir gingen alle drei hinaus und stiegen in die Diligence. Es saß bereits ein Herr darin, der eine Kappe mit sehr breitem Stulp und einen abgetragenen grauen Mantel trug. Die Unterhaltung war gering. Er drehte den Kopf hin und her, ganz leise schnüffelnd, als wäre was Unheimliches im Wagen, welches wohl gar von einem oder dem andern der Passagiere ausgehen könnte. Man lächelte und hätte sich beinahe beleidigt finden können. Ich überzeugte mich jedoch, daß dieser Ängstlichkeit etwas Krankhaftes und Idiosynkratisches zugrunde liegen müsse, und fing an, im stillen ihn aufrichtig zu bedauern. Auf einmal nahm er einen herzhaften Anlauf und sagte: Verzeihen Sie, meine Herrn, ich bin Korrektor und Faktor in der J. G. Cottaschen Offizin und habe diese einträgliche Stellung einer sonderbaren Eigenschaft zu danken, die mir zuweilen sehr beschwerlich fällt. Sobald sich irgendwo ein Druckfehler oder dergleichen in meiner Nähe befindet, so fühle ich es und bin dadurch aufs unangenehmste affiziert, bis ich ihn aufgedeckt und allenfalls beseitigt habe. Haben Sie daher doch die Güte, ein wenig bei sich nachzusehen, ob Sie nicht irgendein Erratum bei sich tragen. Sie werden mich dadurch äußerst erleichtern. Auf dieses zog jeder von uns aus der Tasche, was er etwa Gedrucktes haben mochte; er nahm die Papiere in die Hand, gab sie jedoch nach einem oberflächlichen Befühlen mit dem Bedauern zurück, daß hierin der Fehler nicht enthalten sei. Nun hatte ich zufällig ein Briefkuvert Ihres Herrn Bruders mit hervorgezogen. Sogleich gerieten die Finger des Korrektors in eine zitternde Be-

wegung, und ich gab ihm das Papier. Er drehte es um, besah das Siegel, und seine Gesichtszüge erheiterten sich plötzlich. Nun sehen Sie, meine Herrn, da stehen über dem Amor, der einen Vogel lockt, die Worte: C'est résister in vain[1]; es wird jedoch en vin heißen müssen. Wir wunderten uns alle sehr, am meisten aber schien Ihr Herr Bruder erstaunt, nicht sowohl über diese Entdeckung, als vielmehr, wie ich zu diesem Briefe gekommen. Er faßte sich jedoch sehr schnell und fragte lächelnd den Korrektor, ob er nun ganz befriedigt sei? Ich könnte es nicht sagen, versetzte jener, es ist noch was zurück. — Womit ich Ihnen vielleicht dienen kann, erwiderte Ihr Herr Bruder und reichte seinen Siegelring hin, dessen graviertes Stahlplättchen vollkommen jenem Briefpetschaft entsprach. Ich sah ihn an, er lachte, rief meinen Namen aus und wir umarmten uns aufs fröhlichste. Zugleich warf der Korrektor seinen Mantel zurück, und als ich ihm recht ins Gesicht sah, waren Sie's, der diese Komödie spielte, um mich und Ihren Hermann auf diese lustige Art einander zu entdecken.

Ist das nicht ein musterhafter Traum? Man sollte meinen, er wäre wachend gemacht. Schicken Sie ihn gelegentlich Ihrem Herrn Bruder. Ich habe ihm vor ein paar Tagen auch eine Siegelringsgeschichte aufgetischt[2], und er wird denken, ich gehe recht drauf aus, die Leute zu petschieren. — — —

Wir sind durch den Schnee neuerdings wieder so tief in den Januar zurückversetzt, daß es immer noch nicht über-

---

[1] Die Inschrift des Petschafts hatte wirklich diesen Fehler.

[2] Die „köstliche Schnurre" vom Hofnarren Gerberheiner.

zeitig scheint, wenn ich Ihnen den Glückwunsch zum Neujahr jetzt noch heimgebe. Bleiben Sie nur gesund. Das übrige kann man für lauter Segen nehmen. Viel Grüße.

Der Ihrige

M.]

Cleversulzbach, den 18. Febr. 1838.

Kurz an Mörike (19)

Ihre Reiseschatten[1] treffen gar schön mit den meinigen zusammen, mein Teuerster: in einem Wirtshause oder auf ähnlichem neutralem Gebiet, dachte ich immer, müßten wir uns auf eine lustige Manier begegnen. Nun — „auf Gott und nicht auf meinen Rat"!

Ich kenne Sie übrigens wohl noch — von der Dorfkirche her, und zwar stehen Sie als eine etwas entfernte Goethesche Ähnlichkeit, mit gespanntem Gesicht (über welches freilich damals ein großer Schlagschatten fiel) vor meinen Augen; auch erkannte ich Sie gleich wieder, als Sie einst in Tübingen am faulen Eck, etwas unterhalb, den Stiftsberg hinunter, mich beinahe überrannten, und vernahm den andern Tag zur Bestätigung, daß der bräunliche Mann wirklich Sie gewesen.

Wie anmutig haben Sie die ungeschickte Devise an meinem Bleistiftgriffel versponnen und noch ein lustigeres Erratum draus gemacht: en vin! was freilich oft das letzte Mittel ist. Auch ich bin an dieser Umschrift zum Ritter geworden und habe mir einen Ehrenplatz unter den exegetischen Kritikern erworben, indem ich vor Kennern bewies,

[1] Nach dem Titel von Justinus Kerners Roman „Die Reiseschatten".

der Künstler sei ein Engländer, der nicht hinlänglich Französisch verstand und sich hier durch das gleichbedeutende Zusammentreffen der Sprachen zum „in vain" verleiten ließ. Aber was will diese noch so stupende Gelehrsamkeit gegen Ihr noch so unwissenschaftliches Märchen!

Es bleibt mir noch übrig, etwas über die „Perlenschnur" zu sagen[1]. Wenn ich an Ballade denke, so versteh' ich's diesmal im weitesten Sinne, ein Märchen in Verse gebracht. So oft ich an den Stoff kam und eine Form suchte, dachte ich unwillkürlich an „die Kinder, sie hören es gerne"[2]. Da mir's aber nirgends anschießen wollte, so wird's wohl so nicht recht sein und ich würde jetzt nach einer einfachern Form greifen. — Lassen Sie sich doch den günstigen Augenblick nicht entgehn: wir wollen's indessen in der Mitte zwischen uns liegen lassen, und wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Ich wünschte von ganzem Herzen, es käme in Ihre Mühle. — Nach meiner Stimmung zu urteilen, die sich, wenn je die Rede von Versen ist, zu Idyllen neigt, werde ich dieses ganze Jahr nichts damit zu schaffen haben. Vielleicht beschert's Ihnen eine schöne Nacht zwischen Frühling und Sommer, wo ich immer am produktivsten bin.

Quod felix faustumque sit!

Da Sie nun einmal die literarische Kleiderbürste berührt haben, so will ich Sie noch mit ein paar artigen Erratis regalieren und wenn ich an eines derselben einen Traum anknüpfe, so werden Sie freilich glauben, ich wolle jetzt

---

[1] Der in Brief 16 erwähnte und in einem verlorengegangenen Brief enthaltene Balladenstoff.

[2] Aus Goethes „Ballade".

gleich auch mit etwas angezogen kommen — aber nein, Sie werden sich beim ersten Ansehen überzeugen, daß der meinige aus echtem Wachs ist und in seiner Abgeschmacktheit das untrüglichste Kennzeichen der Wahrheit trägt.

Also einige andre vorher. In meinen Gedichten (ich korrigiere meine Sachen selbst wegen meiner kaptiösen Handschrift) druckte man mir: „Nun hegl' ich fort mit sanftem Danke", statt „segl' ich", was damals noch ziemlich anzüglich war. In meinen Novellen hieß es: „Der Schneider wagte nur von Zeit zu Zeit einen bescheidenen Blick auf Hannchen[1]." In einer fremden Korrektur, die ich gewöhnlich um Mitternacht beim Nachhausekommen zwischen Schlaf und Wachen, auch manchmal etwas hell- und doppelsehend verrichtete, ließ ich einmal passieren: „Das Gold, das Sir Walter Raleigh aus Virginien mitgebracht, sei von den spanischen Geldschneidern soundso angeschlagen worden." Nun diente zwar zu meiner Entschuldigung, daß der Verfasser des Buches gewöhnlich im Negligée schreibt, auch manchmal am unrechten Ort Humore manövrieren läßt, aber in seinem Manuskript war leider sehr leserlich Goldscheider gestanden, und die Sache brachte mich sehr in Mißkredit.

Nun also, nach dem Stil des Hausfreunds, fahre ich diesen Herbst, wie es schon kalt wurde, mit Kausler hieher und unser erster Gang war zu Cordella, um bei einem Glase Punsch zu erwarmen. Dort fällt mir der „Verkündiger" in die Hände, und ich greife mechanisch darnach. Unter den Neuigkeiten stand, von unsrem talentvollen Komponisten L[achner] hätten wir demnächst eine neue Oper zu

[1] Aus der Novelle „Das gepaarte Heiratsgesuch".

erwarten, deren Text von dem trefflichen Dichter M[örike] sei und die „Rogenbrüder" heiße[1]. Ich zeigte es K[ausler], und wir lachten uns den Hals voll. Nun gab es diesen Tag viel Angenehmes und Unangenehmes, und wir fuhren nachts 10 Uhr aus der „Sonne", wo wir uns mit einigen Freunden geletzt hatten, ab. Ich schlief bald ein und ward im Geist ins Theater geführt, wo man Ihre Oper spielte. Ich hatte das deutliche Gefühl, daß ich bloß kam, um den verdrießlichen Triumph zu genießen und alle meine Prophezeiungen erfüllt zu sehen. Die Oper m u ß t e durchfallen und hatte die Musik noch die geringste Schuld dabei, denn nicht nur hatte Herr von Cotta den ganzen Text von einigen Dichtern, deren Verse mir nie angenehm geklungen hatten, überarbeiten lassen, sondern Graf Leutrum, von dem ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß er ein großer Liebhaber von Heringen sei, hatte sogar den vom Redakteur des „Verkündigers" submissest vorgeschlagenen Titel „Rogenbrüder" mit Vergnügen akzeptiert und das Stück hiedurch einige totale Veränderungen erlitten, wie denn unter anderm „Temire"[2] als gebackene Forelle mit einem Lorbeerblatt im Munde auf der Oberfläche des Sees ein Ballett tanzen mußte. Die Vorstellung ging sehr matt und schläfrig, niemand gab Achtung, überhaupt war fast kein Mensch zu der unglücklichen Oper gekommen und unter den Anwesenden ich der einzige Wachende. Ich kochte vor Ingrimm. Auf einmal bemerkte ich hinter den Kulissen links (denn ich saß in einer Loge rechter Hand) ein wunderliches diebisches

[1] Bächtold berichtet über eine neue köstliche Variante in Pierers Konversationslexikon, wo die Oper „Die Negerbrüder" benannt wurde.

[2] Eine der drei Schwestern in den „Regenbrüdern", die in den Schmerlensee verbannt ist.

Gewimmel, und im Geiste ward ich belehrt, daß dies die Weidfeger seien, welche hier einen unerhörten Raub begehen und auf den direkten Untergang des Stückes hinarbeiten. Es war nämlich an jenem Ort eine große Tracht Heringe niedergelegt, welche man am Schlusse statt der Rosen auf das Publikum regnen lassen wollte, daher auch die Eintrittspreise bedeutend erhöht worden waren. Ein sehr unheimliches Gefühl bemächtigte sich jetzt meiner, und nicht lange, so kam Feuerlärm aus. Ein furchtbares Getümmel entstand, alles stürzte durch- und übereinander. Die Nähe des Winters und der Stand meiner Finanzen erlaubten mir nicht, meinen Mantel untergehen zu lassen, und ich eilte, ihn zu retten. Jetzt hatte aber das Theater die Gestalt des Tanzsaals im „Adler“ zu Reutlingen angenommen (ich muß zwischenhinein sagen, daß der Eigentümer dieses Gasthofes noch wenige Wochen zuvor der berühmte Abgeordnete Krug gewesen war, den ich an diesem Tage zu meiner Verwunderung als Stuttgarter Sonnenwirt begrüßt hatte und auch jetzt noch seiner anerkennenswerten Getränke halber gern frequentiere), und irgendein dienstfertiger Geist hatte die mir so notwendige Hülle oben an die freistehende Balustrade für das Orchester gehängt. Ich eilte hinauf; vergebens, der Mantel hing zu tief und ich mußte wieder herab und, schon vom einem Flammenmeer umbraust, außen hinauf klettern, wo ich nach übermenschlichen Anstrengungen mich endlich in den Besitz des halb verlorenen Kleidungsstückes setzte. Hierauf fand ich eben noch Zeit, über die Brüstung der königlichen Loge zu steigen und Prinzessin Sophie, von der ich schon manches Löbliche vernommen hatte, und die mit ihrem Kleide daselbst hängen geblieben

war, zu retten. Ich nahm sie auf den Arm und eilte durch unbekannte dunkle Gänge hinaus, durch den Volksauflauf hindurch, dem Schlosse zu. Unterwegs hört' ich einen sagen: „wenn jetzt ein tüchtiger Regen käme, dann wär' alles gut!“ „Natürlich, ihr Narren“ — rief ich mit lauter Stimme — „glaubt ihr, die Regenbrüder, die ihr so schwer beleidigt habt, werden euch jetzt zu Hilfe kommen?“ Ich erwachte an diesen Worten. „Wie? was sagst du da?“ rief Kausler entsetzt und rückte von mir weg. — Diesen Traum wollte ich Ihnen damals noch brühwarm mitteilen, mußte aber zu derselben Zeit auf ein Lebenszeichen von Ihnen so lange warten, daß er indessen in Vergessenheit geriet und erst durch Ihr Schreiben an meinen Bruder wieder aufgefrischt wurde.

Ein anderer Traum brachte mir vor ein paar Tagen eine Nummer der „Abendzeitung“, in der ich einen großen Triumph erlebte. Es war ihr nämlich wegen der schnöden Rezension, womit sie mich neulich heimgesucht, der Prozeß gemacht und sie verurteilt worden, den Spruch der Jury schmählicherweise in ihren eigenen Spalten bekanntzumachen. Und zwar mußte sie 1. wegen gemeinen und höchst unbegründeten Angriffs eine neue, durchaus glänzende Rezension bringen (welche schon in der gedachten Nummer stand), 2. meinen Namen, den sie in der ersten mit einem bloßen z geschrieben hatte[1], in dieser zweiten 20 mal vorbringen, und zwar nicht bloß mit dem tz, sondern dieses tz war mit Kreuzen und Sternen — sie hatte neue Lettern dazu gießen lassen müssen — aufs wunderschönste verziert, so daß mein sonst etwas langweiliger Name das statt-

[1] Kurz schreibt sich erst seit 1848 mit einfachem z.

lichste Aussehen gewonnen hatte; ich war anfangs gesonnen, in der Unterschrift Ihnen einen Begriff davon zu geben, hoffe aber entschuldigt zu werden, da Ihr erstaunliches kalligraphisches Talent mir gänzlich mangelt.

Also einfach und herzlich grüßend Ihr H. K.

Stuttgart, Karlsbad, den 1. April 1838.
(Gerade um einen Monat antizipiert.)

Sie erhalten diesen Brief durch den Faktor und Kondukteur.

2. März 1838.

Nun[1] bekommen Sie gar ein dreifarbiges Schreiben, da mir das grüne Papier ausgegangen ist. Denn da wir nun einmal in der Traum- und Zaubersphäre festsitzen, so will ich Ihnen eine hübsche Vision, die der Maler Dietrich[2] (auch in der „Sonne") mir gestern abend erzählt hat, noch nachträglich mitteilen.

Derselbe hatte neulich nach einem begeisterten Abend folgenden Traum: er saß in einer Gesellschaft, wo's hoch herging und Champagner getrunken wurde; einer schenkte, wie es in gewissen Stimmungen zu gehen pflegt, so rasch ein, daß alle Gläser überflossen und der ganze braune eichene Tisch mit Silberschaum bedeckt war. In diesen Schaum sah er einen hiesigen schweigsamen Landschafter, der neben ihm saß, mit dem Finger das herrlichste Gemälde zeichnen und rief: „Blitz! seht doch, was der Maier macht!" Bei diesen Worten aber fuhr der bescheidene

[1] Auf einem neuen Blatt.

[2] Joh. Friedr. Dietrich (1789—1846) Historienmaler aus Wächters Schule, Professor in Stuttgart.

Künstler erschrocken mit der Hand über den Tisch und löschte das Gebilde aus.

„Ich dachte gleich, es Ihnen zu erzählen, sowie ich Sie sähe; weil Sie ja solches Zeug in die Welt hinein schreiben, können Sie's vielleicht brauchen", sagte er zu mir. Und so will ich denn diese schöne Phantasmagorie zu der „Perlenschnur" in die Schatulle legen, zu welcher Sie den Schlüssel haben.

Leider bin ich für meinen Roman auf neue unentbehrliche Quellen gestoßen, welche die Arbeit wieder auf lange ins Stocken gebracht haben, da ich mich vielleicht wochenlang darnach umtun muß. H. K.

Mörike an Kurz (20)

Lieber!

Ich danke Ihnen schönstens für Ihre lieben Briefe vom 22. Februar und 1. April[1], welch' letztern ich am 12. März richtig erhalten habe.

Lassen Sie sich doch durch den Pavian in der „Abendzeitung" bei Ihrem gegenwärtigen Konzept nicht ärgern. Ein Ladenschwengel schreibt so was und kein anderer Mensch. Wenn heutigstags „Hermann und Dorothea" zum erstenmal und unbekannt, von wem, herauskäme, derselbige Herr würde sagen: es sei eine langweilige Phantasie und habe einen Stich von Pietismus, weil ein Pfarrer vorkommt. Lob und Tadel sind die Lebensmittel für Leute unserer Profession, ich für mein Teil halte mich aber allermeist an das Urteil meiner Freunde, dafern sie ehrlich sind;

---

[1] Beziehungsweise 1. März.

und daß der „Schatz“ Ihnen gefällt, tut mir bei weitem wohler, als mich's verdrossen hat, daß ein Ästhetikus, und zwar ein Landsmann, sagte: er hätte nicht gedacht, so etwas Schwaches von mir lesen zu müssen.

Es freut mich, daß Sie den Hazzel[1] nicht verschmähten. Übrigens können Ihre Herren Vettern in Reutlingen und deren Frauen (von welchen der Faktor mir schreibt) schwerlich begieriger auf Ihren Herzog sein[2]. Es kann nicht schaden, wenn Sie sich bei diesem Stück Arbeit ein wenig leutselig zeigen. Dadurch schafft man sich breitere Bahn für alles, was man künftig bringt. Und mir geht's hier wie andern: der Stoff, der Mann, die Zeit von Solitude, Grafeneck, Hohenheim interessiert mich beinah' mehr, als selbst die Kunst des Romanschreibers. Nie hat mich jene Zeit so eigen angeweht, als wenn ich an sonnigen Herbsttagen auf einem jener verlassenen Freudenplätze das Laub der Linden und Kastanien fallen sah. Wissen Sie, daß ich einmal einen Frühling in den Hohenheimer Gärten, im ehmals sogenannten „römischen Wirtshaus“ wohnte? Ich war einigemal bei Nacht einer Geistererscheinung gewärtig. Man sagt ja, daß sich Karl öfters zu Pferde dort sehen lasse.

Apropos, was halten Sie von Gespenstern?

Ihr Musterkärtchen von Druckfehlern und dazu mein eigener ist lustig, Ihr Traum von den „Rogenbrüdern“ delikat, besonders der beabsichtigte Heringsregen, bei welchem

---

[1] Bezieht sich auf die in einem verlorengegangenen Brief übermittelte „köstliche Schnurre“. (Vgl. Brief 18.)

[2] Im Mittelpunkt des Romans „Heinrich Roller“ („Schillers Heimatjahre“) steht ja die Figur Herzog Karl Eugens.

sich das falsche Silber der Fischhäute sehr wohl ausgenommen haben müßte. Aber Lachner! Der Hetsch[1] schreibt kürzlich auch sehr lamentabel von der Sache und macht mir bittere Vorwürfe. Er will von Kaufmann[2] wissen: einige Nummern seien hübsch, das meiste aber Reminiszenzen aus dem „Zittermädchen“[3]. Überhaupt habe er das Stück nicht recht anzupacken gewußt. Sei's drum! Natürlich binden wir dies „Vorläufig“ den Leuten nicht auf die Nase. Wenn Sie nur der schöne Humor nicht gereut, den Sie an die Pastete gewendet haben.

Ich habe gestern Ihren „Blättler“[4] wieder gelesen, und da fiel mir ein, daß ich Ihnen noch nichts über dieses liebliche Stück geschrieben habe, denn das ist es wirklich. Es steht in einem zauberischen Zwielicht von Märchen und Geschichte. Dabei ist es im höchsten Grad, was man gut geschrieben heißt. Der Ton überaus glücklich und wie frisch und einladend die Introduktion!

Hier sind ein paar Kleinigkeiten und ein größeres Poem von einer seltsamlichen Sorte, das Sie gewiß gut aufnehmen[5]. Sie dürfen aber niemand, auch Bauer nichts davon sagen. Der Spaß wird größer sein, wenn die andern es unvermutet in der gedruckten Sammlung finden. Ich sollte es in möglicher Bälde wieder haben.

---

[1] Louis Hetsch (1806—1872), Musikdirektor in Heidelberg; einer der ersten Komponisten von Mörike-Liedern.

[2] Friedrich Kaufmann (1803—1856). Ebenfalls Komponist von Mörike-Liedern.

[3] Eine frühere Oper von Lachner.

[4] Vgl. Anhang.

[5] Dem Briefe war das „Märchen vom sichern Mann“ (Ausgabe Maync I, 65 ff. — Ausgabe Krauß II, 62 ff.) und vermutlich u. a. auch das „Lied eines Verliebten“ (Ausgabe Maync I, 51 ff. — Ausgabe Krauß II, 82) beigelegen.

Aus Gelegenheit eines Geschäfts, das ich mir vorgesetzt, um meine schrecklich müßige Zeit — in welcher ich nichts Tüchtiges tun kann, einigermaßen nützlich auszufüllen und wovon Ihnen Bauer vielleicht gesagt haben wird, habe ich einige Übersetzungen probiert, unter andern einiges von Catull. „Akme und Septimius" — ein herrliches Gedicht von jugendlichstem Kolorit [1]. Ich bin mit meiner Übersetzung nicht übel zufrieden, aber Sie würden sicherlich eine bessere liefern und mich höchlich dadurch erfreuen. Vielleicht sollte man im Deutschen lieber Distichen wählen.

Mit der „Perlenschnur" haben wir, glaub' ich, einerlei Ansicht. Keine Strophen, sondern in continuo fortlaufende und nicht einmal gereimte Zeilen, jenes bequeme Versmaß etwa:

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren,
Rückwärts, rückwärts, edler Cid!" [2]

Einige Fragen:

Kommen Sie mit Strauß nicht zusammen?

Haben Sie F. Vischers Buch „über das Erhabene und Komische" gelesen?

Wie sind die Gedichte von Matzerath?

Was wissen Sie von Zimmermanns Vorlesungen?

Leben Sie wohl! Schreiben Sie auch Ihre Adresse. Was ist denn das Karlsbad?

Der Ihrige M.

Cleversulzbach, den 16. März 1838.

---

[1] Erstmalig in der „Klassischen Blumenlese" erschienen. Ausgabe Mayne I, 91.

[2] Aus J. G. Herders Dichtung „Der Cid" von 1583/85.

Könnten Sie mir doch das nächstemal zu meinem obgedachten Zweck den Catull von Ramler schicken? Es gibt wohl keine andere metr[ische] Verdeutschung, welche besser wäre?

Indem ich den Brief wieder durchlese, erschrecke ich über meine vielen Fragen. Sie brauchen mir solche ja nicht auf einmal zu beantworten.

Kurz an Mörike (21)

Karlsbad, 20. März 1838.

Vorwärts, vorwärts, Don Moerigo!
Habt den rechten Ton gefunden!
Vorwärts mit der „Perlenschnur"!

Wiewohl ich gereimte Verse (aber ohne mir eine bestimmte Vorstellung zu machen) diesem Stoff gegönnt hätte, so bin ich doch mit Ihrer Auffassung durchaus einverstanden: für Strophen ist die Einschachtelung am Ende doch zu weitläufig. Hans Sachsische Verse könnten nirgends unrechter am Ort sein als hier, und die größern, wenn sie kontinuierlich fortlaufen, haben mich bei unsern modernen Poeten immer geärgert: so eine lange Geschichtsklitterung, wie namentlich Lenau[1] sie hat, kommt mir wahrhaftig vor wie ein Bandwurm.

Bleiben Sie bei den Cidversen und eilen Sie, noch vor Torschluß dem „sichern Mann" eine Gesellschaft zu geben, diesem über allen Ausdruck prächtigen Patron, der das ist, was man in Weilheim „aunmiglich schöan" nennt,

[1] Kurz konnte sich mit Lenaus 1836 erschienener Versdichtung „Faust" nie befreunden.

jene süße Unmöglichkeit, wo die Fabel selbst nicht mehr an sich glauben kann und die Abgeschmacktheit in bengalischem Feuer verklärt vor uns steht. Es wäre der Mühe wert, auf diese Elemente ein ganzes Epos zu gründen und die Maschinerie der antiken Epen mit unsern — vorhandenen wie erdachten — Nationalmärchen humoristisch zu verschmelzen. Hier wäre der Eindruck, den in unsern Romanen die komische Zusammenstellung eines Bauern und eines Gelehrten macht, auf den höchsten poetischen Gipfel getrieben. Sie haben mir eine verdrießliche naßkalte Stimmung mit voller warmer Flut weggespült, und ich schreibe in der ersten frischen Freude. Daß ich's nicht verraten darf, brennt mich im Herzen und auf der Zunge. Auch der Ton ist jener sichere, der einem so wohl tut, weil immer der Nagel auf den Kopf getroffen ist und gerade derjenige Ausdruck kommt, den man halb gewünscht und halb vorausgesehen hatte. So oft ich Bauer sehe, werd' ich immer prophetisch lachen müssen[1]. — Die Hexameter sind ganz meiner Theorie angemessen: Elegien oder kleinere Gedichte überhaupt will ich in der Form so streng als möglich haben, aber den Erzählungen steht ein laxer Vers sehr wohl an, der sie der Prosa nähert. Ich habe hierüber wegen meines „Blättlers" mit Kausler vielen Streit gehabt und freue mich, einen so mächtigen Verfechter mit ästhetischen Torflügeln auf meiner Seite zu haben. (Trommeln und Brandlärmen, der in diesem Augenblick entsteht, lassen mich nicht weiter schreiben. — Eine Pulverexplosion im „Hirsch", von welcher rätselhafte Gerüchte umhergehen, ist ohne Folgen

[1] Das „Märchen vom sichern Mann" trägt die Unterzeile „An Louis B[auer]".

diesen Vormittag um 12 Uhr eingetreten, wenn es nicht etwa wahr ist, daß ein schuldiges Opfer dabei gefallen. — Jetzt werden Sie die Geschichte aus der Zeitung kennen.)

— Bei nochmaliger Durchlesung des „Suckelborst“[1] geht mir auf: das Untier könnte, ohne uns im mindesten zu befremden, auf dem Ida oder in Sizilien uns entgegentreten; er ist der reinste Blutsverwandte vom Zyklopen, und ich weiß keinen Poeten, dessen phantastische Gestalten so toll und so plastisch zugleich wären wie die Ihren. Der homerische Ton nimmt sich köstlich aus. — Per paranth[esin]: ich habe Homer von jeher für einen der besten Romantiker gehalten.

Das Liebeslied[2] ist so warm und jugendschön, wie seit den 70er Jahren nichts wieder gemacht worden ist: ich werde Sie gelegentlich um Ihren Kredit zu bringen suchen durch die Beschuldigung, Sie hätten Goethes verlorene Lieder auf irgendeine illegitime Art an sich gebracht, um sich nun damit zu brüsten. — Zum c'est resister en vain geben Sie übrigens einen lustigen Kommentar: trotzdem daß Sie dieses „naiv sentimentale Genre“ gegen mich verschworen, schiebt Ihnen der Schalk eines nach dem andern unter, und man sieht, daß die bewußte Tinte noch nicht verschrieben ist[3].

Der naive Ton der Catullischen Übersetzung wird beim Publikum schwerlich Gnade finden, und ich muß auch gestehen, daß ich Ihrem Gefühl für Distichen recht gebe. Gereimt übersetzen kann man freilich nicht im Taglohn,

---

[1] Der „sichere Mann“.

[2] Das dem Brief 20 vermutlich beigelegte „Lied eines Verliebten“.

[3] Vgl. S. 18, Anm. 1.

aber die lateinischen Dichter haben Worte und Stellungen, die wie in der Werkstatt Vulkans geschmiedet sind und vielleicht nur durch den schlagenden Ton der Reime ausgeglichen werden können. Den Ramler will ich Ihnen verschaffen und wenn's von Tübingen wäre; sobald ich ihn habe, send' ich den „Sichern“ zurück, auch die Übersetzung. Die kleinen Gedichte — sind sie für mich, oder soll ich sie ins „Morgenblatt“ abliefern? — Auf Ramlers Catull bin ich selbst begierig; ich kenne von deutschen Übersetzungen nichts Größeres, als seinen Horaz; er ist oft noch besser als das Original und widerspricht in der Tat meiner obigen Behauptung. Beiläufig gesagt: wie würden Sie „labor improbus“ übersetzen? Der Sinn davon ist mir klar, es ist jenes „Aide-toi et le ciel t'aidera“.

Mit der Kritik halt ich es wie Sie, und nur das könnte mir eine böse Stunde machen, wenn ich von einem Freunde mißverstanden würde. Jenes Spezimen sandt' ich Ihnen zu Ihrer Belustigung: wer der ästhetische Landsmann ist, will ich lieber nicht wissen, ich kenne dann einen Tropf weniger. Solche Sachen sollte man eigentlich aufs Mündliche versparen, namentlich während man das Rindfleisch ißt — ich könnte mit einigen superben Späßen aus dieser Rubrik aufwarten.

Vom Roman will ich nichts mehr sagen, bis er fertig ist. Nur so viel, daß er manche Erwartungen täuschen wird, denn er ist aus einer Periode, wo jene Freudenplätze bereits nur noch elegische Stellen sind.

Daß Sie den „Nolten“ zum Teil in Hohenheim schrieben, weiß ich, und wenn der Herzog wirklich dort spukt, will ich einmal eine Nacht dort zubringen, denn ich hätte ihn manches

zu fragen — wiewohl ich seinen Humor fürchte, der manchmal von einer empfindlichen Sorte war. — Was meine Gespenstertheorie betrifft, so werde ich sie mit nächstem in einer Novelle „das öde Kloster“ [1], deren Anfang seit fast zwei Jahren geschrieben ist, des breitern auseinanderlegen; vorerst nur soviel, daß ich jene wohlweise Kathederrede des lafontainischen Pfarrers im „Felix Wagner“ [2] keineswegs goutiere, sondern behaupte: Geister finden im höchsten Grade statt! und daß ich sogar das Paradoxon wage: es bedarf nur eines sehr bedingten Glaubens an die Unsterblichkeit, und man kann doch an Geister glauben. Zunächst existieren sie — Familiengeister etwa ausgenommen — für untergeordnete, ihnen der Qualität nach verwandte Seelen, für solche, denen man wohl auch im Leben die kleinen Sorgen, den lumpigen Jammer, womit man niemand Rechtem zur Last fallen will, anvertraut; was sie als Erlösung ansprechen, ist eine Art von Teilnahme, vor der der wahnsinnige Bann, der Fluch am Ende verschwinden muß. Vor etwas recht Lebendigem haben sie einen eigenen Schauer — vide in meinen Gedichten die Gnome „Tod und Leben“ [3]. Meine Theorie über die Unsterblichkeit finden Sie im zweiten Teil „Faust“ am Schlusse der Phantasmagorie Helena ausgesprochen [4]. Dieser Stoff ist samt seinem Priester, wie es gewöhnlich geht, von beiden Partien gerade den unberufensten

[1] Möglicherweise „Spiegelfechterei der Hölle; ein Bild aus der Reformationszeit“ (später „Zaubernacht“). Ausgabe Heyse IX, 132 ff.; — Ausgabe Fischer X, 24 ff.

[2] „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ von A. Treuburg (Fr. Th. Vischer). Erstmalig erschienen in Mörike und Zimmermanns Jahrbuch schwäbischer Dichter (1836).

[3] Nur in den „Gedichten“ (1836) S. 126.

[4] Goethes „Faust“ II. Teil 3. Akt, V. 9985/91.

Geistern, bei denen es nicht einmal zu einem ordentlichen Gespenst reichen würde, in die Hände gefallen. So, nun hab' ich mich wissenschaftlich vernehmen lassen und kann mir die Hände reiben.

Mit Lachner wollen wir vorerst zuwarten, denn Hetsch ist eine verdächtige Quelle, Kaufmann freilich nach Bauers Schilderung eine Autorität. Die Oper wird einst noch einen Komponisten finden, und ich weiß ihn, denn in meiner Nähe wächst ein kleiner musikalischer Heros ganz stille heran.

Ihr Wort über den „Blättler" tut mir wohl vom Wirbel bis in die große Zehe, und das will nicht wenig sagen, wenn Sie die Dimension darnach messen, daß ich schon in meinem neunten Jahr die Rekrutengröße hatte. Oder mit andern Worten dasselbe: es tut mir ebenso wohl, als daß Sie mir v o r allem Volk den „sichern Mann" geschickt haben.

Von Ihrer Übersetzung hat mir Bauer gesagt: ich bin sehr darauf begierig. Aus der griechischen Anthologie erinnr' ich mich an ein kleines gar schönes Gedicht über den frühzeitigen Tod der Jünglinge, eines der schönsten, die ich in dieser Art kenne.

Wenn Sie Bücher brauchen, so kann ich vieles bei der Bibliothek zu Tübingen tun, wo mein Freund Keller [1], der Ihnen einmal die ausländischen Melodien [2] geschickt hat, sich eine Freude und eine Ehre daraus machen wird, Ihnen etwas zu besorgen.

Warm und herzlich Ihr Hermann Kurtz.

Beim Lesen im „Nolten" fiel mir neulich ein: haben Sie Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde" schon unter

---

[1] Der Germanist Adelbert von Keller.

[2] Von Silcher.

die Hand bekommen? Wo nicht, so will ich sehen, daß ich's Ihnen verschaffe. Es ist ein Phänomen, das Sie wunderbar prophetisch vorgedeutet haben. Freilich sind die Gedanken drin oft „verzweifelnd aneinandergehetzt“, aber manche schöne weißglänzende Taube fliegt dazwischen auf.

Ferner frage ich wegen Rückerts orientalischer Sagen an: ich habe nur einige Stücke gelesen, aber diese sind groß. Namentlich die Sage von Kabil und Habil (Kain und Abel): ein Rabe gibt K[abil] das Beispiel, indem er einen andern tothackt und verscharrt; seit Kabils Tat fürchten die Tiere den Menschen, denn sie denken: wenn er's seinem Bruder so macht, wie wird er mit mir fahren? — Das fiel mir noch nie ein, wenn ein Tier die Augen vor mir niederschlug.

Vorstehendes sollte einen Brief an Sie geben: es mag jetzt als Beichaise mitlaufen.

Über Ihre Fragen brauchen Sie sich keine Gewissensbisse zu machen. Ich antworte gewissenhaft und kürzlich: Strauß, Vischer, Zimmermann — nein; Matzerath — ich habe bloß im „Morgenblatt“ ein paar Sachen von ihm gelesen, die mir schlecht gefielen.

Warum kommen denn Ihre Sachen so lange nicht heraus? (Ich bitte um Verzeihung, ich meinte Ihre Gedichte! wenn man im allgemeinen von Poeten spricht, gewöhnt man sich an solche diplomatische Ausdrücke.)

Mit dem Roman haben Sie vollkommen recht, nur fürchtet man immer, man möchte durch solches Zeug den Charakter indelebilis verlieren.

Das Karlsbad ist eine allhiesige Anstalt im Departement der Silberburg (hinter welcher die Sonne fünf Minuten

vor ihrem wirklichen Untergang jedesmal eine halbe Minute Versteckens probiert), am Nesenbach belegen, zu deutschen Wannenbädern und russischen Dampf-Dito organisiert, daneben mit Wohnungen für stille Familien versehen. Seinen Namen hat es von Ihrer königlichen Hoheit dem Kronprinzen. Eigentümer desselben ist Herr Schulz. Einwohner und Hintersassen: eine Buntpapierfabrik, ein Setzerbüro, die Verwalterin, zwei alte Jungfern, ein Klavierlehrer, welcher nicht zu den stillen ff. im Lande gehört, ein Uhrmacher (oder Goldarbeiter?) und der gehorsamst

Unterzeichnete.

(Ich bleibe noch den April hier.)

Und wenn ich jemand hätte, der mir meine „Sachen" so zierlich heftete, so würd' ich gewiß Gebrauch davon machen, und ich glaubte, sie würden auch besser und gerundeter ausfallen. Finis finium.

Erst nicht! Bei dem Märchen fiel mir noch ein, daß ich im vorigen Jahr, eben als ich nach B[uoch] zog, auch eins schrieb, eine antediluvianische Geschichte von verliebten Bergen und dem Riesen des Reißensteins[1], meiner Erinnerung nach gar zu naupengeheuerlich und formlos — ich würde es jetzt zurücknehmen, wenn es nicht wahrscheinlich schon in einem Prager Blatt[2] erschienen wäre.

Eben fallen mir noch aus meiner Brieftasche zwei Bildchen entgegen, die ich vorlängst aus Crofton Crokers irischen

---

[1] „Die Liebe der Berge." Erstmalig in den „Dichtungen" (1839) erschienen. Später umgearbeitet u. d. T. „Bergmärchen". Ausgabe Heyse VIII, 85 ff.; — Ausgabe Fischer IX, 171 ff.

[2] „Ost und West." Doch war das Märchen dort nicht erschienen, sondern nur einige Gedichte.

Elfenmärchen[1] durchgezeichnet habe; vielleicht machen sie Ihnen Spaß. Das Sonett[2], in dem sie schon ein Jahr gelegen sind, mag bei der Gelegenheit auch mit aus dem Hause — es soll nicht mehr bedeuten, als die Krautpleggi (das wäre etwas für Wispel!), in die man Butter einwickelt.

Den 3. April.

Sie haben im März einen Aprilenbrief von mir erhalten, jetzt kommt im April ein Märzenbrief. Ich erschrecke über das alte Datum und bitte inständig um Vergebung, daß ich das Märchen, das Sie doch bald wieder haben wollten, so lange behielt: ich bin nicht wert, daß Sie mir wieder eine solche Freude machen. Eigentlich wollt' ich den Catull erwarten, da aber so lange keine Antwort von Tübingen kommt —

Lupus in fabula! Eben kommt ein Brief von Keller und meldet, daß er krank gewesen. Er kommt übermorgen und „hofft den Catull mitzubringen". Nun muß ich's doch noch liegen lassen, denn die zwei Tage Verzug werden so viel nicht mehr tun, als die dreizehn. Seien Sie nur nicht böse! Aus den Halbgedanken, die ich für Sie hinwarf, ersehen Sie eigentlich nichts, als daß mir der Kopf von Allotriis voll ist, und es ist wahr, ich lebe gar nicht in unserer Zeit, sondern ich lebe „vor sechzig Jahren"[3]. Neu-

[1] Thomas Croften Croker (1798—1854), Sammler der Sagen Irlands. Sein Hauptwerk: „Fairy legends and traditions of the south of Ireland" (1825). Angeregt durch die „Hausmärchen" der Brüder Grimm, wurde das irische Märchenbuch wieder von diesen 1826 ins Deutsche übersetzt.

[2] Das bisher nur in der jetzt schon sehr selten gewordenen Prager Kunstzeitschrift „Ost und West" (Nr. 88, 3. November 1838) gedruckte Gedicht „Die Kranke und die Blume", welches inhaltlich mit einem von Crokers Märchen verwandt ist. Siehe Beilage.

[3] Der Roman war ursprünglich nach Scotts Vorbild „Heinrich Roller oder Vor sechzig Jahren" betitelt.

lich hab' ich einiges aus dem Roman in einem hiesigen Hause vorgelesen und eine gute Wirkung davon verspürt.

Leben Sie wohl! Tausend Grüße von Ihrem

Heinrich Roller.

Stuttgart, den ? Dezember 1780.

Nun kann ich zu allem Unstern keinen Catull senden, und es hat sogar starken Anschein, daß gar kein Ramlerscher existiere. In der Übers[etzung] des Horaz befinden sich angehängt zwei Catullische Gedichte, die zwei Trauermärsche auf den Spatzen. Diese hat Kausler, wenn Sie sie wollen. Eines Catull von Ramler kann ich mich auch nicht vom fernsten Hörensagen entsinnen. Von einer guten Übersetzung von Schwenk hat Kausler, der in solchen Sachen sehr bewandert ist, einmal gesprochen. Ich will jedenfalls an ihn schreiben. Von den Bibliotheken kann man jetzt nichts haben: in Tübingen sind die Ferien dazwischengekommen, und hier ist . . . eine Konfusion, daß es einen Stein erbarmen sollte.

Ihre Übersetzung, je mehr ich sie ansehe, gefällt mir immer besser. Leben Sie wohl!

Beilage zu Brief 22

Die Kranke und die Blume

Sie ruht im Schlummer, halb schon fremd dem Lichte,
Der Kampf des Leidens lebt noch in den Gliedern,
Doch auf den eingesunknen Augenlidern
Wird's still, auf dem geliebten Angesichte.

Wie sie befahl, zu ihren Häupten dichte
Steht eine Hyazinthe, mit Gefiedern
Des Mörders und mit süßen Engelsliedern
Verkündigend die schmerzlichste Geschichte.

O blasse Schönheit! so nun an der Schwelle
Des Nichts, aus Grabesnacht, Verklärungsschein
Läßt du die tiefste deiner Farben schauen,

Und strömest, wie die todesduft'ge Welle
Der Blum', ins kranke Herz mir tief hinein
Schmerz, Seligkeit und markdurchzuckend Grauen.

Mörike an Kurz (22)

Cleversulzbach, den 12. April 1838.

Ich kann Ihnen für Ihren angenehmen Brief mit seinen verschiedenen Beilagen nicht besser danken, als indem ich Ihnen mit gegenwärtigem Büchlein meine Leibspeise schicke[1]; ich tu' es gegen Ihren Willen: allein die Freundschaft darf zuweilen aufdringlich sein. Fürwahr, dies ist derjenige Poete, welchem, wenn vom Anmutigen die Rede ist, uno excepto Homero, vor allen andern jenes Weilheimer Epitheton zukommt.

Nehmen Sie ihn am nächsten schönen Morgen mit zum Kopfer Wäldchen hinauf und lesen Sie zuerst die hinten von mir angemerkten Stücke.

Ich bin Ihnen und Herrn Keller — von welchem ich schon viel Rühmliches gehört habe — für Ihre Gefälligkeit mit den Büchern äußerst verbunden. Von Ramler gibt's gewiß einen Catull; ich bin aber gar nicht auf ihn versessen, wenn die Schwenkische gut ist. Ich erlaube mir auf einem Zettelchen die Bücher zu notieren, die ich auf etwa 3—4 Wochen haben sollte.

Unterbrechung. — Soeben verläßt mich ein angenehmer

---

[1] Theokrit.

Besuch, Professor Gmelin von Tübingen[1], der mir die besten Hoffnungen für meine Gesundheit gibt. Dafür ist aber jetzt alle Zeit für diesen Botentag verstrichen und ich muß mich fast schämen, Ihnen so ein Wischchen zu schicken. Ade, mein Bester! Ihr

M.

N.S. Wie, wenn ich mich erfrechte, den „Labor improbus" durch „Schwernöter" zu übersetzen? Dieses Wort hat ja eigentlich einen doppelten Sinn, wie „verfluchter Kerl" auch ein r e c h t e r Kerl heißt. Der dritte Begriff wäre nun freilich erst durch Ihren Helden selbst gegeben.

Apropos von Märchen: der Oberstudienrat hat (gegen den Vorschlag der Kalender-Redaktion) jenen moralischen Beitrag von mir refüsiert, weil die Erzählung den Aberglauben gewissermaßen begünstige[2]. Sie werden selbst urteilen, wofern Sie sie je zu Gesicht kriegen, denn ich hab' sie nun zwar ans „Morgenblatt" geschickt, aber sie mag da hinein wohl allzu simpel sein.

Beiliegende Zeichnung (zum Teil von Lohbauer) in dankb[arer] Erwiderung Ihrer Crokerschen Bildchen, die mich nebst dem Sonett sehr erfreut haben. Ja so! Daß ich's nicht vergesse: das Porträt stellt Friedrich Hölderlin vor und schien mir damals ziemlich charakteristisch.

Sie sollen ja kürzl[ich] einige Gedichte von ihm ins „Morgenbl[att"] gegeben haben? Ich besitze auch noch einiges Handschriftliche von ihm.

---

[1] Ferdinand Gottlieb von Gmelin (1782—1847), Professor der Naturgeschichte und Medizin.

[2] „Der Bauer und sein Sohn", von dem schon in Brief 18, S. 103 (Anm. 1) die Rede ist.

Stuttgart, Karlsbad, 19. April 1838.

Eben, mein teurer Freund, komme ich aus dem Dampfbad, wo ich einem Schnupfen, der mit völliger Verstimmung des Kopfes droht, zu begegnen gesucht habe, und sage Ihnen, krank an tausenderlei realen und idealen Übeln, meinen herzlichen Glückwunsch zu den guten Hoffnungen, die Ihr Nikias[1] gibt; mögen Sie noch lange im goldenen Lichte wandeln und in frischer Luft zu meiner und aller guten Menschen Freude schaffen! Ihr Blatt ist mir so viel wert, als wenn Sie mir ein Dutzend Gedichte drauf geschrieben hätten, und das heißt wahrhaftig hoch geschworen.

Mit Ihrem Theokrit haben Sie bewiesen, daß die Freundschaft nie zur unrechten Stunde kommen kann; denn ich hatte eben einen Pendant zum „Blättler" angefangen[2], der bei dieser Lektüre nichts verlieren wird, — wiewohl mein gegenwärtiger Zustand ihn nicht sonderlich fördern kann. Lassen Sie mich nichts über den Eindruck dieser Idyllen sagen! Sie haben Ihre ganze Absicht erreicht. Die angezeichneten Stücke hab' ich gelesen — die Syrakusanerinnen[3] sind wie von einem Schwaben geschrieben — für das hinreißend schöne Liebesgespräch weiß ich nicht besser zu danken, als indem ich die beiliegenden Verse[4], die vor einigen Wochen entstanden sind, Ihnen zu einer hochnotpeinlichen Exekution schenke. Sie zeigen meine ganze Schlechtigkeit und gehören unter diejenigen miserablen Produkte von mir, die — nach

[1] Professor Gmelin.
[2] „Die Reise ans Meer" (vgl. Anhang).
[3] Übersetzung später in der „Klassischen Blumenlese" S. 103.
[4] Vermutlich verlorengegangen.

einer guten Bezeichnung Kauslers — sich wie aus dem Englischen übersetzt lesen. Es ist das Pointierte, Tendenzartige, der alte Sauerteig, der sich immer wieder von Zeit zu Zeit in mir regt, bis Sie allemal wieder mit einer solchen Purganz dazwischen kommen. Ich hatte eben im Sinn, eine Idylle in Distichen daraus zu machen, als ich den Theokrit erhielt, der mir nun freilich die ganze Mühe erspart.

Wie gesagt, das Gedicht soll bloß dazu dienen, Ihnen zu beweisen, wie tief mich der Theokrit gefaßt hat. — Auch die Übersetzung ist sehr brav; nur schade, daß hie und da ein „Holzklotzpflock" vorkommt.

Das beste ist, daß ich meine Schadhaftigkeit einsehe, und so hab' ich längst, den Byron voran, alle Engländer über Bord geworfen, excepto Homero scil. Walter Scott, der mir immer bedeutender wird. Ein solches Talent und deutscher Geist und deutsche Poesie dazu, damit ließe sich die Welt auf ein Jahrtausend erobern.

Die catullischen Sachen sind freilich arg, aber der klassische Wispel ist ganz exzellent und dem modernen wie aus dem Gesicht geschnitten; solche Züge freuen mich bei den Alten ganz besonders. Heliodor hat in seinem Roman[1], den ich haushoch stelle, auch eine Figur, mit der er dem Shakespeare vorgreift, einen jungen Athener, der ganz individuell und humoristisch erscheint. Sogar Sophokles streift einmal in der „Antigone" ziemlich nahe an den Clown oder, mit Eschenburg[2] zu reden, an den Rüpel hin.

Daß Polykomikus das Gift in Ihrem Märchen gefunden

---

[1] „Aethiopica."

[2] Joh. Joachim Eschenburg (1743—1820) schuf die erste vollständige Shakespeare-Übertragung.

hat, ist sehr ergötzlich; ich will suchen, daß ich's zu lesen bekomme.

Die Bücher sollen dieser Tage besorgt werden.

Hölderlin, den ich in Tübingen gesehen habe, hätte ich in der Zeichnung nicht erkannt; aber Silcher, dem ich heute das Blättchen wies, rief sogleich seinen Namen aus. Sein Mund, das kann ich mit Bestimmtheit sagen, ist feiner und ganz gekniffen; vielleicht hat er sich auch in den zehn Jahren verändert. Jedenfalls ist das Bild in den wenigen raschen Strichen sehr bedeutend — eine Auffassung, wie sie manchem vom Fach nicht zu Gebote steht. — Ihre Kollektaneen wär' ich begierig zu lesen, aber woher wissen Sie denn, daß ich etwas von Hölderlin ins „Morgenblatt" gegeben? Es geschah vor wenigen Tagen, erschienen ist noch nichts, soviel ich weiß, und Ihre Mitwissenschaft kommt mir ganz prevorstisch[1] vor.

Schöne Geschichten[2]! Das Papier ist mir ausgegangen, und nun bekommt mein Brief eine Galiotenfarbe.

Nun muß ich Ihnen zunächst einen Schwank erzählen, der mir vor wenigen Tagen von einer sehr glaubwürdigen Person erzählt worden ist und in dem Sie keine Revanche für die Siegelringsgeschichte[3] suchen dürfen. Auf einer der Redouten, die Herzog Karl gab und zu denen seine Akademisten eingeladen wurden, erschien der Teufel, sehr anständig in schwarzen Krepp gekleidet, und mit einem mehrere Ellen langen vergoldeten Schweif, den er bald auf dem Boden als Schleppe nachzog, bald vorsichtig, damit niemand drauf-

---

[1] Nach Justinus Kerners „Seherin von Prevorst".
[2] Auf einem neuen Blatt.
[3] Bezieht sich auf den Schwank des Hofnarren Gerberheiner. Vgl. S. 98.

trete, unter den Arm nahm. Der Herzog, der diese Tracht etwas für hyperbolisch hielt, aber den Unbekannten nicht beleidigen mochte, beriet sich mit dem Intendanten der Akademie, Herrn Christoph Dionysius von Seeger, welcher den guten Einfall hatte, einen Harlekin ins Komplott zu ziehen; dieser rannte auf den Bösen los, der sich auf einmal ganz unerwartet mit derben Pritschenhieben empfangen sah und die Flucht ergriff. Der Harlekin warf schnell die Türe hinter ihm zu und kneipte ihm den Schwanz dadurch ab, welcher als corpus delicti schleunig auf die Seite geschafft wurde. Nach einiger Zeit erschien Schiller — denn er war es, der diese undankbare Rolle gespielt hatte — ganz bescheiden wieder im Domino [1]. Es wurde nicht verraten, aber was sagen Sie zu diesem wunderbaren Plagiat, das Sie begangen haben [2]? Der Dichter der „Räuber" wird sich im Grab umkehren, wenn Ihre Gedichte erscheinen. — Beiliegend ein merkwürdiges, wiewohl eben nicht angenehmes Aktenstück, das er im Jahre 1781 in der Metzlerschen Buchhandlung, von der ich es vor einigen Tagen erhalten habe, drucken ließ [3].

Schwab ist vom Musenalmanach zurückgetreten [4], wünscht aber seinen Freunden Chamisso und Reimer zu beweisen, daß er ihnen nicht grollt. Er will daher Beiträge in den diesmaligen Jahrgang geben und läßt Sie unter freundlichen Grüßen bitten, dasselbe zu tun. Dabei kommt es nun freilich zuerst darauf an, ob der Almanach vor oder nach

---

[1] Auch diese Episode hat Kurz in „Schillers Heimatjahre" eingegliedert: Ausgabe Heyse III, 72 f.; — Ausgabe Fischer III, 59 f.

[2] Im „sichern Mann".

[3] Schillers „Venuswagen". Jetzt Jubiläums-Ausgabe II, 12.

[4] Weil darin Heines Bildnis aufgenommen werden sollte.

Ihren Gedichten erscheint. Was Sie dereinst geben wollen, schicken Sie nur an mich.

Mit „Schwernöter“ ist der „improbus“ vortrefflich übersetzt, und einen ernsthaften Ausdruck werden wir in unserer Sprache schwerlich dafür auftreiben können. — Auf die gottvergessene Industrie der gegenwärtigen Zeit ließe sich das Wort auch anwenden.

Nun war ich bei Hauff[1] und habe Ihre Beiträge gelesen. Aus dem köstlichen Gedicht „Trost“[2] spricht ein weicherer Kato, dem seine eigne victa causa placet. Es ist eine unsägliche Wahrheit drin. Die Anmut Ihres Märchens beruht doch vorzüglich darin, daß es so schön mit einem gegebenen beschränktesten Pensum spielt; im Kalender hätte es sich ausgenommen, wie auf dürrem Feld eine frische Blume, aber dem Morgenblatt-Publikum müßte man das nach meiner Meinung auf eine eigene Art eingeben, und die Veranlassung zu erzählen geht doch wohl nicht an. Ich wollte, ich wüßte irgendein wackeres Volksbuch, dessen Zierde dieses Märchen würde. Aber eine Folie sollte es haben.

Vergeben Sie meinen schlechten Stil, Sie werden mir anmerken, daß ich mich nicht zum besten befinde; ich war im ganzen hier sehr einsam und bin am liebsten mit Ihren Briefen umgegangen.

Ihr treuer Hermann Kurtz.

St[uttgart,] Karlsbad, den 20. April 1838.

Noch eins: die Verordnung, daß die Bibliothekare keine Bücher auf ihren Namen ausleihen sollen, ist neuerdings

---

[1] Redakteur des „Morgenblattes“.

[2] Ausgabe Mayne I, 101. – Ausgabe Krauß II, 90.

verschärft worden, und Keller, der als novus sich in acht zu nehmen hat, bittet Sie um eine kurze Eingabe an den akad. Senat, welcher ohne alle Schwierigkeiten Ihnen willfahren wird. Ich hätte das schon neulich schreiben sollen. — Die verlangten Bücher erhalten Sie indessen nächster Tage.

Mörike an Kurz (24)

Mein teurer Freund! Durch Ihren Herrn Bruder, welcher mich gestern mit seinem Besuch erfreute, erfahre ich, Sie hätten im Sinne, ihn bald zu besuchen. Da ich nun voraussetzen darf, daß ich Sie alsdann ungesäumt in meinem Hause umarmen und mehrere Tage besitzen werde: so trifft jene Nachricht dergestalt mit allen meinen Wünschen zusammen, daß ich Sie nur noch bitten kann, Ihr Vorhaben doch ja in nächster Zeit, d. h. womöglich diesen Monat ins Werk zu setzen. Einmal ist es die schönste Zeit für uns und dann werd' ich wohl später vielleicht selbst, meiner Gesundheit zulieb, ein wenig fortgehn.

Alles aufs mündliche. Ich freue mich mit ganzer Seele. Ihr Ed. Mörike.

Cleversulzbach, den 14. Mai 1838.

NB. Den „Heinrich Roller", soweit er beisammen ist, sowie auch jene handschriftl[ichen] Reliquien von Schiller und andere kuriose oder schöne Sachen, z. B. die von Ihnen ins „Morgenbl[att"] gegebenen Ged[ichte] Hölderlins, nehmen Sie ja fein mit. Der „Venuswagen" war mir merkwürdig.

Ihrem poetischen Liebes- und respektive Ehepaar haben Sie doch zuviel getan[1]. Das Stück ist zwar nicht so gefällig, wie jene idyllische Epistel (an das Bäschen), doch eine gewisse Rauheit in der Form ist in dem Charakter desselben, und diese Dirne hat eine kernhafte Realität für mich (abgesehen davon, daß ich selbst so ein Schätzchen gekannt habe).

Hier ist auch wieder einiges Poetische für den Fall, daß es Ihnen noch neu wäre[2], samt einem Kuriosum.

Den beiliegenden Brief an die Cottasche Buchhandl[ung] bitte ich gef[ällig] gleich zu überschicken.

Ich würde suchen, Ihnen auch etwas zur Erwiderung der Silberburg[3] zu schenken, wenn ich Ihnen nicht meine Residenz demnächst in natura zeigen dürfte.

Beilage zu Brief 24

Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
  Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
  Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und Jagen freute mich sehr. —
  Schweig stille, mein Herze!

---

[1] „Das alte Paar." Eine kurze Liebesgeschichte. Erstmalig erschienen in „Morgenblatt" 1838 Nr. 96; in die „Dichtungen" (1839) übernommen, den „Werken" aber nicht eingefügt.

[2] Siehe Beilage.

[3] Bezieht sich scheinbar auf das vermutlich verlorengegangene, dem Brief 23 beigelegte Gedicht (vgl. S. 129, Anmerkung 4).

Und über eine kleine Weil',
  Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
  Mit Rohtraut zu jagen,
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr. —
  Schweig stille mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
  Da lacht Schön-Rohtraut:
„Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!"
  Ach, erschrak der Knabe!
Doch denket er: Mir ist's vergunnt,
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund. —
  Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
  Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würdst du heute Kaiserin,
  Mich sollt's nicht kränken!
Ihr tausend Blätter im Walde, wißt!
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt —
  Schweig stille, mein Herze!

Kurz an Mörike (25)

Gomaringen, den 20. Mai 1838.

Ihren lieben Brief samt „Schön-Rohtraut" erhielt ich eben noch im Augenblick der Abreise, die ich in keinem Fall mehr hätte ändern können. Aus dem Gebirge werd' ich mich in so kurzer Zeit als möglich nach dem Unterlande herablassen, doch könnte es Anfang Junis werden, und dann

wär' es doch ein verwünschter Streich, wenn ich Sie nicht mehr anträfe. Indessen — Herr, dein Wille geschehe, und Ihre Gesundheit geht allem vor.

Indessen erlauben Sie mir, Ihnen einen vorläufigen Quartiermeister zuzusenden, einen guten, schüchternen Menschen, cam. stud. Sammet, der — utili dulce! — schon artige Gedichte gemacht hat und eine wunderbare Sehnsucht nach Ihnen empfindet. Er geht nach Heidelberg, um dort seine Studien zu vollenden, und er hat mich vorhin bei Tische unter den Worten „meine Reise geht nahe an Cl[ever]s[ulzbach] vorbei" so beweglich angesehen, daß ich Sie um meinetwillen bitten möchte, ihm ein Viertelstündchen zu gönnen. Freilich wäre es nötig, das zitternde Gemüt etwas aufzumuntern, sonst wird nicht viel bei der Audienz herauskommen.

Schwab, der Sie herzlich grüßen läßt, vereinigt seien Bitte mit der meinigen, schleppt mir aber so viel Bücher und Gedichte usw. herbei, daß ich schlechterdings keinen ostensiblen Brief schreiben kann. Leben Sie wohl! Wenn Sie nicht gar zu weit gehen, so verfolg' ich Sie auf Ihrer Kur.

Eiligst und herzlich Kurtz.

[In der darauffolgenden Woche kam Kurz endlich nach Cleversulzbach, und die beiden Dichter, die brieflich schon die engste Freundschaft geschlossen, die sich schon ein Idealbild voneinander ausgemalt hatten, durften sich nun persönlich kennen und lieben lernen. Es waren genußreiche Tage reinsten und heiligsten Glückes, höchster menschlicher und poetischer Anregung, die schließlich zum brüderlichen „Du" führten. Am Morgen vor seiner Abfahrt schrieb Kurz das prachtvolle Abschiedsgedicht:

An Eduard Mörike

Cleversulzbach, 29. Mai 1838, morgens 4 Uhr.

Früh, wie früh! beim ersten Grau'n
Treibt der Tag mich aus dem Bette.
Morgenröte säumt die Au'n,
Vögel singen um die Wette.

Sieh, am Abschiedstage doch
Wird der Siebenschläfer munter!
Seine Wirte sticht er noch,
Die er oft geneckt, herunter.

Alles schläft. Des Sieges froh
Und der ungewohnten Stunde,
Mach' ich durch den Garten so
In dem feuchten Gang die Runde.

Denke dein, des Träumenden,
Wie so oft du ihn beschreitest,
Wie den Freund, den säumenden,
Du ins Grüne heilsam leitest.

Sonne, die ereilt' ich auch
Und auf deinem Lieblingshügel!
Und im frischen Morgenhauch
Prüf' ich halb erstaunt die Flügel.

Baum und Blume sind schon wach,
Mit betauten Augen blickend,
Und der Laube Blätterdach
Übergießt mich fröhlich nickend.

Alle sind bei gutem Mut
Saftgeschwellt vom lauen Regen.
Nußbaum selbst, das junge Blut,
Strebt ein Knöspchen mir entgegen.

Wie so eigen doch Natur
Sich in ihrem Haushalt rühret,
Unbelauscht auf leiser Spur
Die geliebten Kinder führet!

Ja, sie lehrt mich hast'gen Geist,
Nicht an jedem Keim zu rütteln,
Nicht vom jungen Baume dreist
Vor der Zeit die Frucht zu schütteln.

Lehret mich dem Gott vertrau'n
Meine Saaten, meine Sorgen,
Der mir linden Schlaf läßt tau'n
Und die Ernte zeigt am Morgen.

Wie? Was hat mich so erbaut?
Treibt mich so, mich umzuarten?
Woher stammt dies seltne Kraut?
Freund, es wuchs in deinem Garten!]

Kurz an Mörike (26)

Heilbronn, 30. Mai 1838.

Wie die Postwagenmelodien oder das Geläute von Reutlingen, das ich noch sehr oft im Fahren vernehme, summten mir gestern die tausend Geister, die wir zitiert haben, im Kopf: R[eutlingen] hatte den schwächsten Ton darunter, ungefähr den eines Schallstabs, freilich aber C. S. M.[1]

Gestern hab' ich mich noch ganz gut gehalten; erst heute ist's, als ob ich vergangene Nacht nicht geschlafen hätte; auch fühlte ich die Ungewißheit meines Weges um ein Gutes mehr, seit ich Dich nicht mehr an meiner Seite sehe.

---

[1] „Clever-Sulzbach Mörike“? (Konj. Bächtold.)

Wenn ich diesen Brief überschreibe, wird mir zumute sein, als machte ich von einem Worte, das ich bisher nur halb verstanden, erst jetzt mit vollem Rechte Gebrauch.

Gewissermaßen ist gegenwärtiger Brief mein erstes Bulletin. Ich geriet gestern beim Hereingehen in die Stadt zufällig an D.s Haus, das mir bis jetzt nicht aufgefallen war. Während ich die ausgestellten Bücher betrachtete, meinte ich, meine Füße hätten mich nicht umsonst hergetragen; nachher aber glaubte ich wieder, Kontreordre zu vernehmen, und als ich bei meinem Bruder ankam, erfuhr ich, daß ich mir den fatalistischen Monolog hätte sparen können, da besagter Herr auf einer Kurreise begriffen ist. Du weißt nun also vorläufig, daß ich mit der Heilbronner Presse nicht in Verwandtschaft komme. Morgen geh' ich nach Stuttgart.

Die eigentliche Veranlassung, schon zu schreiben, sind der Satargitier und der Gägelower[1], welche beiden Käuze sich von meinem Gefolge loszumachen und in Cleversulzbach vor Anker zu legen gewußt haben. Da es aber mein allergnädigster Wille ist, daß sie ihre Reise ans Meer fortsetzen sollen, so ergehet hiemit an Ew. Liebden die geziemende Bitte, die beiden Deserteurs im Betretungsfalle — (wo sie stecken ist mir ganz unklar) — in ihrem grauen Gewande an das Heilbronner Polizeihaus abzuliefern, wo das weitere Verfahren gegen sie eingeleitet werden wird.

Ade inzwischen. Ich grüße die sichtbare Hausgenossenschaft[2] und bitte mich besonders der lieben Mutter ans Herz zu legen. Brüderlich Dein H. K.

---

[1] Die beiden Hauptfiguren der „Reise ans Meer" (vgl. Anhang), deren ersten Teil Kurz nach Cleversulzbach mitgenommen hatte.

[2] Anspielung auf Mörikes Glauben, sein Amtsvorgänger Rabausch geistere noch im Haus herum.

Von Schubart muß ich doch noch nachträglich sagen, daß er die Idee, die einen manchmal beschleicht — man könne diesen oder jenen Autor gar nicht richtig aus seinen Schriften beurteilen — lebhafter in mir erweckt hat, als je ein anderer. Und so möchte ich das Bild, das ich mir von ihm gemacht[1], nicht eben eine Veredlung nennen; ich glaube, daß er im Leben so war und vor lauter Leben nicht dazu kam, etwas Tüchtiges zu schreiben. Literarische Begriffe hatte er ohnehin nicht, er war in dieser Beziehung durchaus naiv.

Kurz an Mörike (27)

So bin ich denn wieder hier und habe vom Morgen bis zum Abend Zeit, an die „Tage von Aranjuez" zurückzudenken. Du hast keinen Begriff, wie nüchtern und arm mir alle Geister hier vorkommen; es ist ordentlich, als nähmen sie ab, während ich fort bin — vermutlich weil ich außerhalb Stuttgarts wieder zulege; hab' ich mich ja doch Dir gegenüber verjüngen müssen, so alt wird man in diesem ehrenwerten Sumpf. Das Wiedersehen Bauers hat mich wahrhaft gerührt; so wenig er sprach, so lebhaft hab' ich gefühlt, wie sehr ihn seine Stellung und seine Welthistorie[2] drückt. Man könnte irre an ihm werden, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß wir ihn auf einer Reise schon nach zwei Tagen zum Junggesellen gemacht hätten. Es wird gewiß sehr wohltätig auf ihn wirken (und er scheint mir's nötig zu haben), wenn Du ihm einen für Euer Verhältnis signifikanten

[1] In „Schillers Heimatjahren".
[2] Bauer gab 1836—39 eine „allgemeine Weltgeschichte" heraus.

Brief schreibst; denn meinen Bericht von Deiner Art, über ihn zu reden, hat er mit einer Überraschung aufgenommen, die, so freudig sie war, doch als Überraschung erschien. Ich fühle es, ich bin's Dir schuldig, ausdrücklich zu sagen, daß dieses Verhältnis noch nicht ganz aufgeklärt ist; es schwebt ein leichter Nebel darüber, der aber vor zwei sonnenhellen Zeilen von Dir verschwinden wird. Über den „Memnon“ [1] hab' ich natürlich geschwiegen.

Jetzt mach' ich mir Vorwürfe über den Leichtsinn, womit ich unsern Umgang genossen habe. Es war ein so kleines Kapital von Zeit und ich habe damit gewirtschaftet, als ob es nur Geld wäre. Bis jetzt hab' ich keinen Menschen gehabt, mit dem ich so durchaus alles hätte teilen können, als Kauslern; nun aber scheint mir, als schlügen Deine Töne näher bei mir an, etwa wie in der Musik die Terzen, die doch von je her die natürlichste und herzlichste Harmonie gegeben haben. Um den vollen Akkord zu bilden, wünscht' ich, wir drei könnten zusammenleben, und ich habe die Zeit her oft auf eine Spekulation gedacht, es ist mir aber keine eingefallen, und ich glaube auch, daß sie mehrenteils mit Verlust des Besten, was ein Mensch hat, erkauft werden. — Unter dieser Rubrik versteh' ich natürlich ganz weltliche Dinge und nicht etwa unser Jahrbuch; da wir im Grunde des Herzens doch nur die Absicht haben, uns zunächst mit diesen Arbeiten privatim ein Gaudium zu machen und erst hernach an das Publikum zu denken.

Mit „Schön-Rohtraut“ hab' ich mich den ganzen Rückweg über beschäftigt; das Lied gehört unter das Frischeste,

[1] „Alexander und Memnon“, der erste Teil von Bauers Alexandertrilogie. Vgl. S. 73.

was Du je gemacht hast, und steht in einer nahen, aber doch sehr freien Verwandtschaft mit der Romantik.

(— Zwischen hinein zu steigen [um es nicht zu vergessen]: Archivrat Kausler[1] läßt für die Silhoutte, die er sogleich erkannt hat, verbindlichst danken. —)

(Ferner: für den „sichern Mann" kannst Du nur „Nolten" 1. Bd. p. 171 zitieren; es ist die Stelle in der Phantasmagorie, wo die Elfenkinder erzählen, daß sie Silpelitt bei ihm gefunden und wo überhaupt zum ersten Male von ihm die Rede ist: „Schwester, ich weiß wohl, das ist der Riese, er heißt der sichere Mann[2]". In den einleitenden Worten, welche Larkens unmittelbar vor der Aufführung spricht, p. 142: „ich hatte in der Zeit, da ich noch auf der Schule studierte, einen Freund" usw.[3], sind nur Wispel und der Buchdrucker erwähnt, der Quidam nicht.)

Das Fragment der Phantasmagorie hab' ich zu behalten höchst frevelhaft mich entschlossen, bis ich den Rest dazu bekommen werde. Hoffentlich ist dies ein Grund für Fräulein Klara, meine Fürsprecherin zu werden. Wie gesagt, ich geb's nicht eher heraus. —

„Es haben aber an eigener
Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmlischen eines Dings,
So sind's Heroen und Menschen
Und Unsterbliche sonst. Denn weil
Die Seligsten nichts fühlen von selbst,

---

[1] Der Bruder Rudolfs, mit dem sowohl Mörike als auch Kurz befreundet waren.

[2] 5. Szene; — jetzt Ausgabe Maync II, 123. — Ausgabe Krauß IV, 128.

[3] Ebendort S. 103.

Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Teilnehmend fühlen ein andrer. —
Den brauchen sie; jedoch ihr Gesicht
Ist, daß sein eignes Haus
Zerbreche der, und das Liebste
Wie den Feind schelt' und sich, Vater und Kind
Begrabe unter den Trümern,
Wenn einer wie sie sein will und nicht
Ungleiches dulden, der Schwärmer [1]."

Die höchste Ironie gibt es doch bloß an der Grenze des Wahnsinns.

Den 18. Juni, in tiefer Nacht und mit sehr weißer Tinte.

Nun zu meinen Angelegenheiten. Ich kam am letzten Mai hierher und schrieb Vorstehendes in den ersten Tagen dieses Monats, indem ich von Stunde zu Stunde den Roman [2] meines Manuskriptes ad finem zu erzählen hoffte. Er hat so ziemlich die Runde bei den hiesigen Buchhändlern gemacht, und sie haben ihn alle abgelehnt. Kausler lacht mich über meine Hypothesen aus und behauptet aus sicherer Quelle zu wissen, sie haben kein Geld. Wie dem sei, ich war entschlossen, ins Ausland zu fliehen und hielt es um so unnötiger, diesen Brief abzusenden, da Dein Dorf die letzte Station im Vaterlande gewesen wäre. Von da wär' ich nach Frankfurt gegangen, in die nächste literarische Stadt im Ausland, mit dem festen Bewußtsein, daß sich mein

[1] Verse des wahnsinnigen Hölderlin.
[2] „Schillers Heimatjahre."

Untergang hier wenigstens einmal gewiß entscheiden könnte. Nun es aber so steht, rühren sich die Hiesigen gewaltig: Kausler macht heute den letzten Versuch mit dem Manuskript, und Bauer hat eine Hofmeisterstelle für mich ausgefunden. Darüber sind sie nun her wie die Raben über das Aas und komplottieren, den Vogel in einen Käfig zu stecken, wo er sein regelmäßiges Futter hat — in Gottes Namen! Ich habe mich nicht gesträubt. Da die Sachen so stehen, daß ich mich selbst anbieten muß, so hab' ich heute den Brief abgehen lassen. Nie hab' ich einen mit solcher Mühe und nie einen so schlechten geschrieben. Nun kommt's also noch drauf an, ob ich reüssiere, sodann, ob ich mit meinen Gläubigern Frieden schließen kann und ob ich Geld bekomme, um nicht ganz bloß bei der gnädigen Frau einzutreten. Dafür wollen sie indessen zu sorgen suchen, und ich will dafür morgen von hier fortgehen und den Schlupfwinkel verlassen, in dem ich diese 8 Tage gehaust. Wie gerne käm' ich zu Dir! aber ich muß froh sein, wenn mich meine zerrissenen Stiefel die drei Stunden weit tragen, die ich morgen vor habe. Dein Vikar wird Dir höchst ergötzliche Schilderungen von meinen Umständen machen; ich habe ihm zu diesem Behuf ein ziemliches Panorama vergönnt.

Nimm indessen vorlieb mit dem Wenigen, was ich schicken kann. Das Blättchen hab' ich heute richtig im Theokrit gefunden; es hat mich gerührt, mir jene Morgenstunde wieder ganz zu vergegenwärtigen. Und nun leb' wohl, Lieber! Ich fühle mich etwas gerädert und muß aufhören. — Bauer hat mir heute 50 Gulden angeboten, die seinem neugebornen Kind geschenkt worden sind, für die Rentenanstalt. Mit

der ganzen Art, die Dir wohl tut, wenn Du dran denkst. — Die Informatorstelle ist im Lande, sogar großenteils in Stuttgart. Dein H. K.

Kurz an Mörike (28)

Bonlanden, den 17. Juni 1838[1].

Mein Teuerster,

das letzte Bulletin wirst Du nunmehr in Händen haben, das Dir meldet, daß ich hier ein Asyl suche. Ich habe es auch gefunden, sogar einen Wirkungskreis, der mir zwischenhinein schon erträglich ist. Mein Vetter hat nämlich schnell eine Geschäftsreise machen müssen und mich als Vikarium hinterlassen, was ich ihm gern zugelassen habe. Der Merkwürdigkeit halber muß ich Dich auf mein heutiges Evangelium Marc. 4, 26 ff. verweisen, dessen Anfang ganz gleichlautend mit jenen Strophen[2] ist, die Du nun auch wieder erhalten hast. Die Vergleichung mit dem Senfkorn war mir immer bekannt, die andre nicht. Du siehst nun doch, daß etwas Christliches in mir stecken muß. Übrigens gesteh' ich, daß es mir sehr unlieb war, den Inhalt meines Gedichtes, denn etwas andres wußt' ich nicht zu sagen, in einer Kirchenpredigt christlich breitzuhämmern.

Bauer schrieb mir gestern, die Weißhaarische Stelle werde erst Ende Julis erledigt. Ich will mich nun mit

---

[1] Das Datum ist ungenau. Da der Tag — des Evangeliums halber — ein Sonntag sein muß, der Brief aber zwischen 18. und 26. Juni geschrieben ist, dürfte das Datum richtig 24. Juni heißen.

[2] Unstreitbar meint Kurz sein — zwar unstrophisches — Gedicht „Märznacht", das dann erstmalig in der Zeitschrift „Ost und West" (29. Mai 1839) erschien; denn der Anfang des Gedichts stimmt tatsächlich mit dem Beginn des Evangeliums überein.

meinem Vetter Baur, der heute zurückkommt, über seine Verwendung bei Stirm besprechen, bin aber sehr gesonnen, meinen alten Plan wieder aufzunehmen und ganz sachte seitwärts zu gehen. Denn das ist alles zu lang und zu weitläufig. Vielleicht red' ich noch mit Schwab über mein Fortkommen im Auslande. Dein

H. K.

Die „Seereise“ [1] ist mir sicher nachgeschickt worden. Ich habe sie um ein paar Dutzend Hexameter indes gefördert.

Mörike an Kurz (29)

Cleversulzbach, den 26. Juni 1838.

Du kannst es mir wohl glauben, lieber Freund! nur der Verdruß, nichts zur Verbesserung Deiner Lage weder tun noch sagen zu können, hat mich so lange stumm gemacht; und auch jetzt wird mein Brief Dir wenig helfen. Ich weiß nicht, wie die Sachen im Augenblick stehn; auf alle Fälle ist mein Rat, die Hofmeisterei anzunehmen. Sie hat ihr Widerwärtiges, allein ich weiß noch wohl die Zeit, wo ich, nur um dem Vikariat zu entgehn, fünf Jahre von meinem Leben für eine solche Stelle hingegeben hätte. Die Madame Weißhaar ist, so viel ich früher überall hörte, eine sehr liberale und feinsinnige Frau, mit welcher Du Dich trefflich stellen könntest. Und was das Informieren anbelangt: wenn Du die Zeit einteilst, bleibt fast der halbe Tag für Dich. Säßest Du nur einmal auf diesem sichern Ort und ohne Sorge fürs gemeine tägliche Bedürfnis! —

[1] „Die Reise ans Meer.“ Vgl. Anhang.

Da würd' ich denn fürs erste zwar den „Heinrich Roller", erster Band, zur Mitteilung an Brockhaus fertig machen: hierauf aber sogleich, vor einem frischen Tintenfaß, einen poetisch reinern Gegenstand anpacken, vielleicht den „labor improbus", oder noch besser etwas völlig Neues, was eine strenge und hohe Form verlangt. Du würdest Dich bei einer solchen Arbeit einmal wieder als Dichter recht daheim beim Herrn empfinden — ein Gefühl, das Dich die Zeit her nur vorübergehend, z. B. überm „Blättler", sehnsüchtig angeweht hatte.

Ein Leben, wie Du es in Stuttgart führtest: das ist ein Zustand der fliegenden Hitzen, wo man bunte Liköre statt echten Weins trinkt. Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unsern eigensten Kräften, dazu bedarf's — weißt Du so gut als ich — vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten.

Herzlichen Dank für die Schilleriana! Sie haben mich, besonders die Biographie, wunderbar affiziert. Zum erstenmal ist mir dieser wahrhafte Christus unter den Poeten von seiten seines schwäbischen Ursprungs in einem so bestimmten und höchst frappanten Licht erschienen. Ich hätt' ein paarmal greinen mögen, wie ein Stuttgarter Mädchen. Dein nächster Brief sagt mir, wohin ich alles wieder schicken soll.

Ich habe dieser Tage einen Rummel Hölderlinischer Papiere erhalten, meist unlesbares, äußerst mattes Zeug. Ein kurzes seltsames Fragment christlichen Inhalts muß ich Dir aber doch als einem neuerdings mit pastoralibus wieder vertraut Gewordenen mitteilen:

„Freundschaft, Liebe, Kirch' und Heil'ge, Kreuze, Bilder,
Altar und Kanzel und Musik. Es tönet ihm die Predigt.
Die Kinderlehre scheint nach Tisch ein schlummernd müßig
Gespräch für Mann und Kind und Jungfrau'n, fromme
Frauen;
Hernach geht er, der Herr, der Burgersmann und Künstler
Auf Feldern froh umher und heimatlichen Auen,
Die Jugend geht betrachtend auch."

Was sagst Du zu der Schilderung? Das von der Kinderlehre klingt beinah diabolisch naiv, so rührend es gemeint sein mag.

Ferner eine Ode an seinen Kostherrn [1]. (Sie liegt in einer Kopie von der Hand des Besungenen selbst vor mir, der sich dadurch ganz ungemein geschmeichelt fühlen mußte.) Besonders die letzte, auf Schreinerei und Holzwesen bezügliche Zeile ist merkwürdig.

„An Zimmern.

Von einem Menschen sag' ich, wenn der ist gut
Und weise, was bedarf er? Ist irgend eins,
Das einer Seele gnüget? ist sein Haben [2],
Eine gereifteste Reb [3] auf Erden,

Gewachsen, die ihn nähre? Der Sinn ist deß
Also. Ein Freund ist oft die Geliebte, viel
Die Kunst. O Teurer, dir sag' ich die Wahrheit:
Dädalus Geist und des Walds ist deiner."

---

[1] Schreinermeister Zimmer in Tübingen.

[2] Mörike fügt hinzu: „Ist etwas undeutlich geschrieben. Die Kommentatoren wären vielleicht geneigt zu Konjekturen wie: Haber oder Hobel."

[3] Ebenso: „Zimmer ist Weinbergbesitzer und hält ohne Zweifel viel auf diesen Teil seiner Ökonomie."

Jene Idee von den sterblichen Gefäßen göttlicher Wahrheit[1] hat freilich auch für mich einen ganz erschütternden Ausdruck in den bewußten Versen.

Das nächstemal schreib' ich von Wermutshausen aus[2]; gestern erhielt ich Briefe, die mich mit Macht hinziehn. Inzwischen war bei mir der alte Tageszirkel. Ich sitze viel im Garten unter dem grünen Schirm, ein Buch vor mir, in das ich zwei Minuten hineinsehe, um alsbald wieder in meine eigenen Grillen zu verfallen. Oder ich stecke mich in einen hohen Zucker-Schefen-Wald und belausche ein Kindergespräch am Gartenhag, wobei einem das Herz vor Freuden lacht. Gestern abend sangen zwei Mädchen:

„Regen-Regentropfen,
Buben muß man klopfen,
D' Maidlin muß man schonen
Wie die Ziteronen."

Dabei donnerte es von fern, die Rosen dufteten und durch den Hag durch schimmerten die blechernen Zieraten der Kirchhofskreuze hell herüber.

Leb' wohl und halte Dir den Kopf nur über Wasser! Gedenke auch, was ich Dir vis-à-vis der Welt empfahl. Sie will halt auch ihr Teilchen Ehre haben und verdient's wohl mitunter, wo Du's kaum denkst.

Schleich[3] bittet Dich, die ars poetica, wenn Du sie gelesen, an die Person, die er Dir nannte, abzugeben. Wir grüßen Dich alle. Schreib' mir bald wieder.

Dein Ed.

[1] In Schillers „Kassandra".
[2] Wo Mörikes Freund Wilhelm Hartlaub Pfarrer war.
[3] Mörikes damaliger Vikar.

Buoch, den 7. Juli 1838.

Du wirst Dich über den Ort meines Datums wundern. — Von einem bösen Geist im Kreis geführt, hab' ich mich nun diese zwei Monate im Land umhergetrieben fast ohne Besinnung, teils verdrießlich, teils lustig, nur manchmal wie aus einem Traum aufgeschreckt, und mein Leben verging „ohne wahren Sinn und wahre Eigenschaften". Die einzige Ausbeute dieser langen Vagabondage betrifft „Schön-Rohtraut": ich habe entdeckt, daß dieses Gedicht, das ich unter andern Umständen gleich anfangs erkannt haben würde, eine unserer besten deutschen Romanzen ist — nur wünschte ich den Namen „Ringang" noch verändert, der einen kurios humoristischen Eindruck macht.

Auf mancherlei Zickzackwegen geriet ich wieder nach Bonlanden, wo ich Dein Schreiben fand. Wertester! Niemand weiß so gut als ich, daß ich alles seit dem „Simplizissimus[1] nur in der Absicht schrieb, mir Luft zum Atmen und einen Boden für den Versuch höherer Plantagen zu erobern. Wenn ich diesmal nicht ohnehin ganz scheitere, so muß ich bei dem „Roller" bleiben. Gott im Himmel weiß, daß es mir mit dem Zeuge nicht Ernst ist und daß ich Tag und Nacht nach Angreifung des „Konradin"[2] seufze. Übrigens will ich Dir beiliegend mit einem höhern Stoffe dienen, der ein kleines artiges episodisches Epos gäbe und in den Zyklus des „Reineke" fällt. Dieser Abdruck, den ich schon letzte Weihnachten bei Herrn Konditor Sommer in Winnenden bestellte und bei meiner Zurückkunft als längst fertig erhielt, rührt von einem

[1] Kurzens erste Novelle. (Vgl. S. 40, Anm. 2.)

[2] Kurz plante ein Konradin-Drama, das aber nie zustande kam.

alten Holzschneider aus den 90er Jahren her, der, liederlich wie ein Schwein und geschickt wie ein Biber, sich gelegentlich pro re domestica mit Fertigung von „Sprengerlesmödeln" abgab. Einem solchen Model ist die Darstellung entnommen, die ich so interpretiere: Reineke, als er, bekanntlich in politischen Verwicklungen verfangen, den Ausweg ergriff, als Pilger nach Jerusalem zu gehen, empfand auf der ersten Station Regungen des Hungers und seines angebornen Triebs zur Intrige zugleich; er kehrte bei der Frau Gigax ein, schwatzte ihr von seinem frommen Zwecke vor und wußte sie zu bereden, daß sie ihm ihre hoffnungsvollsten Söhne auf die Pilgerschaft mitgab, die er sodann in einem von der Mutter entlehnten Korbe mit sich trug und gleich auf dem nächsten Markte (nachdem er die zwei schönsten unterwegs verspeist) ans Messer lieferte.

Vielleicht geben die übrigen Bilder Anlaß zu einem Zyklus von Novellen und Märchen; der Konditor hat sie mir auch aufgedrungen, und so lege ich denn von jedem ein Exemplar bei; vielleicht machen sie Deinen Damen einigen Spaß.

Ferner will ich, da ich nun einmal im Geschäftseifer bin, zwei Blättchen vorbereiten, deren eines ein sehr schönes Liedchen von Seeger enthält. Mehreres von ihm sollst Du nächstens, entweder in Morgenblattnummern oder in einem besonderen Abdruck erhalten. Das andere ist der Anfang einer Romanze von Haug [1], woraus Dir sein Verhältnis zu Schwab und Uhland klar werden wird. Ich erinnere mich, daß ich Dir von seinen Übergriffen in die Romantik erzählt habe. — Weniger ist mir erinnerlich, ob ich mit

[1] Der äußerst fruchtbare, aber wenig bedeutende schwäbische Dichter Friedrich Haug (1761—1829).

Dir vom „Musenalm[anach]“ gesprochen habe: Schwab, bei dem ich seitdem wieder war, läßt Dich wiederholt um einen Beitrag bitten. Hast Du nichts dagegen, so schick' ich „Schön-Rohtraut“ nach Leipzig — oder bestimme mir irgendein andres; sei aber so gut und geh' in Deiner Antwort auf diesen Punkt ein. Ich kann mich durchaus nicht besinnen, ob ich Dir etwas davon sagte.

Wenn wir uns wieder sehen, will ich Dir die Geschichte meiner Landläuferei gelegentlich erzählen.

Viel Glück nach Wermutshausen! Von dort erhalt' ich hoffentlich den Rest des phantasmagorischen Fragments.

Die Hölderliniana haben mich höchlichst erbaut, und zwar, weil ich nun einem lang gehegten dunklen Instinkt auf die Sprünge gekommen bin. Ich finde nämlich in Hölderlin eine Verwandtschaft mit niemand andrem als mit Hegel. Es sind die eigentümlichen Impromptus, die sie gemein haben: die Deduktion der Kinderlehre[1] hätte der Philosoph gar wohl in seinem mürrischen Ton vom Katheder geben können, wie denn die „Phänomenologie“ von solchen Einfällen wimmelt und (redlich gestanden) ihr Wert eigentlich in ihnen beruht. Das war es, was ich mir so lange nicht sagen konnte: gerade durch diese Einzelheiten (worunter namentlich die vor kurzem übersandte Stelle gehört) hat Hölderlin von jeher einen so siegenden Eindruck auf mich gemacht. Ganz in derselben Art deduziert einmal Hegel (ich schreibe das erste, was mir einfällt), wie Alexander eigentlich durch den Ehrgeiz der Olympias, die ihn als Primus sehen wollen, zu jenen Weltexerzitien getrieben worden sei, und schließt: „die Weiblichkeit ist die ewige Ironie des Gemeinwesens.“ Oder

[1] Vgl. S. 149.

ein andermal: es sei freilich im Grunde dasselbe geistige Werkzeug, welches als spekulative Vernunft und dann wieder als gemeiner Menschenverstand erscheine, gerade wie das Organ der Zeugung auch das des P . . . . . . sei. Hegels Einfälle führen freilich ganz deutlich ihre Nationalfarbe, aber auch Hölderlins Weissagungen sind nichts andres als vertieftere Schwabismen.

Da wir nun einmal an Seltsamkeiten sind, zeige ich Dir ein seltsames Aktenstück vor, dessen Verfasser Du aus den Anfangsbuchstaben und noch mehr aus dem Inhalt erraten wirst. Teile es keiner Seele mit und gib es bald zurück. Wie ich dazu gekommen bin, mündlich.

Kaum war ich einige Tage hier, so geriet ich wieder an meine Hauspostille, die Briefe von Schiller und Goethe, wo ich mich dann aber diesmal mehr als je an dem ungeheuren Kontrast zwischen Theorie und Ausübung staunend ergötzt habe. Wenn Schiller sagt, zum Poeten gehöre, daß er sich über das Wirkliche erhebe und innerhalb des Sinnlichen stehen bleibe, so wird einem doch ziemlich kurios zu Mut. Freilich war es Anno 97, wo er noch am „Wallenstein" schrieb, der immerhin sein realstes Produkt ist.

Hier einige von den versprochenen Büchern. Den Almanach[1] gib mir nicht mehr zurück, ich kann gelegentlich ein andres Exemplar von Tübingen haben. — Den Lisardo[2]

---

[1] Hierzu bemerkt Kurz am Rande: „Im Mus.Alm. empfehl' ich Dir besonders den Traum, p. 261."

[2] Ein bisher verschollener, an der Adria spielender Roman Kurzens, der 1837 anonym im „Morgenblatt" erschienen war und erst 1915 vom Herausgeber dieses Briefwechsels mit Unterstützung des Cottaschen Verlags-Archivs wiedergefunden wurde. Eine Neuausgabe erschien bei Strecker und Schröder, Stuttgart 1919.

kann ich nicht schicken, denn ich habe die Schlüssel vergessen und lebe in meinem eigenen Hause als ein Gast. — Ich sende Dir vorläufig zwei Bände vom Novellenbuch und empfehle Dir darin: „Ippolito und Ganganova", „Lukrezia und Euryalus", „Die Errettung aus dem Grabe" (ein Gegenstück zu „Romeo und Julia", das sich wohl dramatisch behandeln ließe) und die „Unüberlegte Vorsicht", vier Erzählungen von sehr verschiedenem Gehalt, aber alle bedeutend; die letzte ist die sittlichste Novelle, von dem unsittlichsten Menschen geschrieben. — (Retif de la Bretonne.) —

Meine Fata wollt' ich wie billig in ein Extrablatt verweisen, nun aber das Papier nicht gereicht hat, fahr' ich fort, wie folgt:

Buoch, den 18. Juli.

Das Rindfleisch der Hofmeisterei, zu dem Du mir mit den poetischen Aussichten einen wohlschmeckenden Senf [hast] geben wollen, ist mir nicht aufgetragen worden. Jeder Ausweg war versperrt, als sich durch Kauslers Vermittlung unerwartet die Möglichkeit auftat, mein Buch hier zu vollenden. Ich muß also alle meine Gedanken beim „Roller" behalten. Es war bisher unbequem zu schreiben, denn dies mein Neuestes kann ich erst seit gestern melden; bisher war alles ungewiß. Ich will mich nun noch einmal eifrigst um eine Übersetzung umsehen, damit ich wenigstens das notwendigste Taschengeld habe.

Vergiß doch nicht gelegentlich, mir das hübsche Liedchen von Bauer abzuschreiben, das mir so sehr gefallen hat.

Eben, da ich „Shakespeares Vorschule" von Tieck zu den anderen Sachen packen will, leg' ich sie wieder zurück:

Du könntest sie ja doch schon gelesen haben. Sie verlohnt sich hauptsächlich der Mühe wegen der „Geburt des Merlin“, welche, wie der alte Herr mit gewohnter Sicherheit angibt, von Shakespeare und Rowley ist.

Nun kann ich meinen Schlüssel doch noch erwarten und will das corpus delicti „Lisardo“ auch beilegen.

Den „Maluff“[1] hab' ich auch wieder gelesen: es ist ein Konzilium von wunderbaren Gedanken auf irgendeiner fernen mondbeleuchteten Heide.

Endlich ist mir ein Teil meiner Papiere wieder zugänglich geworden, und hier folgt der „Lisardo“. Ich kann mich nicht überwinden, ihn vorher durchzulesen. Hauff hat manche Einzelheiten darin gestrichen, die mir charakteristisch fürs Ganze schienen; eine kleine episodische Erzählung will ich davon beilegen. Später können wir vielleicht einmal das Manuskript durchgehen, denn es soll doch einmal wieder inter gregem gedruckt werden[2].

Sonst hab' ich noch einiges gefunden, auch das Original von einer der Komödien — die numerierten Blätter werden zur Not lesbar sein[3]. Freilich wirst du finden, daß alles mit der alten, halbreinen Tinte geschrieben ist.

Schwab will jetzt an Brockhaus wegen des „Roller“ schreiben.

Die Ars poetica liegt leider bei meinen andern Sachen im Karlsbad. Nun hat zwar niemand Beschlag darauf

---

[1] Drama von Ludwig Bauer.

[2] Eine diesbezügliche Anfrage (vom 12. Dezember 1840) an den Verlag findet sich im Cottaschen Archiv vor. — Doch hat Cotta ebenso, wie vorher Sauerländer, abgelehnt.

[3] Die „Masken“. Erstmalig erschienen in den „Dichtungen“ (1839). In die „Werke“ nicht übernommen.

gelegt, aber ich kann sie nicht zurückverlangen, ohne Geld sehen zu lassen, und die Stuttgarter Freunde haben nicht einmal den so nötigen Schlüssel zu verlangen gewagt. Schleich mag sich wenigstens damit trösten, daß das Büchlein gut aufgehoben ist, denn die Leute wissen ausdrücklich, daß mein Zimmer größtenteils Bibliotheksbücher beherbergt.

Lebe wohl, ich hätte manches zu sagen, worüber ich mir aber nur persönlich Luft machen mag. Mit Kausler lebe ich in der alten Weise fort, und da sieht's denn manchmal aus, als ob kein Wölkchen am Himmel wäre, doch selten genug.

Den 25. Juli. K.

Kurz an Mörike (31)

Ich wünsche und hoffe, die Reise nach Wermutshausen möge gut abgelaufen und Dein langes Stillschweigen nicht etwa ein übles Zeichen sein. Ich will indessen einen Brief rüsten, bis Du ein Lebenszeichen von Dir gibst, und doch auch einmal wieder ein paar Worte mit Dir reden. Kausler hat mich verlassen und geht nächstens auf einige Wochen nach Frankfurt, um sich zu erholen, einigen unangenehmen Erinnerungen zu entgehen und sich gelegentlich wegen seiner Zukunft umzuschauen.

Ich habe nun für „die Meerreise" ein andres Motiv der Katastrophe gewählt, welches mehr aus der Sache genommen ist und zugleich den gehaltlosen Stoff in die Geschichte der Konfessionen und Sekten hinüberspielt. Die beiden Wanderer treffen nämlich in der Lüneburger Heide auf Heidschnuckenschäfer, die sie ebenfalls für ihren Zweck

zu begeistern wissen; dieser Anhang vergrößert sich wie eine Lawine, je weiter sie ziehen; Massen schließen sich an und rennen blindlings mit, denen es erst endlich in der Nähe des Meeres einfällt, sich nach dem Ziel des Geläufes näher zu erkundigen. Da gibt's denn Händel, und der treue Adjutant Gägelower erhält einen schwerlichen Knüttelhieb über den Kopf. Ich wünsche, es möge mir gelingen, dies alles recht anschaulich herauszuarbeiten und, wenn es möglich ist, mich kurz dabei zu fassen, denn das Ganze ist doch Lirum-Larum. Ich rücke langsam vor, es bleibt wochenlang liegen, denn wenn ich auch in dieser heillosen Lage über meine Standhaftigkeit gebieten kann, so bleibt doch die Stimmung paralysiert.

Man hat mir eine russische Hofmeisterstelle angeboten unter glänzenden Bedingungen und nach 10 Jahren eine Versorgung auf Lebenszeit, d. h., wie ich es verstehen muß, eine russische Professur. Die Stuttgarter, auch der gute Bauer, können meine Verblendung gar nicht begreifen; Schwab aber schreibt mir ganz vernünftig: „in rebus russicis läßt sich nichts gegen Ihre Gründe sagen." Ich werde sie Dir nicht zu entwickeln brauchen. Was soll ich der Narr sein, einen Schritt zu tun, von dem ich im voraus weiß, daß ich ihn in kürzester Zeit wieder zurück tun werde.

Ich lese gegenwärtig Lucans „Pharsalia". Die ist wundersam modern, so modern, daß sie nur in französischen Alexandrinern geschrieben zu sein brauchte. Sie liest sich wie Napoléon en Égypte, le fils de l'homme etc., nur daß die römische Sprache und der Hexameter körniger sind. Es ist der Gipfel politischer Poesie, jedes Wort

kräftig und geistreich, aber auch nur geistreich[1]. Ein Beispiel statt aller: ich suchte zuerst nach dem berühmten Vers:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Nun ersehe ich aus dem Index, daß Cato fast nur in einem Gesange vorkommt, dessen Held er ist, und greife also sogleich nach diesem. Der 7. Ges[ang] enthält die Schlacht bei Pharsalus, der achte die Flucht und Ermordung des Pompejus in Ägypten und im neunten sammelt Cato die Trümmer des pompejanischen Heeres und führt sie unter unsäglichen Strapazen hinweg. Nun mußte ich erwarten, der Dichter werde diese Erzählung auf eine großartige Weise aufnehmen und den neunten Gesang beginnen:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Aber nein, dort kommt's nicht. Ich fange also von vorn an zu lesen und stoße sehr bald auf diesen Vers, der der schönste in der ganzen römischen Poesie, aber hier an Ort und Stelle nur — ein Witz[2] ist. Es wird nämlich eine Einleitung gegeben,

fert animus causas tantarum expromere rerum etc.,

die Stellung Cäsars und Pompejus' zueinander expliziert und endlich spitzfindig gefragt, welcher nun wohl eigentlich recht gehabt habe? Das könne man nicht sagen, erwidert der Dichter, denn aus dem Erfolg lasse sich nur soviel sehen, daß Cäsar die Götter und Pompejus den Cato für sich gehabt habe,

---

[1] Hiezu bemerkt Kurz am Rande: „Schillers historischer Stil hat auch große Ähnlichkeit damit."

[2] Die klassischen Philologen, wie Martin Schanz, J. Müller u. a., verweisen stets auf diese Ansicht Kurzens und stimmen ihr bei.

Quis iustius induit arma,
Scire nefas: magno se iudice quisque tuetur:
Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Ist das nun nicht ganz französisch? ein großer Witz, aber doch klein und nur frivol!

Übrigens stimmt das Epos recht zu meinem gegenwärtigen Ergehen, und es ist mir recht aus der Seele gesprochen, wenn er den Pothin zu Ptolemäus sagen läßt, er dürfe ja nicht für Pompejus Partei nehmen, denn das sei recht gut und schön, aber so weit die Sterne von der Erde, so weit sei das Nützliche vom Edlen entfernt, so sei es nun einmal in dieser Welt und lasse sich nicht ändern:

Nulla fides unquam miseros elegit amicos.

Wie steht es mit Deinen klassischen Arbeiten? Kannst Du mir nicht ein überzähliges Blatt ablassen, oder ein paar Elegien auf ein paar Tage senden?

Da unsre beiden Schmutzbärte[1] sich auf dem Kuvert über das „Schöne Kind" lustig machen, so will ich jetzt doch auch mit der rechten Lesart herausrücken:

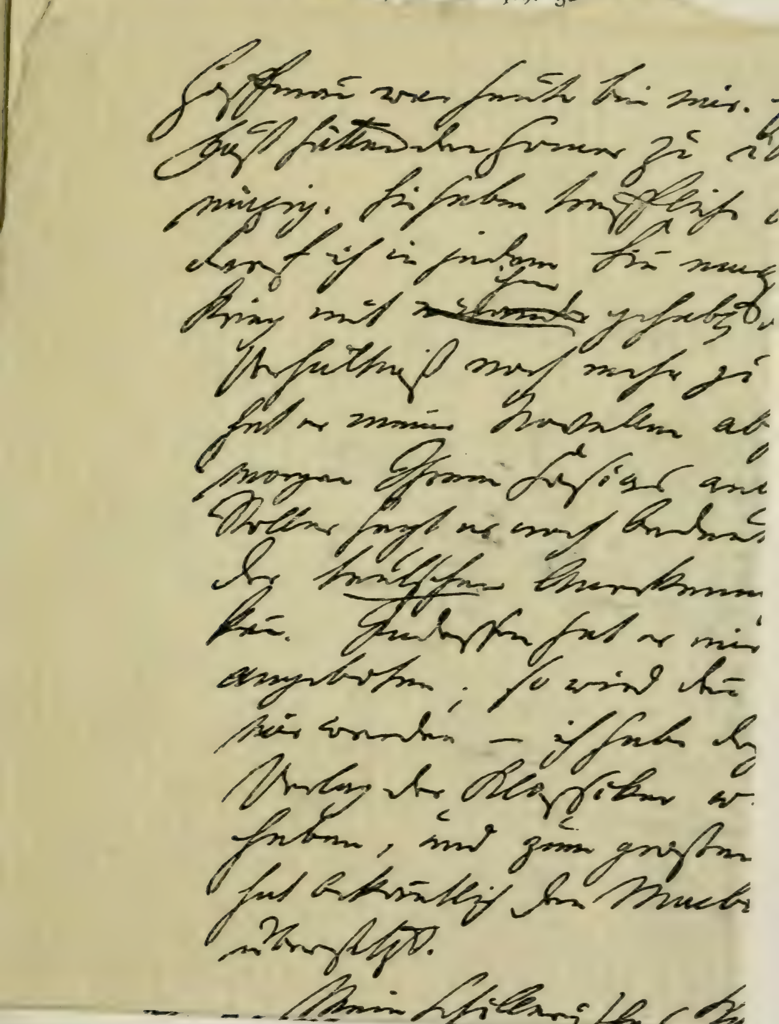
Solche träumerische Blüte
Schwindet, wie ein Traum verhaucht,
Wie im reifenden Gemüte
Lieb' und Güte untertaucht[2].

---

[1] Wispel und der Buchdrucker.

[2] Am Rande fügt Kurz scherzhaft hinzu:
„Ferner:
Solche süße träumerische
Reize schwinden wie im Traum,
Wie des Herzens erste Frische,
Wie der Zwetschge blauer Flaum
Und, wer's mag, Champagnerschaum."

scheint mir jetzt gan

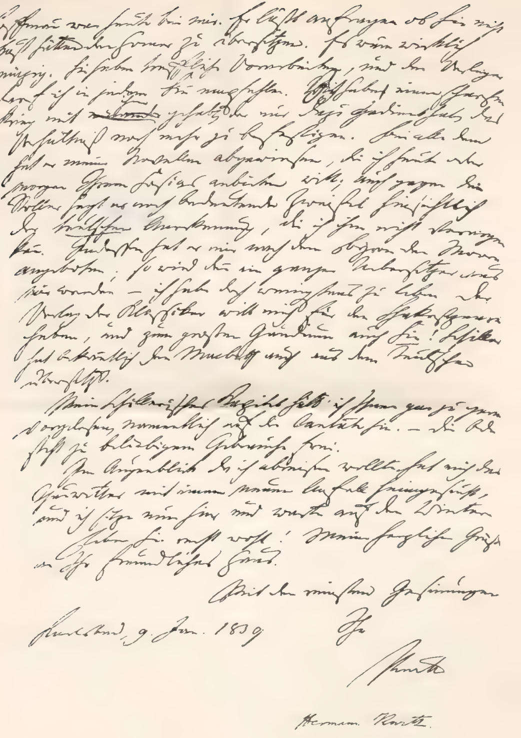


ferner ist oft wahr, lieber Moritz. Ich habe schon oft in meinem Kämmerlein geseufzt und es hat mir fast das Herz abgestoßen, daß Meinungsgleichheit (vergeben Sie den ärmlichen Ausdruck) nicht in nackter Commilitonenfreundschaft zusammen zu thun will: denn die Schuld hat ist schon zu sagen Wirkung eine Naturnothwendigkeit. Ich muß in solchen Fällen das Wort der Grausamkeit gewissenhaft brauchen am meisten gegen mich selbst, weil ich leider immer noch Reste der alten sentimentalen Gutherzigkeit in mir entdecke.

Erhalten Sie mir Ihre Gesinnungen: wir wollen unsere Wege nicht ohne manchen freundlichen Gruß gehen.

Ihre Absicht, meinen Antheil an der Tagesbeiträge öffentlich zu erwähnen, muß ich unbedingt zugeben: ich würde auch keine fremde Arbeit in ein Buch aufnehmen ohne den Verfasser zu nennen. Nur müssen Ihre Anmerkungen ganz unverfänglich sein, sonst steht es wohl daß ich hierwider Reclamationen machte. — Der arme Hansen hat den Fuß übertreten und muß sich zu Hause halten.

Ich freue mich sehr auf Ihr Schwarzwald'sches Bändchen. Ihr Schillerdenkmal ist ganz herrlich, und der Kongreß ist ein Recht: die [illegible] ein [illegible] eben daß das alte königliche Vorrecht, die Menschen auf Leben und Tod commandieren zu dürfen.


Hoffmann war heute bei mir. Er läßt anfragen ob Sie nicht Lust hätten den Homer zu übersetzen. Es wäre wirklich nöthig. Sie haben bereits [illegible] Verbindung, und den Verleger darf ich in jedem Fall [illegible]. [illegible] einen starken [illegible] gehabt, da mir [illegible] das Verhältniß noch mehr zu befestigen. Bei alle dem hat er meine Novellen [illegible], die ich heute oder morgen Ihrem [illegible] anbieten will; auch gegen die [illegible] hegt er noch bedeutende Zweifel hinsichtlich der [illegible] Anerkennung, die ich ihm nicht [illegible]. Gestern hat er mir noch den [illegible] angeboten; so wird denn ein ganzer Uebersetzer aus mir werden – ich habe doch wenigstens zu leben. Der Verleger der Classiker will mich für den Shakespeare haben, und zum größten [illegible] auch Sie! Schiller hat bekanntlich den Macbeth auch aus dem Englischen übersetzt.

Mein Schiller'sches Gedicht hätte ich Ihnen gar zu gern [illegible], namentlich auch die Cantate [illegible]. – [illegible] zu beliebigem Gebrauche frei.

Im Augenblick da ich abreisen wollte hat mich das Gewitter mit einem neuen Anfall heimgesucht, und ich sitze nun hier und warte auf den Winter.

Leben Sie recht wohl! Meine herzlichsten Grüße an Ihr freundliches Haus.

Mit den innigsten Gesinnungen

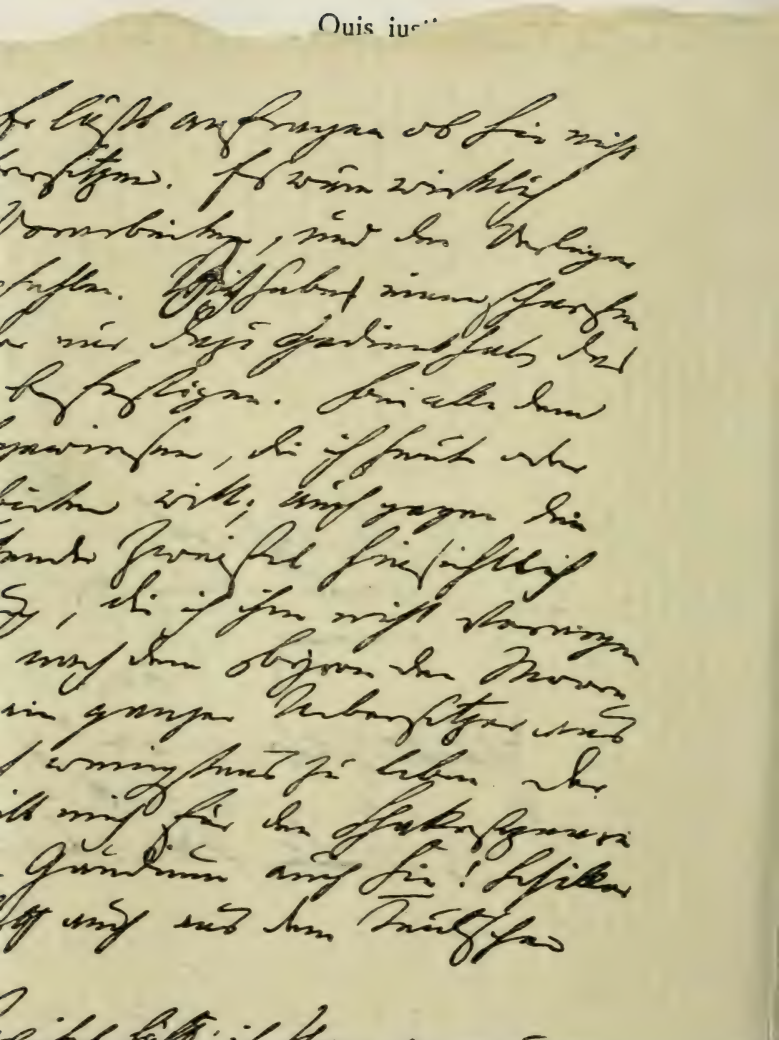
[illegible], 9. Jan. 1839

Ihr

Kurtz

Hermann Kurtz.

Faksimile eines Briefes von Hermann Kur(t)z (nach dem Original im Marbacher Schillermuseum). Vergl. Brief Nr. 38



Die zweite Hälfte des Verses scheint mir jetzt ganz notwendig zu sein fürs Ganze, indem sie eine Parallele zum „gemeinen Menschenkind“ im vorhergehenden Verse abgibt und am folgenden „Manches Lied im Lenze schrieb ich“ eine doch nicht ganz überflüssige Paraphrase erhält. Und doch „warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe!“ Ob es deutlich genug ist, wie hier die Elfenblüte der Gestalt mit des Herzens erster Frische verglichen wird, die auch im Leben untergeht, — ob der Ausdruck genügt usw. Ich habe mich so oft über die Lyriker lustig gemacht, wenn sie wegen eines Reims, eines Epithetons zusammenlaufen und gackern und bin jetzt selbst der Sünde bloß. Für den Almanach kommt dieser endliche Ausweg jedenfalls zu spät.

Nun noch zu guter Letzt ein Rabauschianum[1]! Ich glaube Dir gesagt zu haben, daß die Nachtseite des Lebens bei uns sehr reichlich besetzt ist[2]: da ist auf dem Winnender Weg ein moroser Kauz, der die Vorübergehenden, wenn sie ihn anreden wollen, mit aufgehobenem Finger bedeutet; ein andrer trägt einen über die Wipfel des Waldes hinweg, überall hin, nur nicht, wo man hin will. Jetzt aber zeigt sich auch eine weibliche Gestalt, bald mit einem Hund, bald mit einem kleinen Mädchen. Sie erscheint unsrer Wäscherin und will von ihr erlöst sein. Ich habe dem Weibe gestern eine lange Audienz gegeben und mir die Geschichte erzählen lassen: Daß sie arm und geschwätzig ist und sich gerne wichtig machen will, ist das einzige Ver-

---

[1] Pfarrer Rabausch, jener Amtsvorgänger Mörikes, der nach dessen Meinung noch immer als Geist im Hause herumpolterte.

[2] Kurz war ein paar Tage vorher bei Justinus Kerner in Weinsberg gewesen; der Eindruck, den er dort empfangen, spiegelt sich in der folgenden Geschichte wider.

dächtige an der Sache. Sie kommt, wenn sie zu einer Wäsche gerufen wird, vom Spechtshof, einem Buocher Filial, durch den Wald herauf. Von den verschiedenen Pfaden, die sie gehen kann, wählt sie einen nicht gerne, weil ihr auf diesem jedesmal das Gespenst den Weg vertritt, oft bei hellem Tage. Anfangs ließ sie sich beruhigen und einreden, es werde eine irrende Dame aus Winnental sein, neuerdings aber kommt sie immer heulend und schreiend. Zuerst tat die „Geistin" nichts, als daß sie aus dem Wald über den Fußpfad ging, vor ihr stehen blieb und sie weit und starr ansah — so! (Das Weib ist eine untersetzte, rundliche Person, mit markiertem Gesicht und hat — nicht den eigentlichen Stechblick, aber doch etwas Stechendes im hellgrauen Auge; wenn sie das Gespenst nachmacht, wie es einen ansieht, so wünscht man sich weit hinweg.) Später machte sie mit dem Finger eine runde Bewegung in der Hand, wie wenn [man] Geld bezeichnen will. Endlich ging sie hart auf das Weib los, schüttelte sie am Arm (sie zerriß mir bei der Erzählung vor lauter Anschaulichkeit den Rockärmel) und ging dann auf eine Eiche zu, auf deren Fuß sie deutete und dabei eine Handvoll Gras aus dem Boden riß (ein Wisch dürren Grases ist noch daselbst zu erblicken). Als sie nach diesem Vorfall in großem Aufruhr hier ankam, ermunterten sie meine Leute, das nächstemal die Gestalt anzureden. Sie begleiteten sie nach geendigtem Tagewerk in der Dämmerung durch den Wald — da auf einmal, in der Nähe jener Eiche, fährt das Weib zurück, hält sich an der Frau fest und ruft: dort steht sie! Die andren sahen nichts, der Jäger geht auf den bezeichneten Platz zu, ohne etwas zu empfinden. Unterdessen ist

das Gespenst auf die Seite gewichen, das Weib zeigt dorthin. Man macht ihr wieder Mut, sie rafft sich plötzlich zusammen, geht rasch einige Schritte vorwärts, bleibt kerzengerade stehen, und nun entspinnt sich ein Gespräch. Die Zeugen hörten dumpf reden, ohne etwas zu verstehn. Das Weib gab nachher die Unterredung so an: „Was will man denn?“ sagte sie leise und zitternd. „Erlöse uns von dem Übel, denn Dein ist das Reich.“ (Diese Worte sprach sie im Ton des Gespenstes, rauh, mit tiefer Stimme, das „ch“ eher schweizerisch und den letzten Vokal im Satze gedehnt, herausschreiend, wie eine jahrhundertelang gesteigerte, zornige Verzweiflung aus einem hohlen Fasse tönen müßte. Es war über allen Ausdruck schauerlich.) „Was hat se denn tau?“ „En Kchreuzer vergraba. Verlösa über acht Wocha!“ Damit kehrt das Weib zurück und fängt wieder an zu jammern. Mitunter klagt sie auch über das Elend dieser zwei ruhelosen Geister, besonders des armen 10jährigen Kindes, und versichert, sie wolle diese armen Seelen mit Vernügen erlösen (das ist zwar verdächtig, aber nicht unnatürlich). Jetzt erhebt sich ein Streit zwischen meinen Leuten und dem Weibe; jene behaupten, es sei nichts da gewesen, diese gibt den Verdacht sehr schlagend zurück, indem sie darauf besteht, sie müssen's gesehen haben und wollen nur leugnen. Dann macht der Kreuzer Schwierigkeiten: meine Hausfrau konjekturiert sehr scharfsinnig, der Geist habe vielleicht ein Kreuz vergraben, das Weib aber beharrt auf ihrer Aussage, und man muß am Ende zum Genuesischen, Portugiesischen und Spanischen seine Zuflucht nehmen, namentlich zum letztern, wo der Cruzado als Goldmünze ziemlich hoch kommt. Aus der

Tracht des Gespenstes läßt sich nichts erraten: es ist eine Frau, ungefähr in den Vierzigern, Kleid und Gesicht sehen „schnaibriesweiß", der Kopf, wenn sie ihn unbedeckt hat, ist ohne Haare, schuppig, wie bei einem Kinde, das mit Ätes behaftet ist, Augenbrauen hat sie nicht, die Augen sind starr, weit aufgerissen, ohne zur Seite zu gehen, und sie sieht zornig aus. Das Kind oder der Hund, wenn sie es bei sich hat, sieht starr in den Boden und ist ebenfalls ganz weiß. Ihr weißes Kleid ist ganz glatt und unverziert.

Gestern abend (Montag, den 4. Sept.) half ich, sie ebenfalls begleiten, dem Gespenst gefiel es aber nicht, weder ihr noch uns zu erscheinen. — Spaßhaft ist es, daß der neue Vikar, der ebenfalls zugegen war, ganz warm von Deinem Vorgänger Hochstetter in Hohengehren herkommt, von dem er mir ganz putzige Sachen erzählt hat und zu meiner Überraschung sehr genau mit Rabausch bekannt ist. — So weit wären wir jetzt; wenn Ihr, Ernst und Du, noch lang nichts von Euch hören laßt, so können noch grandiose Sachen auf dieses Papier kommen.

— Sonntag, den 9. Sept.[1]. Gestern abend bekam ich Deine Gedichte[2]. Herzlichsten Dank. Ich bin diesen Vormittag an einem Plätzchen mit ihnen gesessen, das ich, obgleich nur hundert Schritte unter meinem Hause, erst heute zu diesem Zweck entdeckt habe: eine Quelle, in den Hügel eingemauert, das Mäuerlein ungleich, zum Sitzen

[1] Das Datum ist wieder unrichtig; entweder: Sonnabend, den 9., oder Sonntag, den 10. September. Jedenfalls ist dieser Absatz erst nach Niederschrift des folgenden Gedichts, das ein eigenes Blatt füllt, hinzugefügt.

[2] Die erste Gedichtsammlung (1838).

bequem, eine hölzerne Rinne zu meinen Füßen, in einen kleinen mit Weiden und Schilf bewachsenen Teich führend und einen Armbrustschuß vor mir der Wald. Die Quelle sang mir die Melodien zu den Liedern.

Es ist eine herrliche Sammlung, jetzt ein völlig Ganzes. Ein Menschenkind mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen. Manche Änderungen pro bono publico haben mich eifersüchtig ärgerlich gemacht, so hab' ich namentlich das „blaue Schiff der Nacht" sehr schmerzlich vermißt, auch die Aufschrift „der kommt nimmer!" [1] — Du hast mich hoch geehrt durch die Gesellschaft Deiner Mutter [2]; Deine beiden Epigramme tun mir wohl ins Herz hinein. Grüße sie tausendmal von mir.

Im „Hermann" [3] ist mir der Geist jenes Jugendgenossen erschienen, der im Prolog zu den „Familiengeschichten" auch Hermann heißt.

Der Deinige mit Leib und Seele H. K.

Deine Gedichte

Unverhofft empfing ich das Büchlein, wie jegliche gute
Gabe von oben kommt, plötzlich, doch lang schon ersehnt.
Eben kam ich von Winnenden an: septemberlich sanftes
Wetterleuchten erging sich auf dem nächtlichen Pfad.
Da klopft spät noch ein Mann, gesandt von der sorgsamen Pfarrfrau,
Ladet den Zwerchsack sich draußen bescheiden herab;

[1] „Abschied" (= Beilage zu Brief 4).

[2] Das Epigramm an Kurz (Brief 2) steht in der ersten Auflage der Gedichte von Mörike unmittelbar nach dem auf des Dichters Mutter.

[3] Das Gedicht „An Hermann" (Ausgabe Maync I, 79; — Ausgabe Krauß II, 72) war auf Mörikes Jugendfreund Hermann Hardegg gemünzt.

Unter verdrießlichen Briefen und unter matten Journalen
Reicht er ein Päckchen heraus, Siegel und Schrift mir bekannt.
Schnell ergreif' ich's zuerst und erbrech' es und finde den Inhalt.
Schiebe, hungrig bestellt, Essen und Trinken beiseit',
Suche das kritische Messer, entzwei zu schneiden die Blätter,
Aber es ist mir zu stumpf — schärfendes Leder herbei!
Krieg' ich blindlings mir die schwarzbelederte Bibel,
Lege das Messer daran, wetz' es und nun an das Werk!

8. Sept., nachts.

Hier sollte noch ein Epigramm stehen, in dem der Autor ein zweites Symbol behandeln wollte.

Das Licht war bis auf ein Stümpfchen abgebrannt, und er eilte, wenigstens ins Bett zu kommen. Er zog sich lesend aus und ging lesend ins Schlafzimmer; nur, während er das Nachthemd anzog, legte er das Büchlein seitwärts ins Bett. Dasselbe fiel, während er sich hineinlegte, von der Bewegung an der Wand hinab in Spinnenweben und Staub. Sobald er sich zurechtgelegt hatte, zog er es sachte herauf und wollte in einem Seitenstück zum Epigramm auf der Rückseite das Prognostikon aussprechen, daß diese Dichtungen als etwas Echtes, nach der ersten Erregung in den Staub fallen, nach kurzer Zeit aber wieder hervorgezogen und der Nation in ihre geheimsten Zellen, wo nur der M e n s ch ist, werden aufgeladen werden, wie Shakespeare bei den Engländern. Gewünscht sollte zuletzt ein treuer Restaurator werden.

Laß mich Dir nur in Kürze wiederholen, wie lieb und unentbehrlich mir Deine Gedichte geworden sind. „Die Äolsharfe“[1] besonders ist ein poetischer Triumph, wie ihn noch wenige errungen haben, und hat eine musikalische Malerei, daß man die ganze Szene Ton für Ton in sich schlürfen kann. Auch das Motto ist prächtig; Horaz und V. Rufus mögen sich bei Dir bedanken. Solchen Dingen gegenüber hör' ich auf Dichter zu sein, ich empfinde mich nur noch als den Kritiker, der sich in die leisesten Züge hinein versteht. Die „Windsbraut“[2] ist mir unter dem Lesen nun auch erst recht aufgegangen; Du weißt den Schrecken zu handhaben, wie ein Mädchen ihre Kochlöffel. Die Legende[3] hat mich unter dem Vorlesen (das beste Mittel, mir ein Gedicht verständlich zu machen) aufs tiefste gerührt, und die Zugaben zu den „Nixenliedern“[4] sind äußerst schön. Überhaupt die vielen neuen Gedichte, sind sie aufgefunden oder wirklich neu? Zwei sehr schöne ältere hab' ich schmerzlich vermißt. Eines wünscht' ich weg: den „Chor jüdischer Mädchen“[5]. Du hättest bedeutendere Sachen aus den „Regenbrüdern“ nehmen können. Ich werde noch manchmal über diese Kleinodien zu schreiben haben. Das ist nun Poesie, die alle Richtungen und Stimmungen dieses wunderlichen animal homo vertritt.

---

[1] Ausgabe Mayne I, 37. — Ausgabe Krauß II, 38.

[2] „Das Lied vom Winde“; Ausgabe Mayne I, 51. — Ausgabe Krauß II, 50.

[3] „Erzengel Michaels Feder“; Ausgabe Mayne I, 180. — Ausgabe Krauß II, 50.

[4] Ausgabe Mayne I, 129 ff. — Ausgabe Krauß II, 113 ff.

[5] Dieser stammt aus einem geplanten, aber Fragment gebliebenen Opernlibretto „Ashaver“. Ausgabe Mayne I, 74. — Ausgabe Krauß II, 69.

Ich erdrücke Dich mit Sendungen. Hier eine Partie von Ost und West: aus den beigelegten Briefen wirst Du sehen, daß Glaser[1], dem ich nach meiner Hierherkunft verdammt salzig geschrieben hatte, ein guter, ehrlicher Kerl ist; die Sachen lagen wirklich bei Metzler[2]. Schick' ihm doch einmal eine Kleinigkeit.

Ich entdecke zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß die kleinen Sachen, die ich seit den „Genzianen" schrieb, gerade ein Bändchen ausmachen, das ich als zweiten Teil drucken zu lassen und mit einem Gespräch von Ruwald und Cäruleus[3] einzuleiten gedenke. Wegen der „Kunstkennerschaft"[4] ist mir auch schon die Bühne eingefallen. Ich sende sie hier nebst dem Märchen[5]; in letzterem setzt mich der abgeschmackte Antiquitätenkram in Verlegenheit, und weglassen kann ich jene Partie doch nicht ganz. — Weißt Du keinen Rat? Nur muß ich bitten, diesen Punkt schnell zu absolvieren, da ich mit dem Büchlein nicht zögern kann und mag. Die Stelle im Märchen, wo Du erwähnt bist, ist, wie Du siehst, neuerdings korrigiert (es ist im Mai 1837 geschrieben): das öffentlich Honneursmachen steht unsrem Verhältnis nicht mehr an.

Hast Du Zachariäs „Murner in der Hölle" gelesen? Das „Märchen vom sichern Mann" erinnert dran. Er fiel mir dieser Tage in die Hände, und ich hätte große

---

[1] Herausgeber der Zeitschrift „Ost und West".

[2] Verleger.

[3] Zwei Figuren aus dem „Wirtshaus gegenüber"; in Ruwald charakterisiert Kurz seinen Freund Kausler, in Cäruleus sich selbst.

[4] Eine Komödie. Erstmalig in den „Dichtungen" (1839). Ausgabe Heyse I, 127 ff.; Ausgabe Fischer I, 128 ff.

[5] „Die Liebe der Berge" (später „Bergmärchen"); erstmalig in den „Dichtungen" (1839). Ausgabe Heyse VIII, 85 ff.; Ausgabe Fischer IX, 171 ff.

Lust, ihn zu bearbeiten (die Hexameter sind hölzklötzpflöck-artig) und in meine neue Sammlung aufzunehmen; der Schluß, wie der Küster das Epitaphium macht, ist allerliebst und darf nur in der Form geändert werden; sonst möchte ich da und dort etwas umschmelzen.

Von der „Liebe der Berge" muß ich leider bekennen, daß nur das erste Drittel, der Buchdrucker, courfähig ist, aber das Bogengewicht ist jetzt das größte für mich, und das erste Gebot heißt: „trachtet vor allem nach Honorar! Wer's hat, der kann es leicht verachten." Das Märchen selber ist zu wenig ausgeführt; aber eine weitere Ausführung scheint mir unmöglich, weil sie sich am Ungeheuerlichen, Undenkbaren stößt.

Deine Vergleichung meines Namens mit Peter Vischer ist mir dieser Tage bei dem Namen Fleck wieder eingefallen, den der große Schauspieler führte, und Konrad Fleck, der Verfasser des alten Gedichtes „Flore und Blanscheflur".

Ich habe hier eigentlich niemand jetzt, als den alten 72jährigen Pfarrer, mit dem ich manchmal suitisiere — ein wundersames Paar Haimonskinder!

Brockhaus[1] läßt nichts von sich hören und bringt mich zur Verzweiflung — es steckt eine dumpfe Ungeduld in mir, die mich an allem Produzieren verhindert. Nirgends ein Loch 'nausstoßen können!

Eine ältere Bekanntschaft, Hofrat Zeller und Helfer Hofmann, ist gestern (27. Sept.) in Winnenden wieder angeknüpft worden.

---

[1] Ein Verleger, dem Kurz auch das Manuskript seines Romanes vorgelegt hatte.

Ich wollte, es wäre Krieg in der Nähe, gesunder Knall und Widerhall! In diesem erbärmlichen Württemberg kann man nicht einmal auf eine honette Art zu Grunde gehen.

Sonntag, den 30. September. Eben kommt Antwort vom Verleger der „Genzianen", welcher mir meldet, daß die Gunst des Publikums sich mehr aufs Lesen als aufs Kaufen des Büchleins erstrecke, daß mehr als die Hälfte Krebse zurückgekommen seien und — daß er sich deshalb nicht mit einem zweiten Bande befassen möge.

Nun will ich den vaterländischen Verlag und den heimischen Blumennamen von den Stiefeln schütteln und habe deshalb nach Frankfurt an Kausler geschrieben. Vielleicht geht's dort.

Willst Du die große mächtige Güte haben, beiliegende Manuskripte durchzusehen und mir namentlich wegen der Kritik des Märchens einen guten Einfall zu haben? Du wirst doch hoffentlich wieder zu Hause sein! Die Welt ist jetzt überall so verblühend schön, daß Du es auch in Cleversulzbach ertragen wirst. Die Glaseriana will ich auf eine bessere Gelegenheit versparen. Aber sei so gut, das Märchen und die „Kunstkennerschaft" citissime zurückzuschicken.

Lebewohl aus Buoch. Dein Hermann K.

Du hast nun drei Monate geschwiegen.

Mörike an Kurz (33)

Stuttgart, den 4. November.
In größter Eile.

Lieber! Seit gestern bin ich hier und freue mich herzinnig, Dich demnächst zu sehen. Vor Dienstag aber kann

ich nicht abkommen, ich hab' erst allerlei necessaria in familiaribus abzutun. Ich bleibe einige Wochen. Morgen soll ich nach Ludwigsburg auf einen Tag. Wenn es Dir irgend möglich ist, komm Dienstag hieher. Ich will morgens 11 Uhr in der „Sonne" zu treffen sein. Die andern wissen auch noch nichts.

Hier sind die Manuskripte. Ich habe sie sehr spät in Wermutshausen erhalten, sonst solltest Du sie längst wieder in Händen haben. „Die Liebe der Berge" konnt' ich noch gar nicht lesen in dem Getriebe, worin ich zeither war. Du wirst mir's erzählen. Die „Masken" [1] ließ' ich ohne weiteres drucken; an dem „Maler" [2] hab' ich gezweifelt. Das alles mündlich. Hoffentlich bringst Du wieder ein Stück „Roller" Tom. II hieher.

Alter, leb' wohl indes und sei nicht bös, daß ich so schweigsam war. Ich kam die letzten Monate eigentlich gar nicht recht zu mir selber, so kraus, lustig und unlustig ging's bei mir her, zumal das letztere.

Adieu. Inzwischen sag' niemand von mir.

Dein treuer

Mörike.

Grüße von Deinem Ernst [3], ich sprach ihn gestern in Heilbronn.

[Daraufhin fand wieder ein Zusammentreffen der beiden Dichter statt, bei dem Mörike jene Fabel, die er später für sein „Stuttgarter Hutzelmännchen" benützte, erzählt haben muß.]

---

[1] Vgl. S. 156, Anm. 3.

[2] „Kunstkennerschaft."

[3] Kurzens Bruder.

Lieber, der Gedanke mit den Glücksschuhen[1] hat mir gestern, während ich in der Finsternis über die mit Steinen ganz überschüttete Chaussee hinstolperte, noch viel zu schaffen gemacht. Die Idee ist so glänzend, daß ich noch mehr daraus machen würde, als ein kleines Märchen. Ich würde alles, was in der Welt von Projektmacherei und unverschuldetem Mißlingen ist, hereinziehen und den Helden zu einem umgekehrten Simplizissimus machen, der alles ganz gescheit angreift und, durch sonderbare Zwischenfälle aus der Bahn getrieben, immer unglücklich, ja lächerlich endet. Der Schluß müßte natürlich heiter sein, nur würde ich die Fäden nicht gerade in ein Seil zusammenknüpfen[2]. Ihn würde ich über eine breite Strecke von Leben wegführen, während Genovevens[3] Ereignisse im engen Kreise einen kleinen Spiegel der seinigen bildeten.

Vielleicht könnte man ein solches Lebensbild, um es noch bedeutender zu machen, an die Vergangenheit anknüpfen, auf eine solche Weise, wie ich oft über meine Familie und meine Abkunft phantasiere. Dieses Mißlingen nämlich, von dem ich sagte, scheint den Meinigen — von der gegenwärtigen Generation läßt sich noch nichts sagen — angeboren: mein Vater hatte die größten Ansprüche auf ein gelungenes Leben und ist bitter getäuscht worden; und ebenso ist es mit Onkeln und Vettern gegangen: die einen taugten gar nicht in die Welt, die andern haben mit dem besten

[1] Den Gedanken führte Mörike erst 1852 im „Stuttgarter Hutzelmännchen" aus.

[2] Anspielung auf den Ausgang der Geschichte: Das füreinander bestimmte Liebespaar findet sich beim Seiltanzen.

[3] Später in Veronika umgetauft.

Willen und Verstand nichts Gescheites herausgebracht (ich kann sagen, just die, die den Familiencharakter entschieden an sich trugen; an Indifferenten hat's nicht gefehlt, die vorwärts gekommen sind), so daß sich einer, der das in seinem Blute fühlt, oft fragen mag: wird dieser Typus so fortdauern oder kommt zuletzt einer, dem Fortuna das gibt, was sie seinen Vorfahren so oft hinhielt und wieder zurückzog? Wenn Du nun Deinem Burschen diese Rolle zuteilen würdest, so würde diese Vollendung in ihm, die er natürlich sauer verdienen muß, einen recht hübschen Abschluß geben.

Ich mußte das in der Eile zwischen Rodomonts Tollheiten hineinschreiben und weiß noch nicht, wie der Brief fortkommt.

Dienstag vorm.

(Um auch dem Zusammentreffen mit Genoveven einen nachdrücklichen Akzent zu geben, solltest Du ihn durch eine Liebschaft gehen lassen, aus der auf die tollste Weise von der Welt nichts wird[1].)

Abends. Nun geht mir noch ein neues Licht auf. Wenn die Glücksschuhe eine Erbschaft wären? Ein frommes Paar hat sie vom Pechschwitzer bekommen, ohne zu wissen, was sie bedeuten; das fromme Pärchen aber hat sich in Hader getrennt, beim Scheiden die Schuhe verwechselt und nach verschiedenen Seiten geheiratet.

In beiden Familien ist aber lauter verkehrtes Glück gewesen[2]. Die Schuhe erben sich fort, denn sie haben die

[1] Während Mörike die übrigen Vorschläge unberücksichtigt ließ, führte er die Anregung, noch eine retardierende Liebschaft einzuführen, aus.

[2] Diese Idee erinnert sehr an das „Vogelnest" von Grimmelshausen, mit dessen Romanen Kurz sich ja mehrfach beschäftigt hatte.

wunderbare Eigenschaft, nicht zu zerreißen und taugen somit vorzüglich zur Wanderschaft. Nun käme es nur noch darauf an, die beiden jungen Herzen, die auf ihre Weise genug vom Glück träumen, auf eine bedeutende Art zusammenzuführen. Bei dieser Auffassung dürfen sie sich natürlich vorher nicht gesehen haben. Dem Mädchen läßt sich dann ein gewisser Merks, gemischt aus Glauben und Mißtrauen, gegen die Schuhe zuschreiben, welcher die Entwicklung herbeiführt. — Doch genug, damit es Dich nicht am Ende reut, mir Deine Erfindungen anvertraut zu haben; denn ich sehe auch hier wieder den Tik an mir, aus dem Walde des Märchens gleich eine Straße ins Leben hinaus zu brechen. Adieu. Tausend Grüße. Dein

K.

Wenn's nicht anders ginge, so könnte man zuletzt den Pechschwitzer ex machina auftreten lassen, der sich inzwischen stillgehalten hat.

[Bald nachher kamen die Freunde in Stuttgart, wo sich Mörike vorübergehend aufhielt, zusammen. Hiebei dürften zum erstenmal kleine Differenzen entstanden sein.]

Kurz an Mörike (35)

Gottlob, daß ich wieder hier bin! Eben hab' ich ausgepackt. Ich kann in dem verwünschten Stuttg[art] nicht existieren und doch siehst Du mich vielleicht bald wieder. Soll ich Dich nicht bald auf ein paar Tage hieher holen? Doch nein, Du bist mir noch von jenem Hügel her Satisfaktion schuldig und die verschaffte mir dein Aufenthalt dort.

Hier ist das Geld [1] und die „Regenbrüder“, welche gestern in Winnenden einen guten Tag gemacht haben. Grüße Dietrich und Lachner, ich konnte nicht mehr von ihnen Abschied nehmen. D[ietrich] suchte ich noch, nachdem ich um ³/₄11 Uhr mit Schuster und Schneider fertig war, bei Brand auf, es war aber schon leer.

Ferner die Briefe, beide höchst charakteristisch, der Nottersche [2] ganz wie der Mann, feinfühlend und impotent, er findet Dein Gutes höchst geistreich heraus; was er selber liefert, konnte ich nicht lesen. Die Forderungen, welche beide an Dich stellen, sind sehr naiv, weil beide damit ein Bekenntnis aussprechen: dem einen liegt das X, das Du leisten sollst, unaussprechlich im tiefsten Schachte des Gemüts, d. h. in dem formlosen Gedankenbrei, dem er nicht beizukommen weiß; dem andern liegt es glatt auf der rationalistischen Hand. Notters Brief ist bei alle dem erfreulich und verlohnt sich der Mühe. Über den Vischerschen hätt' ich vieles zu sagen; ich habe sie mit einem gewissen freundschaftlichen Gefühle gelesen, einmal weil es uns verderbte Menschenkinder doch immer freut, wenn wir recht haben, und ich finde hier meine Meinung über ihn durchaus bestätigt, dann weil er in diesen Konfessionen jene Friedrichsmiene ganz ablegt und, während ihm so viel Menschliches passiert, einem auch menschlich nähertritt. Ich habe im Sinn, ein Votum über ihn aufzusetzen und versiegelt irgendwo zu deponieren, um es vereint zu eröffnen,

---

[1] Am Rande des zweiten Blattes fügt Kurz hinzu: „Bemerke auch die Hülse, in welche ich das Geld eingewickelt habe.“

[2] Friedrich Notter (1801—1884), ebenfalls ein schwäbischer Dichter, der insbesondere mit Gedichten und einer Übersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“ hervortrat.

sobald die Stunde gekommen ist. Ich will nur von einem Punkte jetzt reden, der mich an Hölderlins Sophokles erinnert hat: Sittlichkeit < Phantasie; Phantasie > Sittlichkeit.

Ich höre, Gervinus[1] habe sich auch gegen das Märchen erklärt, und es ist dankenswert, daß uns die Herren in ihrer Unschuld so viel Mühe ersparen. Die ewigen sittlichen Grundlagen Lieb und Treue, kennen wir ja, in den Grimmschen Märchen, namentlich auch im „Schatz". Die Herren wissen gar nicht, was Phantasie ist. Phantasie (denn von der poetischen kann ja doch allein die Rede sein und nur diese heißt Ph[antasie]) ist die Notwendigkeit, womit das Gemüt sich eine Welt erschafft, worin es sich ganz ausprägen kann; alles andre ist nur Imagination. Von den Formen dieser Erschaffung hat natürlich eine so viel Recht wie die andre; nur die Wirkung ist verschieden und das Drama, als unmittelbar lebendig, hat natürlich die höchste. Als ein Dichter und als ein solcher wirst Du bei günstigem Stoff ein gutes Drama schreiben, aber die dramatische Welt ist schwerlich die Deinige. Du bist nicht historisch, wie die Larkensschen Prozesse und auch unsre letzten Händel zeigen. Das Drama stellt die einfache Tat schroff genug hin, und ihre Motive sind mehr äußerlich (ich glaube, die meisten müßten Dir plump erscheinen), Du willst in die Tiefen der Tat steigen und sie an die feinsten letzten Nerven anknüpfen; Du würdest beim „Wallenstein" die seltsamsten überraschendsten Entdeckungen hervorgebracht haben, die aber nicht dramatisch gewesen wären. Wenn Goethe von Schiller sagt, es sei ihm oft greulich gewesen, wie wenig der Mann ans (innere) Motivieren gedacht habe, beweist [das] eben,

[1] Der Literarhistoriker Georg Gottfried Gervinus (1805—1871).

daß Goethe kein Dramatiker war. Für das, was Historisches in Dir ist, hast du den Roman, denn Du bedarfst des Verweilens; im Drama würdest Du zu viel Unsichtbares geben und das Sichtbare darüber vernachlässigen; hat doch Bauer, der viel historischer ist als Du, im „Alexander" zu viel Psychologie. Man könnte mir Shakespeare entgegenhalten; aber der ist mir eben von jeher dadurch, daß er diese beiden Gegensätze in sich vereinigt, eine so einzige, nie zu wiederholende Erscheinung gewesen. Dein Genius wird seinen höchsten Triumph in einem Roman feiern, vielleicht in einem modernen, der alle Welt anzündet und der zu seiner Zeit kommt, wie Werther zur Wertherischen Zeit. Das Märchen ist die Nacht, der gesunde Schlummer, der einem solchen Tage folgt. Ich wünsche, diese Brocken, die ich so hingeworfen, mögen Dich ebenfalls zur rechten Stunde treffen; Du siehst schon aus der Handschrift, daß meine Haushaltung noch im argen liegen muß.

Vergiß nicht, dem Boten die „Liebe der Berge" mitzugeben [1]. Wenn ich mich sicher verlassen könnte, so möcht' ich Dir noch eine Revision der ganzen Sammlung [2] aufbürden, eh' ich sie in Frankfurt quetschen lasse.

Ein vortrefflicher Calembourg, durch die Aussprache eines Mitreisenden im Postwagen veranlaßt: Er wird durch ein hübsches Paar Mädchenaugen seraphiziert.

In der letzten Verwandlung habe ich im Manuskript

[1] Wie aus Brief 33 zu ersehen war, hatte Mörike das Märchen ungelesen zurückgeschickt. Da aber Kurz an dem Rat seines Freundes viel gelegen war, hatte er es ihm bei der Zusammenkunft noch einmal gegeben.

[2] Die „Dichtungen" (1839), welche aber dann in Pforzheim erschienen.

der Oper[1] etwas korrigiert: seht nun, ob man nicht mit dem Maschinisten zurechtkommen kann. Die Mäntel werden also wie im „Robert“ in die Versenkung hinabgezogen (das ging so schnell, daß ich's nicht begreifen konnte; es war die erste und einzige Hexerei, die ich auf dem Stuttgarter Theater gelingen sah), aus denselben Löchern steigt ein ziemlicher Nebeldunst auf, während man oben die Wolke zum Herunterlassen vorbereitet. Wenn nun die Brüder wieder aus dem Nebel hervortreten und keine Mäntel mehr haben, so mag die Sache vor sich gegangen sein, wie sie will, das Publikum muß glauben, die Mäntel haben sich in ihr ursprüngliches Element aufgesponnen.

Wenn Du in meinem Märchen[2] die Kritik des Vetters noch nicht gelesen hast, so wär' mir's doch lieber, Du behieltest das Manuskript bis zum nächsten Botentag. Sie scheint mir doch notwendig, es ist das einzige Mittel, dem Märchen Händ' und Füße anzusetzen.

In einem der Vischerschen Briefe, bei der Stelle, wo es heißt, Du tragest die Phantasie zu sehr aufs Leben über, kann ich Dir am besten begreiflich machen, was ich damit meine, so oft ich sage, die andern sprechen aus Dir. Daß sie Dich gegen mich inspirieren, hab' ich nie damit gemeint, denn ich weiß, diese Leute reden so wenig als möglich von mir; vielmehr mein' ich damit die moralischen Vorlesungen, welche sie D i r zu halten scheinen und die Du am besten mit Ehren los wirst, wenn Du sie mir abgibst. Gelt, ich versteh' mich auch einigermaßen auf Psycho-

[1] Die „Regenbrüder“, welche damals aufgeführt werden sollten; gleichwohl wurde die Erstaufführung bis in den April des folgenden Jahres hinausgeschoben.

[2] Die „Liebe der Berge“.

logie? Ich liebe Dich herzlich, wie sonst, und Verstimmung ist mir keinerlei geblieben; nur ein Übelstand, der mich vielleicht in der nächsten Zeit unbefangener (nicht offener) an Kausler schreiben läßt, der keine arrière-pensée bei mir sucht, wie ich nicht bei ihm. Wenn ich aber auch bei jedem Worte, das ich Dir schreibe, mir sagen müßte: da wird er dich auch wieder in einem schiefen Spiegel sehen?, so würd' ich deshalb keinen Buchstaben anders hinschreiben, als mir's gerade in die Seele gekommen ist; ich würde dann denken: Ich habe das Meinige getan —! Doch können solche psychologische Bohrversuche eine sehr schlimme Folge haben, nämlich, daß sich die Menschen mit einer gewissen Wut darauf werfen, mehr zu sein, und dann lügen sie gewöhnlich am meisten, indem sie sich zwingen, Zustände zu fühlen, die sie nicht haben. Ich denke, es ist mit der Wahrheit wie mit dem Klavierstimmen: wenn man's hier mit den einzelnen Tönen zu genau nimmt, so stimmen die Akkorde nicht. Und so in Bausch und Bogen mit der Totalsumme. Dein treuer K.

Grüße den ehrlichen Dietrich und schick' mir auch die Pfeifen.

Da Du jetzt noch nicht, wie mir scheint, an die „geheilte Phantastin" [1] gehen kannst, so denk' ich, Du solltest ... als Phantast die Märchen anpacken, und sage:

> Doch nach solchen Wunderdingen,
> Kuriosen, trivialen,
> Lüstet mich nach Kindermärchen,
> Lieber Mann, ich weiß nicht, wie!

[1] Anscheinend die Umarbeitung der schon 1834 in der „Urania" erschienenen Novelle „Miß Jenny Harrower", die Mörike 1839 als „Lucie Gelmeroth" in die Sammlung „Iris" aufnahm.

Was diese Herrn sehr irriger Weise auch Phantasie heißen, ist nichts andres, als unser wohlbekannter Freund Humor, ein wunderlicher Dunst im Hirn, der wunderliche Nebel bildet und seinen ganz eigenen, ebenfalls wunderlichen Maßstab hat: Dahin gehören z. B. des Schloßküpers Geister. Wenn man mir einen Menschen zeigt, der nie seinem Tabaksrauch zugesehen, . . ., nie Seifenblasen gemacht hat, dem geb' ich, wenn er sonst ein anständiges animal homo ist, das Recht, den Humor nicht gelten zu lassen. An und für sich ist der H[umor] etwas ganz andres als Poesie, und es gibt sogar Poeten, die keinen haben. Übrigens ist es schlimm um einen Don Quixote bestellt, der keinen Sancho Panza hat.

Kurz an Mörike[1] (36)

Mein Bester, ich habe meine alte Wohnung im Karlsbad wieder bezogen, wo Du mich heut' abend nach der Dämmerung bis in die Nacht antriffst. Du brauchst nicht zu fragen: das letzte Zimmer links. Du gehst eine Treppe hoch, dann rechts und, wie gesagt, auf der linken Seite das letzte Zimmer. Dein K.

[Bei der in obigen Zeilen angedeuteten Zusammenkunft kam es zum ersten ernstlichen Bruch zwischen Kurz und Mörike. Was der Gegenstand dieser beiderseitigen Verstimmung war, wurde nicht bekannt; daß sie ernstlich gemeint war, bezeugt das im folgenden Brief angewandte „Sie“ und das auf Grund eines von Mörike übersandten Kärtchens getroffene Übereinkommen, „vorderhand nur durch schriftliche Kommunikation einander nahe bleiben zu wollen“.

[1] Nur rasch mit Bleistift geschrieben.

Mein teurer Freund! Ich hätte längst geschrieben und gedankt, allein die dritte Person des Pluralis, worauf ich leider angewiesen bin, wollte mir nicht in die Feder. Nun bin ich im Begriffe, abzureisen und kann so ohne alles Zeichen nicht aus Ihrer Nähe gehen. — Zugleich eine Anfrage. Buchhändler Schweizerbart will einige zum Teil schon früher erschienene Kleinigkeiten von mir in ein Bändchen bringen, darunter auch die Oper. Wollen Sie mir erlauben, daß ich in einem kurzen Vorworte Ihrer freundschaftlichen Mitwirkung dankbar erwähne? Sie werden diese Bitte gewiß nicht versagen. (In Ihrem Text hab' ich nur wenige Veränderungen angebracht, die weiter nichts bedeuten.)

Ihre Horazische Ode nehm' ich mit Freuden an[1]. Sie ist in der Tat ganz vorzüglich. Über den Schluß erlaube ich mir vielleicht später einen Vorschlag, worüber Sie entscheiden.

Noch bin ich Ihnen für Ihre freundliche Empfehlung bei Buchhändler Hoffm[ann] recht sehr verbunden; doch die Anthologie[2] war schon an Schw[eizerbart] verkauft.

Hoffentlich darf ich Ihnen seinerzeit auch wieder Nachricht von mir geben.

Von ganzem Herzen der Ihrige E. Mörike.

Stuttgart, d. 31. Dez. 1838.

Die Hefte für Herrn Dr. Hauff fand ich zu meinem Entsetzen in einer Schublade und habe nun keine Gelegen-

---

[1] Für die von Mörike herausgegebene „Klassische Blumenlese“.

[2] Ebendieselbe.

heit mehr, sie an ihn abzugeben. Verzeihung! Der „Münchhausen“ muß leider ungelesen wieder zurückkommen. Strauß hat ihn von Immermann geschenkt bekommen; ich will ihn drum bitten.

Kurz an Mörike (38)

Ferner ist oft näher, lieber Mörike. Ich habe schon oft in meinem Kämmerlein geseufzt, und es hat mir fast das Herz abgestoßen, daß Unsersgleichen (vergeben Sie den anmaßlichen Ausdruck) nicht in nackter Kommilitonenfreundschaft zusammen gut tun will: wer die Schuld hat, ist schwer zu sagen, vielleicht eine Naturnotwendigkeit. Ich muß in solchen Fällen das Schwert der Gerechtigkeit zweischneidig brauchen, am meisten gegen mich selbst, weil ich leider immer noch Reste der alten sentimentalen Butterhaftigkeit in mir entdecke.

Erhalten Sie mir Ihre Gesinnungen: wir wollen unseren Weg nicht ohne manchen freundlichen Zuruf gehen.

Ihre Absicht, meines Anteils an den „Regenbrüdern“ öffentlich zu erwähnen, muß ich unbedingt zugeben: ich würde auch keine fremde Arbeit in ein Buch aufnehmen, ohne den Verfasser zu nennen. Nur müssen Ihre Veränderungen ganz unwesentlich sein, sonst täte es not, daß ich hinwiederum Reklamationen machte. — Der arme Lachner hat den Fuß übertreten und muß sich zu Hause halten.

Ich freue mich sehr auf Ihr Schweizerbartsches Bändchen. Ihre Schillerkantate[1] ist ganz herrlich und der Komponist

[1] Kurz schildert in „Europa. Chronik der gebildeten Welt“, herausgegeben von August Lewald, 1839, das Schillerfest zu Stuttgart und teilt darin auch den von Mörike gedichteten Text der von Lindpaintner komponierten Festkantate mit. Jetzt Ausgabe Maync I, 117. — Ausgabe Krauß II, 103.

ein Ochs: da vermißt ein Poet eben doch das alte königliche Vorrecht, die Masse auf Leben und Tod kommandieren zu dürfen.

Hoffmann war heute bei mir. Er läßt anfragen, ob Sie nicht Lust hätten, den Homer zu übersetzen. Es wäre wirklich einzig. Sie haben treffliche Vorarbeiten, und den Verleger darf ich in jedem Sinn empfehlen. Ich habe einen scharfen Krieg mit ihm gehabt, der nur dazu gedient hat, das Verhältnis noch mehr zu befestigen. Bei alledem hat er meine Novellen abgewiesen, die ich heute oder morgen Ihrem Sosius[1] anbieten will: auch gegen den „Roller" hegt er noch bedeutende Zweifel hinsichtlich der deutschen Anerkennung, die ich ihm nicht verargen kann. Indessen hat er mir nach dem Byron[2] den Moore angeboten; so wird denn ein ganzer Übersetzer aus mir werden — ich habe doch wenigstens zu leben. Der Verlag der Klassiker[3] will mich für den Shakespeare haben und zum großen Gaudium auch Sie. Schiller hat bekanntlich den „Macbeth" auch aus dem Deutschen übersetzt.

Mein Schillerisches Kapitel hätt' ich Ihnen gar zu gerne vorgelesen, namentlich auf die Kantate hin[4]. — Die Ode steht zu beliebigem Gebrauche frei.

Im Augenblick, da ich abreisen wollte, hat mich das Tauwetter mit einem neuen Anfall heimgesucht, und ich sitze nun hier und warte auf den Winter.

---

[1] Der Verleger Schweizerbart.

[2] Kurz hatte sich an einer deutschen Ausgabe von Byrons Werken hervorragend beteiligt.

[3] „Bibliographisches Institut."

[4] Vgl. S. 182, Anm. 1.

Leben Sie recht wohl! Meine herzlichen Grüße an Ihr freundliches Haus.

Mit den reinsten Gesinnungen Ihr

Karlsbad, 9. Januar 1839. Kurtz.

Mörike an Kurz (39)

Mein teurer Freund!

Ich fühlte mich diese ganze Zeit her wiederholt angetrieben, mich Ihnen einmal wieder durch ein lebendiges Wort mitzuteilen, und dieser Stachel ist nur um so stärker geworden, da ich die letzten Wochen Ihre Erzählungen und Gedichte wieder vornahm, die ich in derselben Jahrszeit und auf der nämlichen Gartenbank zum erstenmal kennen lernte. Wie neu ist mir alles geworden, und wie viel Herrliches fand ich darin! Dennoch kann ich Ihnen heute nur meinen Herzensgruß zu dem Büchlein schreiben, welches Sie dieser Tage durch Schweizerbart erhalten haben werden, oder noch erhalten, und das mich wesentlich als Ihren großen Schuldner zeigt[1]. Die „Regenbrüder" sind ja nun gegeben, ohne daß ich sie hören sollte. Ich bin auf den Erfolg begierig. (In dem gedruckten Text bei Ihrem Schluß finden Sie einige Kleinigkeiten abgeändert, z. B. des Schulmeisters lateinisches Kompliment und aus demselben Grund noch was, das mir jetzt nicht beifällt; dann ein paar Strophen, auf welche Sie mich selbst aufmerksam machten. Nachdem das Stück schon abgedruckt war, fand ich, daß das Wort „Narr" unbillig oft vorkomme, weshalb ich es

---

[1] Die Sammlung „Iris".

in der von Ihnen eingeschalteten Szene samt den betreffenden Versen getilgt habe, da dieses Blatt ohnehin einen Karton nötig machte. — Es ist oft gut, sich auch in minutiis zu rechtfertigen. —)

Der „Gefangene von Chillon"[1] ist meisterhaft übersetzt. An einigen Stellen, die ich Ihnen bezeichnen will, hab' ich Sie selber ganz und gar erkannt.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Herrn Kausler. Von seiten der Meinigen soll ich Sie des besten Andenkens versichern.

Aufrichtig der Ihrige E. M.

Cleversulzbach, den 22. Mai 1839.

Kurz an Mörike (40)

Mein verehrter Freund, diesen Morgen fühlte ich mich gedrungen, Ihre Gedichte als sortes Virgilianae aufzuschlagen, und da stieß ich auf den Vers:

„Denn ich bin von dem Gelichter,
Dem der Kopf beständig voll:
Bin ich auch nur halb ein Dichter,
Bin ich doch zur Hälfte toll[2]."

---

[1] In der oben angeführten Übersetzung von Byrons Werken (Bd. 2) Jetzt Ausgabe Heyse I, 188 ff.; Ausgabe Fischer I, 118 ff.

[2] „Auftrag." Später verändert: Ausgabe Mayne I, 210. Die erste Strophe lautet in erster Fassung:

„In poetischer Epistel
Ruft ein desperater Wicht
Aus dem Ton der höchsten Fistel:
Schurke, warum schreibt er nicht?"

Was sehr gut auf meinen dermaligen Zustand paßt. Weiter oben fühlte ich mich auf andere Art getroffen durch die Worte: „Schurke, warum schreibt er nicht?" Mein Gewissen, mächtig erwacht, treibt mich an, eh' ich mit dem „Giaur"[1] und dem Bleistift in den grünen Wald gehe, Ihnen einen eiligen Gruß zu sagen, denn der Bote wird sogleich abgehen. Zu vermelden weiß ich nichts von mir, meine Arbeiten gehen ihren geweisten Weg, d. h. ganz fabrikmäßig vorwärts. Von den größern Sachen hab' ich übersetzt „die Foscari", „Werner", „den Verwandelten"[1] von Byron und doch auch einmal etwas mit geistiger Teilnahme, den „Cymbeline"[2] von Shakespeare. Die nächste große Arbeit wird wohl der Ariost werden[3]. So geht denn dieses Jahr leer für mich herum, und wie manches andre wird ihm nachfolgen; aber es bestätigt sich vielleicht meine alte Ahnung, daß ich am Ende meiner Tage die Summen meines ganzen Lebens in einem Buch niederlege. Das Bändchen Novellen, das diesen Herbst erscheinen soll[4], wird für lange Zeit das letzte gewesen sein, was der Meßkatalog von mir enthält.

Haben Sie nicht noch ein oder zwei Manuskripte in bezug auf Schiller? Ich weiß nicht genau, ob ich sie ans „Morgenblatt" zurückgegeben habe, und da ich mit Cotta und seinen Werken und Wesen gewissermaßen brouilliert bin, so möchte ichs nicht zu lange anstehen lassen.

---

[1] Ebenfalls von Kurz übersetzt, in der Verdeutschung von Byrons Werken erschienen.

[2] Das Manuskript ging noch zu Kurzens Lebzeiten verloren.

[3] Kurzens schwungvolle Übertragung des „rasenden Roland" erschien 1840/41.

[4] Die vielfach erwähnten „Dichtungen".

Es ist mir immer, als ob wir bald mit etwas Schönem von Ihnen überrascht werden würden. Kausler grüßt; ebenso meine besten Grüße an Sie und die Ihrigen.

Ihr H. Kurtz.

Winnenden, 3. August 1839.

[Kaum war eine, wenn auch kühlere, Einigung wieder hergestellt, als der Frieden schon wieder durch unerquickliche Händel unterbrochen wurde. Ob der neuerliche Streit wieder durch ein persönliches Zusammentreffen hervorgerufen worden oder bloß schriftlich entstanden war, wissen wir nicht. Jedenfalls folgten dem ersten Anstoß eine Reihe von „diplomatischen Noten", die, wie aus Brief 41 und der vom August 1839 bis Juli 1840 klaffenden Lücke hervorgeht, auf beiderseitiges Übereinkommen vernichtet wurden.]

Kurz an Mörike (41)

Liebster Moerike,

Es war ein alter Gedanke, unsre ganz mythisch gewordene Korrespondenz durch ein großes Paket Postpapier, begleitet von einem Kuvert „an Herrn Dr. Kurtz in St[uttgart] vor dem Charlottentor 1" zu eröffnen. Nun hat aber das Leben mit unsern Pappenheimern und meine neuliche Anwesenheit in Weinsberg mir das Herz so warm gemacht, da ich sah, was es doch noch für Leute in der Welt gebe, daß ich nicht umhin konnte, auch einen Brief dazu zu schreiben, den nun freilich seitdem wieder Händel der verdrießlichsten Sorte unterbrochen haben. Jetzt aber, da ich mir vorgenommen habe an Kerner zu schreiben und ihm einen Besuch im August anzukündigen, kann ich's nicht länger verschieben,

zuvörderst in die Nachbarschaft einen einleitenden und, so Gott will, rehabilitierenden Gruß zu senden. Ich habe mich zwar leider nicht weit verändert, doch kann ich schwören, wär' ich vor anderthalb Jahren wie jetzt gewesen, so wär's nicht zu solchen Geschichten gekommen; denn wenn ich auch im ganzen recht gehabt haben sollte, so war's kleinlich, so um jedes Recht im einzelnen zu markten. Das geb' ich mit aufrichtigem Herzen zu und frage Dich, ob wir jene diplomatischen Noten verbrennen und den ganzen Vorfall auf sich beruhen lassen wollen [1]. Ich wäre schon früher so gekommen, aber es ist das erste Mal, daß ich mein Wort zurücknehme, und das hat mir täglich zu schaffen gemacht. Wenn ich meine Veränderung in diesem Punkt bezeichnen sollte, so müßt' ich mich etwa so ausdrücken: das, was ich früher ganz selber war, ohne eine Macht drüber zu haben, das Unwiderrufliche, der Respekt vor meinem gegebenen Worte, das Brechen eher als Biegen, das ist jetzt mehr zu einem Moment an mir geworden, ist als poetische Gestalt aus mir herausgetreten und heißt der Kirchendusler. Der ist nun bekanntlich sehr streng gegen das Volk, aber Kinder guter Leute läßt er schlüpfen und regaliert sich dafür gelegentlich an sonst jemand. Willst Du ihm jedoch jetzt einen Possen spielen, so geschieht's ihm recht.

Wie dem aber sei, wir werden diesen Sommer wenig voneinander haben, denn ich bin nicht lange in Weinsberg und werde mit der Arbeit dort sein. Ariost soll dieses Jahr fertig werden — noch 2400 Stanzen. Ich kann keinen Tag mehr weggeben, wenigstens keinen Vormittag, und werde nicht einmal zu meines Bruders Hochzeit kommen, die in

[1] Ist geschehen.

wenigen Wochen gefeiert wird, sondern nachher mit der Arbeit.

Für den Wispel und den Buchdrucker hat sich eine Anstellung gefunden, ganz zufällig, in einem Gespräch mit Bauer. Der gab als die kleinste Zahl an: Null dividiert durchs Unendliche, und wir waren uns sogleich einig, dieses Geschäft unsern beiden alten Freunden zu überweisen. Er hat seine Weltgeschichte fertig und ist von seiner Niederländischen Reise sehr vergnügt, mit freudiger Rührung das Bier begrüßend, zurückgekommen. Leb wohl! Die schönsten Grüße! Daß ich Deine Mutter nicht sehen sollte, hat mir sehr leid getan. Dein Kurtz.

Juli 1840.

NS. Soeben hat mir Mährlen eine Nachricht mitgeteilt, die mich freut, als ob das Glück mir selbst widerfahren wäre. Den herzlichsten Glückwunsch [1].

Wenn ich diesen Brief überlese, so kommt er mir kalt und trocken vor, und ich habe gezweifelt, ob ich ihn absenden soll. Aber Du kennst mich: bei Gott, Du wirst wissen, wie ich's gemeint habe. Ich ergebe mich Dir ganz auf Diskretion.

Mörike an Kurz (42)

Lieber Alter!

Mit großer Freude hab' ich Dein Geschenk empfangen und Dich in jeder Deiner Zeilen wieder erkannt. Laß mich nicht viele Worte machen und Dir nur ehrlich sagen, daß mir

[1] Mörike hatte damals (vermutlich von Prinzessin Marie) eine Geldspende zu einer Fahrt nach Heidelberg erhalten, die er dann auch gemeinsam mit Hartlaub antrat.

die Zeit das Herz oft hoch genug oben war, um Dir unversehens ins Haus zu fallen und allerlei Geständnisse zu tun.

Nun bitt' ich Dich, komme baldmöglichst hieher; ich selber kann in Wahrheit, verschiedener Hindernisse wegen, mit dem besten Willen nicht hinüber. Empfiehl' mich dem lieben Hause auf das herzlichste! Man hat mir dort den wohlwollenden Vorwurf gemacht, ich käme immer nur aus Veranlassung anderer Freunde, welches ich bald zu widerlegen denke.

In unveränderlicher Liebe der Deinige M.

Cleversulzbach, den 1. August 1840.

Kurz an Mörike (43)

Lieber,

Es war mir sehr tröstlich, Deinen Brief bei meiner Ankunft hier vorzufinden; aber wie ein unartiger Junge ergreife ich Deine Freundeshand bis zum Ellbogen. — Ich habe sehr notwendig zu arbeiten und muß, da ich durch meines Bruders Hochzeit fast um eine Woche kam, wie ein Geizhalz mit meiner Zeit umgehen. Ich werde nicht lang mehr hier sein, weil und obgleich es mir sehr wohl geht. Nun setz' ich voraus, daß Deine Abhaltungen nicht so grober Natur sind wie die meinigen, und frage Dich, ob Du Dich nicht entschließen könntest, morgen auf ein paar Stunden hierherzukommen, wo ich mich wegen der meinigen aufs vollkommenste rechtfertigen will. Die Deinigen werden auf der

andern Seite von Meisterhand widerlegt werden, und so schließ' ich in der Hoffnung, Dich morgen zu sehen.

Herzliche Grüße! Dein Hermann K.

Weinsberg, Donnerstag vormittag [6. August 1840].

[Nachdem nun die Versöhnung schriftlich angebahnt worden war, trafen sich die beiden Freunde in alter Liebe wieder auf neutralem Boden, die stets liebenswürdige Gastfreundschaft Justinus Kerners genießend.]

Kurz an Mörike (44)

Liebster, ich schreibe Dir aus einer ungeordneteren Haushaltung, als Du sie Dir wohl in diesem Augenblick vorstellst, und von einem Orte, an den Du, wie es scheint, gar nicht gedacht. Einen Wink von Theobald[1] ausgenommen, den ich während unserer Beratungen ganz unbeachtet ließ, ist die glückliche Wahl, die ich getroffen habe, ganz mein Verdienst. Nachdem ich Dich an dem Dahmfelder [?] Tag verlassen hatte, schlug ich den Weg gerade (einen kleinen Lapsus geographicus abgerechnet) hierher ein, besah mir die Häuser und wählte mir die Traube zu meiner Residenz. Allem Anschein nach hätt' ich's nicht besser machen können. Ich bin in der Mitte zwischen K[erner] und Dir. Wenn es mir morgen und übermorgen nicht mißglückt, die letzten Gott ganz abgestohlenen Tage hereinzubringen (in welchem Fall des Mißglückens ich in der Verzweiflung vagieren würde), so komm' ich erst am Sonntagnachmittag zu Dir. Hättest Du inzwischen einen Anfall von Laufbotenstimmung,

---

[1] Sohn Justinus Kerners.

so kannst Du sehr gut bei mir über Nacht bleiben: ich habe in meinem Schlafzimmer ein großes, zweischläfriges Bett, versteht sich außer meinem eigenen.

Gott gebe seinen Segen zu dieser Übersiedlung! es war nötig, denn die Resultate sind mir in den letzten Tagen über den Kopf gewachsen und ich muß mich jetzt zusammennehmen.

Und so empfehl' ich mich denn dem lieben Sulzbacher Pfarrhause als getreuer Nachbar

Hermann Kurtz.

Eberstadt, in der Traube,
Donnerstag abends 10 Uhr. [13. August 1840.]
Am Abend meines Auszugs.

[Mörike scheint daraufhin Kurz besucht zu haben, da der nächste Brief sich auf diesen Besuch bezieht.]

Mörike an Kurz (45)

Ist es nicht ganz verrucht, daß ich, nachdem Du mir ein ganzes Paket des schönsten Briefpapiers verehrt, gestern gelegentlich auch das Siegellack dazu von Deinem Schreibtisch holte, ja noch unterwegs Dein Pfefferrohr und um ein kleines Deine Dose mitlaufen ließ? (In diesem Stücke bin ich gefährlicher als Kerners Rabe. So fand ich neulich ein feines Federmesser in meiner Tasche und kam nach einiger Zeit erst darauf, daß ich's in Heidelberg an Hetschens [1] Pult müsse eingesteckt haben.) Übrigens sollst Du mir durch

[1] Mörike hatte mit Hartlaub eine Reise nach Heidelberg gemacht, wo der Komponist Hetsch lebte.

diesen Boten Meldung tun, ob, wo und wie Du Dich in
Holzelfingen einquartiertest. Wenn Du nicht allernächstens

Dir

des

Und

tehen

N.

(46)

ı der

dest[4]:

ɔieher

Wsp.

hlecht

ichsten

die er

r sein,

ichkeit

außer

ezt ver-

nit „p")

Clever-

Lieber Alter!

Mit großer Freude habe ich die Gedichte empfangen und Dich in jeder ihrer Zeilen wieder erkannt. Laß mich nicht viele Worte machen und Dir nur ehrlich sagen, daß mir die Freude das Herz oft [illegible] war, [illegible] die [illegible] und [illegible] hellen und allerlei Geständnisse [illegible]

Nun bitte ich Dich, [illegible] haben; ich sollte [illegible] in Wahrheit, [illegible] Hindernisse machen, mit dem besten Willen nicht [illegible]. Empfiehl mich den lieben Deinigen aufs Herzlichste! [illegible] mir [illegible] gemacht, [illegible] Freunde, welches ich bald zu wiederholen denke.

In unveränderlicher Liebe
der Deinige [illegible]

[illegible] d. 7 Aug. 1840

Faksimile eines Briefes von Eduard Mörike (Original im Marbacher Schillermuseum). Vergl. Brief Nr. 42

diesen Boten Meldung tun, ob, wo und wie Du Dich in Holzelfingen einquartiertest. Wenn Du nicht allernächstens hieher kommst, so fall' ich Dir beschwerlich und stehle Dir überdies wieder, etwa die große Venetianer Ausgabe des Ariost, oder gar den Streckfuß[1]; dann übersetze!

Viel tausend dankbare Grüße nach Weinsberg. Und bring' mir ja das Salzbüchschen mit, das ich hab' stehen lassen. Ich will es täglich brauchen.

Von Herzen und NB. umgewandelt[2] der Deinige

M.

Cleversulzbach, den 15. August 1840.

Kurz an Mörike (46)

Lieber,

Ich habe keinen Stock von Wsp.[3] mitgenommen, in der festen Überzeugung, daß Du mir meinen schicken würdest[4]: er ist das Geschenk meines armen Apollobruders. Hieher kommt Einquartierung; eine starke Stunde ist nach Wsp. auf der harten, staubigen Chaussee und der Wein sehr schlecht (— wie scheußlich! der Wirt sitzt mir mit dem freundlichsten Gesicht gegenüber und berechnet schon die Schoppen, die er bei mir absetzen wird —); drum wird's wohl geratener sein, wir lassen Eurem Danefield die projektierte Unsterblichkeit

---

[1] Kurz benützte zu der Übertragung des „Rasenden Roland" außer dem Original noch die Übersetzung von Karl Streckfuß.

[2] Anspielung auf den Anfang von Brief 3.

[3] Kurz fügt scherzend hinzu: „Wsp., ein damals florierender, jetzt versunkener Ort, Wespenheim." Es ist natürlich die alte Schreibung (mit „p") von Weinsberg.

[4] Mörike lieh sich scheinbar für den Heimweg von Weinsberg nach Cleversulzbach Kurzens Stock aus.

zufallen, und so will ich's eben wieder einmal mit der schwarzbraunen Farbe riskieren. („Und der Mensch versuche die Götter nicht!“)

Sei so gut, bestelle, berichte, usw., usw. Versteht sich, daß Du mir die Botenlöhnungen anrechnest; wie kommst Du dazu, heut' zu frankieren? Ich habe den Kerl ganz ordentlich bezahlt und will handeln, zum Zeugnis meiner Geschäftstüchtigkeit. Gleich nächste Woche will ich kommen.

Die herzlichsten Grüße, auch von Kerners, speziell von Fräulein Emma[1] an Fräulein Klara. — Diesem verdammten Nest war nun doch die Ehre zugedacht. Dein H. K.

Hölzen, den 16. August 1840.

Kurz an Mörike (47)

Mein Teurer,

Den herzlichen Dank für die Besorgung will ich Dir morgen sagen; ich will nach 1 Uhr von hier abgehen und zugleich die Probe machen, wie weit's für eine Nachmittagswanderung ist. Vielleicht hab' ich auch schon vorher gepackt; jedenfalls will ich diesen Nachm[ittag] noch auf den Weißenhof gehen und dort ein wenig spionieren, denn ich kann Dir leider nicht bergen, daß ich beim Anschauen Deiner geographischen Skizze über die Entfernung des einen der rotgestrichenen Orte etwas erschrocken bin. — Mein Gevatter mag mich bei Euch anmelden.

Die treulichsten Grüße. Dein. H. K.

Weinsberg, Montag, 17. August 1840.

[1] Justinus Kerners Tochter.

[Ein Besuch Kurzens in Cleversulzbach führte zu einer eingehenden Aussprache der beiden Freunde. Vor allem gelang es Mörike, in das ihm bisher wenig klare Labyrinth von Kurzens materiellen Schwierigkeiten einzudringen.]

Kurz an Mörike[1] (48)

Behüt' dich Gott, du liebes Haus,
Treib' Sorgen, Krankheit und Rab[2] aus,
Führ' deinen Herrn gesund zurück
Und geb' ihm Lieds- und Lebensglück: Taub ein!

H. K.

9. Oktober 1840.

Kurz an Mörike (49)

Stuttgart, 26. April 1841.

Liebster Freund,

Mit tiefem Schmerz vernahm ich soeben von Bauers, daß Deine Mutter erkrankt sei. Könnte ich irgend etwas tun, was Euch Heil oder Freude bringen könnte! Möge die Göttin, die Du besungen hast[3], nicht von Dir weichen[4]!

---

[1] Kurz war scheinbar in Cleversulzbach gewesen, ohne Mörike anzutreffen und hatte die obigen Zeilen zurückgelassen. — Die Hypothese des Frl. Isolde Kurz, die Verse seien für Mörikes Hochzeit geschrieben, wird schon durch das darunterstehende Datum widerlegt, da Mörike sich erst 1851 vermählte.

[2] Mörike bemerkt hiezu: „Anspielung auf den alten Pfarrer Eberh. Ludwig Raubausch zu Kleversulzbach, der geistweis im Hause gehen soll. (Vgl. Seherin von Prevorst, ‚Siebente Tatsache').“ Man vgl. auch Th. Storms „Erinnerungen an Ed. Mörike“ (Sämtliche Werke, neue Ausgabe V, 240 ff.)

[3] Anspielung auf Mörikes in den „Gedichten“ (1838) erschienenes Gedicht „Der Genesene an die Hoffnung“.

[4] Wenige Tage nachher starb Mörikes Mutter.

Der Zweck dieses Briefes ist, Dir etwas zu sagen, was Dir und der verehrten Kranken vielleicht eine heitere Stunde bereitet. Kerner schrieb mir neulich, Tieck spreche mit wachsender Anerkennung von Dir (so höre ich auch von verschiedenen andern Seiten) und wünsche diesen Sommer in Weinsberg mit Dir zusammenzutreffen. Dies weißt Du wohl bereits. Aber es knüpft sich ein anderer Gedanke dran: Tieck hat, wenn auch nicht in Dresden, doch neuerlich in Berlin solchen Einfluß, daß es ihn gewiß nur ein Wort an König Friedrich Wilhelm kostet, um Deiner Lage die Wendung zu geben, auf welche wir alle schon so lange vergebens denken. Daß Justinus der rechte Mann ist, um ihm das unter den Fuß zu geben, und wie gern er es tun wird, darüber brauchen wir ja nicht zu reden. Mir ist es, als sähe ich schon den Hintergrund erhellt und es wäre mit nächstem Zeit, den Regenmantel abzuwerfen. Gott friste dem alten Herrn das Leben und bringe ihn munter nach Weinsberg!

Sage Deiner Mutter mit meinem ehrerbietigen Gruß, ich sende ihr diese Nachricht als eine süße Speise übers Krankenbette. Vielleicht hat Dir Kerner schon in diesem Sinn geschrieben; dann siehst Du wenigstens meinen guten Willen.

Mir geht's wunderlich. Fues[1] hat nun auch, wie Cotta, den Roman zurückgegeben: „er gefällt mir gar nicht." Nun steht die Sache natürlich nicht so schlimm wie damals, denn

---

[1] Nachdem Cotta den „Roller" abgelehnt hatte, wandte sich Kurz an den Verleger Fues, der sich auch vertragsmäßig verpflichtete, ihn herauszugeben. Das hier erwähnte „zwingen" führte zu endlosen Prozessen, die schließlich im Sand verliefen. Der Roman erschien erst 1843 bei Frankh.

ich kann ihn zwingen; aber verdrießlich bleibt's immer, und ich sehe mich wieder nach einem andern um.

Leb' wohl, es geht nicht mit dem Schreiben heut. Alle guten Geister seien mit Euch. Herzliche Grüße an alle.

Dein Kurtz.

[Gleichzeitig hatte Kurz, obwohl er selbst darbte und hungerte, einen fürsorglichen Brief an Justinus Kerner geschrieben, er möge sich ja nur bei Tieck für Mörike einsetzen, damit dem Freunde eine aussichtsreichere Zukunft bereitet werden könne. Doch alle Bemühungen von seiten Kurzens und Kerners wurden durch die Launenhaftigkeit Mörikes zunichte gemacht. Als Tieck in Weinsberg eintraf und man Mörike einlud, meinte er, Tieck könne geradesogut zu ihm kommen — und die Begegnung unterblieb.

Die gleiche Launenhaftigkeit ließ ihn auch an Kurz, obwohl sie sich nun gar nicht verfeindet hatten, jahrelang keine Zeile richten. Der Zufall wollte es, daß Kurz im gleichen Jahr, als Mörike nach Stuttgart kam, nach Karlsruhe zog. „Karlsruhe ist mir einmal genannt worden, woselbst er eine Zeitung redigiere" und „ich habe diese lange Zeit her tausendmal gewünscht, ihm ein Zeichen zu geben" schreibt Mörike in dieser Zeit an Kurzens Bruder. Doch zu einem Brief an seinen Freund raffte er sich nicht auf.

Als nun im Sturmjahr 1848 Kurz wieder nach Stuttgart zurückkehrte und sich bald tatkräftig ins politische Leben stürzte, trafen die beiden Dichterfreunde einander ganz zufällig. Und jetzt führte die grundverschiedene Veranlagung der beiden zum endgültigen Bruch. Kurz, der ja auf einige Jahre aufgehört hatte, Dichter zu sein, begann voll Begeisterung, politische Probleme zu entwickeln. Mörike, der für sich selbst wohl auch am Zeitenlauf teilnahm, öffentlich aber nie und nimmer Stellung genommen hätte, ward davon abgestoßen . . .

So kam's, daß die zwei schwäbischen Poeten, die einst einander so ins Herz geschlossen hatten, über zwanzig Jahre getrennte Wege wandelten.

Doch wie die politischen Bewegungen zurücktraten und Kurz wieder ein Dichter ward, so wurde auch im Lauf der Jahre im Grund der Seele die Abneigung vermindert, und schließlich trat anerkennendes Wohlwollen an ihre Stelle, wiewohl die ehemaligen Freunde nicht wieder miteinander verkehrten.

Da Kurz stets der Impulsivere war, gab auch diesmal er wieder, wenngleich sehr spät, den Anstoß zur Versöhnung. Als er mit Heyse den „Novellenschatz" herausgab und Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag" dafür gewonnen werden konnte, schrieb er ein Vorwort, das all die alte Liebe und Treue, die alte Bewunderung für den Meister und Freund zum Ausdruck brachte. Ein tief empfundener Brief — er ging leider verloren —, in dem er Mörike der alten Freundschaft versicherte und dem er mehrere Arbeiten beilegte, bekräftigte dies Liebeszeichen und führte — wenn sich die beiden auch nie mehr sahen — zumindest ihren einst mit so inniger Begeisterung geführten Briefwechsel zu einem sanftversöhnenden Ausklang.]

Mörike an Kurz (50)

Nürtingen, den 10. Mai 1871.

Ich bin in nicht geringer Sorge, lieber Freund, was Du von mir und meinem überlangen Schweigen zuletzt gedacht haben magst! Die Sache ist etwas absurder Art, wie ich sogleich erzähle.

Deine zwiefache Sendung, die mich fürwahr ganz glücklich machte, mehr als Du ahnen konntest — fiel in die Konfirmationszeit meiner jüngsten Tochter. Wir hatten vor dem Fest und dann zu diesem selber wieder Gäste, auf deren Ankunft man in sämtlichen Stuben säuberte und räumte. In aller Ruhe las ich noch den angenehmen „Kappenzipfel" [1]

[1] Eine den historischen Hintergrund von Kurzens Novelle „Den Galgen sagt der Eichele!" behandelnde kleine wissenschaftliche Abhandlung, die Kurz in der Pfeifferschen „Germania" (XV, 95 f.) hatte erscheinen lassen.

und etwa 24 Seiten von der großen Abhandlung[1]. Dann aber war es aus. Denn als ich, gleich nachdem es wieder still bei uns geworden, mich begierig nach meiner Lektüre umsah, war das Heft unbegreiflicherweise verschwunden! „Das Haus verliert nichts", ist in solchem Fall immer das tröstliche Sprichwort meiner Frau, „die Sachen kommen von selbst wieder vor". Allein eine Woche und drüber verging, man hatte sich ganz müd gesucht — nichts da! Ich dachte wohl daran, Dir wenigstens zu danken und die Affäre zu melden, kam mir aber dabei fast lächerlich vor, und so blieb es damit in suspenso, zumal indessen eine neue und nicht erwünschte Ableitung eintrat. Endlich, ja endlich! Vor zwei Tagen geh' ich aus anderer Veranlassung an meinen Bücherschrank: ein Griff, — Da äugelt mich Dein Gottfried mit den drei ersten Lettern seines Namens auf dem gelben Umschlag zwischen einer Schicht gleichgültiger Papiere an, wohin er sicherlich durch meine Hand nicht kam. Mit einem Donnerwetter, aus 1/4 Zorn und 3/4 Freude zusammengesetzt, zog ich den Schalk hervor. —

Ich habe jetzt die Schrift gründlich gelesen und Schritt für Schritt bei dieser ebenso gelehrten als scharfsinnigen Untersuchung die ganze Lust der Arbeit ohne deren Pein mit Dir geteilt. Besonderes Vergnügen aber machte mir die Kunst der Darstellung, der Sprache, die Menge feiner, heiterer, echt Kurzischer Wendungen und Ausdrücke, womit das Ganze so schmackhaft durchwürzt ist. Übrigens ist mein Interesse für den rätselhaften Meister, dem Du mit dieser Schrift aufs neue so viele Liebe zugewendet hast, dadurch

---

[1] Wiederabdruck der schon 1868 in der „Allg. Zeitung" erschienenen Abhandlung „Zum Leben Gottfrieds von Straßburg".

um ein großes gewachsen. Vielleicht darf ich einmal bei Dir die Kopie des merkwürdigen Bildes sehn, von welchem Du am Schlusse sprichst[1].

Und jetzt den wärmsten Händedruck für Deinen lieben Brief, d. h. zunächst für die gute Gesinnung, die Dir den Gedanken dazu eingab und für die stille Absolution, welche ich mir daraus entnehmen durfte. — Mehr will ich nicht darüber sagen.

Was Du von der Mozartnovelle schreibst, hat mich daneben freilich auch gefreut. Den biographischen Beitrag aber kann ich wahrhaftig nicht leisten. Verzeih'! es ist nicht etwa nur Bequemlichkeit, sondern ich fühle mich dazu ganz ungeschickt. Ist so etwas durchaus erforderlich, so macht Ihr es eben mit wenigem ab.

Hiebei fällt mir das Verschen ein, das ich nebst ein paar andern dem Münchener Frauenverein zuschickte, der Dich auch um Deine Handschrift und Wappen angegangen haben wird.

Mein Wappen ist nicht adelig,
Mein Leben nicht untadelig,
Und was da wert sei mein Gedicht,
Fürwahr das weiß ich selber nicht.

Gelegentlich zum Spaß ein anderes, von einem hiesigen Buchbindermeister verfaßt, beim Friedensfest als Transparent an seinem Hause angebracht und in schöner Frakturschrift von mir gleichfalls für jene Sammlung mitgeteilt:

Moltke, unser nützlichster Leiter,
Werder, unser tapferster Streiter,
Bismarck, unser bester Notar,
Die machten den Franzosen den Standpunkt klar."

---

[1] Die bildliche Darstellung des Wartburgkrieges in der Manessischen Lieder-Handschrift.

Viel Glück zu dem Novellenbuch[1]! Grüße, wenn Du ihm schreibst, den lieben Heyse, dann bei Gelegenheit die Herren Keller, Köstlin, Holland, Scherzer und empfiehl mich auch besonders in Deinem Hause freundschaftlich.

Mit tausend Dank Dein alter — jetzt nur gar zu alter —

E. Mörike.

Nachlaß.[2]

Ich werde so von hinnen eilen
Mit tiefgeschlossenem Visier,
Und ein paar arme, stumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.
Nach diesen werden sie mich wägen,
Verdammung sprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Busen hob,
Wie ich am schönen Tag, in guter Stunde,
Verschmelzend Geist in Geist gewebt,
Mit einem kleinen Menschenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemessen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethes Wellen fiel,
Und wie wir dann in seligem Vergessen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermütig Spiel.
Vor solchem Leben frisch und reich
Wie sind die Lettern tot und bleich!

Doch was ich mir in mir gewesen,
Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.

Hermann Kurz.

---

[1] Kurzens „Die beiden Tubus" sollten im „Novellenschatz" erscheinen.
[2] Vgl. Brief 6.

Anhang:

„Der Blättler“ — „Die Reise ans Meer“

Zwei Versnovellen von Hermann Kurz

Der Blättler[1]

Frieden brachte der Abend, die letzten Schläge des Donners
Rollten den fliehenden Wolken nach an den Bergen hinunter,
Herrlich dampfte die Flur, die erfrischten, saftigen Blätter
Tropften Demanten im Schein der siegreich scheidenden Sonne,
Und die seelenvergnügte, die unermüdliche Lerche
Schaukelte hoch sich im Netz ihrer Triller und ließ es sich wohl
sein.
Da ging ich lustwandeln hinaus, ein beweglicher Knabe,
Mich am erquickenden Duft, am Grün der Wiesen zu laben;
Mein Buchdrucker, der wandelnde Kinderfreund, war mir zur
Seite,
(Gerne vertraut' man mich ihm) der willkommene Märchen-
erzähler;
Denn viel Städte hatt' er gesehn und die Sitten der Menschen,
Viel auch erlebt Seltsames im wechselnden Schwung der Ge-
schicke,
Also schlenderten wir den schmalen, gewundenen Pfad hin,
Der, von Hecken begrenzt, sanft gegen das Freie hinauffsteigt,
Ringelgäßchen genannt von den fleißigen Bürgern der Reichs-
stadt,
Die er durch Obstbaumgüter zu Wiesen führet und Äckern.
Auch begegnet' uns mancher, sein Tagwerk sorglich beschließend,
Denn die Früchte trugen sie nun in Körben nach Hause,
Die der hastige Wind mutwillig vom Baume geschüttelt;
Und mir reizten die Äpfel mit lieblichem Dufte den Gaumen,

---

[1] Vgl. S. 78, 85, 115 f., 122, 129, 148.

Der, vom Gewitterregen entlockt, herzstärkend herandrang,
Doch ich lauschte der Sängerin still, die aus blaulicher Höhe
Unaufhörlich zu uns in Freuden plauderte. Seitwärts
Blinkte silbern der Fluß im grünen Grunde des Blachfelds,
Und mit goldenem Haupt uns entgegen strahlten die Berge.

So im Innern befriedigt, verloren in Horchen und Schauen,
Traf mich plötzlich ein Ton, der, ungewöhnlich dem Ohre,
Hinter dem Hage, der Lerche Gesang unterbrechend, hervorkam,
Für die Flöte zu scharf, doch zu weich für die Kehle des Vogels,
Langaustönend und dann süßschmetternd in Sprüngen verschmolzen.
Und ich fragte den Alten erstaunt: Freund, sagt mir, was ist das?
Lächelnd nickt' und versetzte darauf der Treffliche: Das ist
Nationalmusik, es bläst ein Bursch auf dem Blatte —
Doch indem er noch spricht, da fesselt ein seltsamer Anblick
Mir die Augen und zwingt den Fuß im Boden zu wurzeln.
Eben bog ich, den Schritt voraus, um die äußerste Ecke,
Wo das Gäßchen ins Freie sich mündet, da sitzt eine greise
Geisterhafte Gestalt auf einer steinernen Ruhbank,
Selber ein Stein, ohne Regung, mit weithinstarrenden Augen,
Endlich die Hand zur Wimper erhebend, als gält' es den Schatten
Einer Träne hinwegzuwischen. Ich wandte mich sprachlos,
Schüchtern zu meinem Begleiter herum, der zog mich zurücke,
Flüsterte: Seltsam trifft sich's! da ist das Kupfer zum Texte!
Dieser lauschende Greis im blauen, zerrissenen Kittel
Steht mit jener Musik in sonderbarer Verbindung;
Wer erriete sein Leid, wenn er blasen hört auf dem Baumblatt?
Bleiben wir stehen, gedeckt vom Hag, daß er uns nicht vernehme,
Und ich erzähle die wundersame Geschichte vom Blättler. —

Also hielten wir still, ich blickte scheu durch die Zweige.
Auf die Erscheinung, die immer versunken noch lauschte dem Liede,
Während der Wind mit den spärlichen weißen Locken sein Spiel trieb.
Und mit gedämpftem Tone sofort begann mein Rhapsode:

Ungefähr sechzig Jahre sind's, daß der rüstige Peter
In die Fremde ging und unter die russischen Fahnen.
Der war nun von der sämtlichen ausgelassenen Jugend
Unserer guten Stadt der flinkste, verwegenste Bursche,
Stets bei tollen Streichen voran, dazu von den Mädchen
Gerne gesehen; denn hübsch, das war er, galant in Manieren,
Und auf dem Blatt wußt' er die tüchtigsten Weisen zu spielen;
Darum war er gesucht und gefällig beim Tanz auf dem Rasen,
Und hat als Tanzmusikant wie manchen Walzer geblättelt!
Doch auf einmal verlor er den fröhlichen Mut und die Ruhe,
Hielt sich allein, kopfhängend: — es war ihm zu wohl in der Heimat,
Und so lief er hinab und nahm Handgeld bei den Russen.
Damals brannte der Türkenkrieg, viel banges Gerede
Ging im Reich umher von den Nasenabschneidern und Heiden;
Sorg' und Leid war bei uns um den Naseweis, und wenn am Sonntag
Von der Kanzel es hieß im alten Kirchengebete:
„Uns vor dem Türken bewahr'!" da gedachte man oft an den Peter.
Und er hatt' es auch nötig, fürwahr! denn wenige Monden
Stand er im Feld, hatt' auch in zwei oder dreien Affären
Ritterlich sich gehalten, wie'n Landsknecht; aber mit einem
Kam's zur ernstlichen Schlacht: die sichelförmigen Säbel
Mähten die Kreuz und Quer, da ward mein Peter gefangen.
Und nun hieß es ein Glück, wenn's nicht um Ohren und Nase,
Nicht um den Hals ihm ging, oder wenn er nicht zugestutzt wurde,
Ländlich sittlich den türkischen Frauen Gesellschaft zu leisten.

Doch es erging ihm noch mild: er fiel in die Hand eines Bassen;
Dem gefiel der schlank- und derbgegliederte Bursche,
Und er beschloß ihn nach Haus auf seine Güter zu senden,
Wo ihm auch der Friede, der alle Gefangenen freisprach,
Nimmer zustatten kam, denn er war ausdauernd und tüchtig,
Auch zu dem rauheren Werke geschickt; so ward er verheimlicht.

Nun war der Peter ein Sklav: was ihm einst zu Hause nicht anstand,
Lehrten ihn jetzt die Türken, nicht immer mit tröstlichem Zuspruch,
Karrenziehen und Mähen und Jäten und Graben und Hacken.
Weil er auch sah, so steh' es einmal und sei nicht zu ändern,
Bot er geduldig den breiten Rücken den Schlägen des Schicksals,
Und war fleißig vom frühen Morgen bis spät an den Abend;
Doch wenn die Wächter gelegentlich ihn aus den Augen verloren,
Saß er betrübt im Mais und gedachte der schwäbischen Knödel.
So nun ruht' er einst aus mit kummervollem Gemüte,
Trocknete sich den Schweiß, der ihm reichlich floß von der Stirne,
Seufzte zuweilen und sog begierig die Kühle des Abends.
In den Bäumen flüsterte leise der Wind, und auf einmal
Wirft er ihm neckisch ein Blatt in die müden Hände herunter.
Er, im Gemüt betroffen, besieht's, als wär' es ein Landsmann,
Und die heimischen Weisen, die Tänze, die Jugendgenossen
Führt er vor seine Seele zurück mit stürzenden Tränen:
So allein! in der Fremde! mißhandelt! — Doch mitten im Jammer
Fällt es ihm ein zu sehn, ob die morgenländischen Blätter
Auch musikalisch sei'n; er setzt das Blatt an die Lippen
Und beginnt: Wer nur den lieben Gott läßt walten —
Aber das Blättchen erklang, man konnt' es nicht schöner verlangen!

Süß, durchdringend, als wär' es im Herzen von Schwaben gewachsen!
Und der Peter, der spielte sein Lied voll staunender Freude,
Führt' es getrost hinaus mit zierlichen Trillern und Schnörkeln,
Und handhabte sein Instrument mit alter Gewandtheit.
Da kam eben sein Herr, der Türk, in den Garten gegangen,
Am anmutigen Abend ein wenig sich noch zu verlüften;
Und er vernahm fremdartige Töne, so wie sie noch niemals
In der ganzen türk'schen Musik ihm zu Ohren gekommen,
Ging dem Laute nach, doch wie er den Sklaven erblickte,
Der dem gewöhnlichsten Blatt so süße Weisen entlockte,
Stand er erstarrt, dann gebärdet' er sich und schrie wie besessen:
Allah ist groß! und schleuderte hoch in die Lüfte den Turban,
Tanzte mit feurigen Augen umher und fliegendem Kaftan,
Zog den erschrockenen Peter am Kleid, und mit seligem Lachen:
Christ, musiziere doch fort! rief er stets: musiziere mir wieder!
Das läßt Peter sich nicht zum zweiten Male gebieten,
Blättelt mit Macht, als müßte die ganze Türkei ihn vernehmen,
Wie's in den Kopf ihm kommt, durcheinander, geistlich und weltlich.
Jetzo rennt das Gesinde herbei, und der Herr und die Knechte
Jubilieren und springen, als wären sie sämtlich betrunken,
Geben die Hände sich und umtanzen den blättelnden Peter.

Nun war sein Glück gemacht; aus dem Pfluge der niedrigsten Knechtschaft
Ward er nun ausgeschirrt und gehüllt in köstliche Kleider;
Ruhige Tage genoß er im Schatten des weiten Palastes,
Durft' auf behaglichen Kissen die schmeichelnden Stunden verdehnen,
Und nahm Speis' und Trank nach seines Herzens Gelüsten;
Aber des Abends, wenn mit seinen Gästen der Bassa
Festlich tafelte, saß mein Peter auf fürstlichem Teppich
Mit verschlungenen Beinen, und blättelte, jenem vergleichbar,

Der mit dem goldenen Horn die Sarazenen beherxte;
Denn so wie er begann, vergaßen die Türken zu schmausen,
Rissen die Augen auf und riefen: Großer Prophete!
Regten die Glieder im Takt und machten närrische Sprünge.
So verging ein Jahr; der Peter, geehrt und gepriesen,
Blies die herrlichste Tafelmusik vom Blatt, ohne Noten,
War wie ein Kaiser bedient; ein eigener Blattlieferante
Mußte ihn täglich vom Baume mit frischen Blättern versorgen,
Und die Türken, die horchten und bankettierten in Freuden.
Da berief ihn sein Herr und sprach mit gnädigen Worten:
Christ! ein Jahr hast du uns mit deinem Zauber ergötzet,
Dess' sind wir gnädig gewillt, uns erkenntlich dir zu bezeigen:
Bitt' eine Gnade dir aus! Was es sei, es soll dir gewährt sein.
Sag', was begehrest du? — Mein Peter bedachte sich nicht lang,
Kreuzte die Arm' auf der Brust und sprach: Ich bitt' um die Freiheit! —
Fiel dir nichts anderes ein? — mit gerunzelter Stirn' rief's der Bassa:
Aber du hast mein Wort, ich muß dir die Bitte gewähren.
Christ, du bist frei und kannst gehn, wohin die Winde dich führen,
Aber hör' an, was ich dir zu deinem Nutzen erbiete:
Diene mir noch ein Jahr, und ich will dich reichlich belohnen. —
Peter neigte das Haupt, es war ihm ein gütlicher Vorschlag,
Widerspruch schien ihm gefährlich, und lockend war die Belohnung.
Also blieb er ins andere Jahr und harrte mit Sehnsucht
Auf den letzten Tag und die Wiederkehr in die Heimat.
Als nun das Jahr verstrichen, da trat er mit Bitten zum Bassa;
Christ, noch ein Jährchen! sprach dieser: ich will es dir fürstlich belohnen.
Und so hieß es im dritten, im vierten, so hieß es im fünften,
Immer: nur noch ein Jahr! und der Peter konnt' es nicht weigern.

Jetzo hatt' er bereits sechs Jahr' bei den Türken geblättelt,
Seine Walzer verlernt und lauter Trübsal geblasen,
Da erblickt' er ein christliches Schiff im Hafen vor Anker.
Jetzo riß ihm die lange Geduld! er stampfte den Boden
Und verfluchte sein Los, verfluchte den türkischen Kunstsinn.
Wie es nun Abend wird, so versammeln die Türken sich wieder,
Und begehren ein munteres Lied. Ja, dachte der Peter,
Munteres Lied! Ihr habt gut reden, ich dien' euch mit Liedern
An sechs Jahre schon, das erst' als Sklave, die andern
Als Freiwill'ger, um Gotteslohn, den vergelt' euch der Teufel!
Wär' ich nur fort! doch es fehlt mir an Geld, um nach Hause zu kommen.
Und das Schiff ist parat! O du lieber Augustin! — Plötzlich
Fällt ihm das Klaglied ein, das lustige, lange vergess'ne,
Das er so oft beim Tanze den lachenden Paaren geblasen,
Und er nimmt das Blatt vor den Mund, halb knirschend, halb lachend,
Bläst: O du lieber Augustin! — Und wahrlich, er hatte
Keinen schlechten Patron in seinen Nöten gerufen!
Denn der Heil'ge versetzt' in solchen Taumel die Türken,
Daß sie ärger als je sich gebärdeten: wirr durcheinander
Flogen sie und umarmten sich heftig und warfen einander
Über den Haufen und rafften sich auf mit tollem Gejauchze;
Und der Blättler, es sehend, rief immer dem Augustin lauter,
Bis, erschöpft von dem Tanz, und vom Weine betäubt, den sie alle
Wider des Propheten Gebot unmäßig genossen,
Auch der letzte der Heiden wie tot auf den Boden dahin sank.
Als er den Heiligen spürt, da nimmt er nicht Zeit sich zum Danken,
Klettert über die Schläfer hinweg, und fort ist der Peter!
Draußen sieht er sich um: es führt der Weg ihn zur Freiheit
Gar zu bequem am Schatzgewölbe des Bassen vorüber,
Und er mag's nicht verschmäh'n: zum Angedenken und Lohne,
Den er ja redlich verdient, auffackt er von Gold und Juwelen,
Was ein rüstiger Mann sich mag zumuten. Im Mondschein

Eilig gelangt er zum Strand, und ruft, und ist auf dem Schiffe,
Kommt mit dem Kapitän überein und segelt von dannen.
(Aber den Schatz verbarg er! Am Ort, wo der Bürger von Schilda
Sicher sein Herzblech trug, von dem witzigen Schneider befestigt,
Hatt' er ihn eingenäht, und zwang sich beständig zum Sitzen.)
Glücklich erreicht er die Heimat, er kommt, und alle mit Staunen
Sehen auf ihn und rufen: der Peter ist wieder gekommen!
Jetzt erzählt er zu Haus, wie wunderbar's ihm ergangen,
Schert sich den Bart, sieht sich um, nimmt ein Weib, ihm konnt' es nicht fehlen,
Kauft sich Güter und siedelt sich an, ein geachteter Bürger,
Und man nennt' ihn hinfort den reichen TürkentromPeter.

Aber vernimm nunmehr, wie traurig das Blatt sich gewendet!
Peter saß jetzt warm und war im vergnüglichen Leben,
Sich und andern zugut, ging mancher Taler im Rauch auf!
Doch sein Weib war sein Haupt und hielt das Seine zu Rate.
Lange haust' er so und ward alt in mäßigem Wohlstand,
Da erkrankte die Frau und ging ins ewige Leben.
Bitterlich weint' er um sie, und nun, sein Alter in Ruhe
Hinzubringen gemeint, verteilt' er die Habe den Kindern,
Mit dem einz'gen Beding, ihn wechselsweis' zu ernähren;
Aber die, wie sie nun sich sehn im süßen Besitze,
Schließen die Herzen zu und verweigern dem Alten die Atzung,
Denn er sei ein Verschwender, durch den sie um vieles gekommen.
Wie ihm nun sei, sie handeln nicht recht! denn er ist ja ihr Vater,
Und von ihm nur kommt, was sie haben und was sie genießen.
Also setzt' ihn der Rat, er konnt' ihr Beginnen nicht hindern,
In das Waisenhaus, den Greis vor dem Hunger zu schützen.

Kümmerlich geht er einher, gern wandelt er einsam im Freien,
Und am Abend, wenn noch ein fröhlicher Bursch auf dem Blatt bläst,
Sitzt er draußen betrübt und gedenkt der vergangenen Zeiten.

Also sprach der Erzähler, es waren die Töne verklungen.
Tränen im Auge schlüpft' ich und Leid im Herzen zum Greise,
Der auf dem Steine saß, als lauscht' er der Weise noch immer,
Regungslos, und drückt' in die abgemagerten Hände
Den sonntäglichen Groschen, bestimmt für den Bücherverleiher,
Dem ich lesebegierig sonst zuwandte die Barschaft —
Denn ich hatte ja heut' im lebendigsten Buche geblättert.

Die Reise ans Meer[1]

Lucie! wenn dir's gefällt — das letztenmal sind wir gefahren
Über das Meer, nach Osten, da hab' ich im Zeichen des Halbmonds
Dir auf dem heimischen Blatt ein seltsames Liedchen gepfiffen;
Diesmal geht's nicht so weit, durch mitternächtige Gauen
Führ' ich nur bis ans Meer dich hinan, dort endet die Reise —
Willst du mir folgen, so komm! wir laufen vom Stapel der Reichsstadt,
Stets von der Reichsstadt aus, so will es die launische Muse!
Hinter zerfallenen Mauern dort, von Gärten umgeben,
Wo der Gänseweiher in sumpfiges Grün sich verkleidet,
Siehst du das rote Häuschen steh'n mit spitzigem Giebel?
Fast ans Gebirge lehnet es sich, und hinter dem Garten
Fließt der Hundegraben hinab, trägmurmelnder Welle.
Blank in der Sonne glänzen die Fenster, auf steinernen Stufen
Steigst du am Eisengeländer empor zur gebuckelten Haustür;
Aber hüte dich wohl, den metallenen Klopfer zu fassen,
Daß ferntreffend nicht der übelste Gruß dir begegne!
Denn ein seltsamer Kauz bewohnt das Häuschen, es ist ihm
Über alles verhaßt Ansprach' und der Menschen Gesellschaft.
Diese zwei nur liebt er, die Einsamkeit und das nächt'ge
Zwiegespräch mit der süßberedten vertrauten Viole.
Hast du ihn eben erblickt, wie er trotzig zum Fenster heraussah
Unter dem roten Tuch, womit er die Schläfe bewunden?
Aschgrau ist er für heute gelaunt, und ich möcht' es nicht wagen,

[1] Vgl. S. 129, 140, 147, 157 f.

Ihm, obwohl ich sein Vetter im siebenten oder im achten
Grade zu sein mich rühme, so holde Visite zu bringen!
Denn Ihr seid ihm verdrießlich, die Ihr doch unsere Halbheit
Von der gütigen Mutter so süß zu ergänzen bestimmt seid!
Aber er hält sich für ganz — so lebt er in mürrischer Stille.
Nur ein alter schweigsamer Knecht hat Zutritt im Hause,
Aber nicht weiter als bis zur untersten Stufe der Treppe!
An der hölzernen Säule, die dort gewunden emporsteigt,
Hängt er die spärliche Kost ihm auf im blechernen Einsatz,
Dann entweicht er und wünscht scheumurmelnd gesegnete Mahlzeit[1].
Doch in der Säule sind zwo eiserne Haken befestigt,
Übereinander, beweglich, bestimmt, das Essen zu tragen,
Deren untrer die schlichte gewöhnliche Speise bedeutet;
Aber stülpt er ihn um, was er jeglichen Monat einmal tut,
Ist's für den Diener ein Zeichen, den Brotkorb höher zu hängen;
Denn er liebt das Figürliche, so wie ein Mensch es gewohnt ist,
Der einsiedlerisch lebt und Mucken und Grillen beherbergt.
Dann wird am oberen Haken die Fastenspeise befestigt,
Brot und Früchte (den Trunk gibt hinter dem Hause der Brunnen),
Und er lebt drei Tage davon, sich nüchtern begeisternd;
Aber nachts, wenn der Mond am reinen Himmel heraufsteigt,
Faßt um den schlanken Hals mit glänzendem Aug' er die Freundin
Und entströmt den erregten Geist in die zitternden Saiten.
Nicht gewöhnliches Spiel, noch der harte Strich des gemeinen
Fiedlers ist ihm verliehn, der taktfest Mark und Gebein quält,
Nein, der zaubrische Ton, geweiht von der zartesten Muse!
Ja, man erzählt (und so sag' ich dir's nach, doch ich will's nicht verbürgen),
Als der Meister des Bogens, der göttliche Mann Paganini,
Endlich in unsere Hauptstadt kam auf seinem Triumphzug,

[1] Anklänge an die im gleichen Jahr erschienene Novelle Tiecks „Des Lebens Überfluß".

Hab' er — ich weiß nicht, was für ein Dämon ins Ohr ihm geflüstert —
Seltsame Mären von diesem verborgenen Künstler vernommen;
Er nun, voller Begier, den Nebenbuhler zu sehen,
Meldet sich krank von der Mühe des ersten Konzerts und verbittet
Jeden Besuch, verschließt sein Zimmer, am heimlichen Abend
Eilt er mit Extrapost die vier gemessenen Meilen,
Langt mit den Sternen an; ein einziger Strich auf den Saiten
Öffnet, ein Talisman, ihm die feindlich verschlossene Klause,
Deren Bewohner ihn gleich mit der Violine bewillkommt;
Und sie blieben die ganze Nacht zusammen, und sprachen,
Ohn' ein sterbliches Wort, in Tönen, die wütend wie Tiger
Gegeneinander sprangen mit blutig geöffnetem Rachen,
Oder sich ringelnd umspielten, wie glatte, geschmeidige Schlangen,
Oder ein Nachtigallpaar, wetteifernd, welche zuhöchst fliegt,
In dem Himmel verschwebten, im Chor der seligen Engel.
Aber die Bürger der Stadt, aus dem süßen Schlummer sich rüttelnd,
Hörten das seltsame Spiel, wie es drang durch Mauern und Dächer,
Und sie strömten herbei, den herzverwirrenden Tönen
Aus des Zauberers Haus mit scheuem Entzücken zu lauschen.
Etliche wagten sich nur an den Rand des umschließenden Grabens,
Welcher die Stadt von der Vorstadt trennt, von den Gärten und Feldern,
Andre getrauten sich's und kletterten bebenden Mutes
Über zerfallene Schanzen und Gartenmauern hinüber;
Doch der Verwegenste drang, ein junger Bursch, zu dem Baum vor,
Welcher mit breiten Armen umspannt die Ecke des Hauses;
Dort wie ein scheuer Vogel, im Schutze gegabelter Äste
Saß er und sah durchs erleuchtete Fenster ein seltsames Wesen
Mit erdfahlem Gesicht und feuersprühenden Augen,
Welches heftig hantiert' auf fremdgestalteter Geige,

Und dem Gespenste standen wie Hörner die Haare zu Berge.
Stoffel, so wie er's erblickt, mit einem Schrei von dem Baume
Rutscht er herab und erzählt sein Gesicht der versammelten Menge.
Angstvoll weicht sie zurück, und ein Greis, von allen geachtet,
Spricht kopfschüttelnd das Wort: der Gottseibeiuns ist bei ihm,
Lehrt ihn hexen und gibt ihm Unterricht auf der Fiedel:
Herr, sei seiner armen verlorenen Seele gnädig!
Und die Menge, nachdem sie die gräßliche Kunde vernommen,
Schaudernd ging sie zur Stadt, bedenklich schwiegen die Männer,
Aber die Weiber nahmen mit weinenden Augen die Kleinen,
Legten sie wieder ins Bett und ermahnten sie fleißig zu beten. —
Aber als nun am Himmel der Tag sanftdämmernd heraufkam,
Fuhr Paganini zurück, denn er war versagt auf den Abend,
Und bewegt' in der Königsstadt dämonisch die Herzen.
Doch von dem Sonderling und seinem gewaltigen Spiele
Schwieg er gewissenhaft, so hatt' er's ihm heilig versprochen.

Jetzo verlass' sein Häuschen und eile mit mir nach Jena,
Denn dort hat er studiert zu Ende des letzten Jahrhunderts,
Beiderlei Recht, wie's ihm sein Vater, der Syndikus, vorschrieb,
Doch mit geringem Fleiß — er war ein Träumer von Haus aus,
Nicht ein solcher, wie oft das Volk sie zu schelten beliebet,
Daß er hätte geträumt von hohen Gebilden der Musen,
Welche ja dazumal sich Hütten bauten am Fuchsturm!
Nein, es waren die Dichter, die Weisen waren von Herzen
Ihm gleichgültig, der nur mit seltsamen Grillen sich abgab
Und oft tagelang nach einer einzigen klatschte.
Doch (ihm werde sein Recht, und ehrlich währet am längsten!)
Damals schon verstand er den Roßhaarbogen zu führen
Und mit geübten Strichen bei nächtlicher Weile die Nachbarn

Rastlos je nachdem zu erlustigen oder zu quälen.
Aber unter den Grillen des seltsamen Kopfes war eine,
Welche wachend und schlafend, im Hörsaal und in der Kneipe,
Eigensinnig ihm, eintönig die Ohren umsummte:
Nämlich die Sehnsucht war's, in seinem Leben nur einmal,
Einmal nur am Rand des unendlichen Meeres zu stehen
Und vom sandigen Ufer die bläulichen Wellen zu grüßen!
Lächelnd siehst du mich an, wie er wohl in seinem Gehirne
Diesen Gedanken erzeugt? Ich weiß es dir kaum zu erklären!
Nur in der Schule schon früh, in der Knaben müßigem Kreise,
Dem Volksbücher, die löschpapierene Modelektüre
Jener glücklichen Stadt, gar häufig die Tristia würzten,
War ihm einstens ein Buch, von des städtischen Druckers Gewerbfleiß
Übergesiedelt mit spärlichem Recht, in die Hände gefallen:
Kupfer schmückten den Text, und „Wunderbarliche Fata
Von Seefahrern", so hieß mit roten Lettern der Titel;
Doch es erzählte das Buch, wie ein abenteuernder Deutscher,
Dem es zu Haus nicht gefiel, in den Landen müßig umherzog,
Bis er nach Hamburg kam, allwo ihm ein Seelenverkäufer
Seine Gestirn' auslegt', und ihn wies zu Steuer und Kompaß,
Wie er dann ferner zu Schiff, im harten Dienst des Matrosen,
Weithin fuhr und zuletzt, vom Orkan meerüber verschlagen,
Auf dem Brett schiffbrüchig in Satargitien ankam,
Einem entlegenen Land, auf keiner Karte verzeichnet,
Dessen König er bald durch eine entdeckte Verschwörung
Und durch ergebenen Dienst sich gewann zum gnäd'gen Gebieter,
Hohe Würden erstieg und nach dem Tode des Königs
(Wie ein Geschäftsmann oft die Witwe nimmt und die Kundschaft)
Mit der Königin sich, einer Frau in der Blüte der Jahre,
Ehlich verband und den süßen Besitz des Thrones erlangte. —
Solches pflegt' er am Ufer des Gänseweihers zu lesen,

Heimlicher Wünsche voll, und mit seltsam klopfendem Herzen:
Träumerisch blickt' er dann oft ins lehmige Wasser des Teiches,
Sah in dem grünen Blatt, das leis ans Ufer heranschwamm,
Segel und Barke, die ihn nach der Ferne zu führen gekommen,
Wo ein Thron ihm bereit und behagliche Freuden des Herrschers;
Oder wenn irgendein Frosch mit lang nachrudernden Schenkeln
Quer durchs Wasser strebte, so folgt' er ihm sinnenden Blickes
Und gedachte dabei der Ungeheuer im Meere.
Oft erwuchs aus dem Buch ihm selbst ein verdrießliches Fatum,
Wenn er zu spät nach Hause kam und das Essen versäumte,
Oder wohl gar zu den Fasten noch Prügelsuppe sich schöpfte,
Denn der Syndikus war rauhhärig, trotz der Perücke,
Die ihm das Haupt in zierlich gekräuselten Locken umwogte,
Und der einzige Sohn erregt' ihm häufig die Galle,
Als ein eigener Kopf, ein besonderer, wenig gerecht einst,
Dem er entgegen doch wuchs, dem syndikalischen Hauptschmuck.
Freilich, er saß in der Schule, die kostbaren Stunden verbrütend,
Ohne reellen Gewinn, und auch mit seiner Erholung,
Welche man gern ihm gegönnt, die gespannten Geister zu lösen,
War der verständige Mann niemals zufrieden. Entweder,
Statt mit den Knaben zu ringen und Kraft an Kraft zu versuchen,
Sah der Junge den Wolken zu, auf dem Dachgrat reitend,
Oder, wenn der Vater ihn zwang, die Genossen zu suchen,
Ließ er, die altherkömmlichen Spiele verschmähend, den Drachen
Steigen, den er aus Pappe geschickt zu verfertigen wußte,
Und wie das Ungetüm stieg, so folgte die jauchzende Jugend,
Köpfe gen Himmel gekehrt und die Füße strauchelnd am Boden,
Dem phantastischen Tand — so nannten es grämlich die Alten.
Kärglich, das sagt' ich vorhin, war ausgestattet sein Schulsack,
Und noch am letzten Tag, in der Abschiedsrede, passiert' ihm,

Zu des Vaters Entsetzen, ein Ut cum Indicativo;
Aber in einem Fach, da durft' er kecklich sich zeigen,
In der Geographie, doch kam dies nur von der Meersucht!
Denn es reizt' ihn besonders, von jedem Orte zu wissen,
Wie viel Fuß hoch über der Fläche des Meeres er liege;
Deshalb propft' er den Kopf sich voll mit unendlichen Zahlen,
Doch erlernt' er dabei die Lage der Länder und Städte.
Eines erregt' ihm stets den Kummer im fühlenden Herzen:
Seine Vaterstadt elfhundertunddreiundfünfzig
Fuß hoch über dem Spiegel des Meers gelegen zu wissen!
Da er ihr's doch so gerne gegönnt, daß die wogende Salzflut
Statt des Gänseweihers die schwärzlichen Mauern bespülte.
War doch dieses der Grund, warum er in Jena sich einschrieb!
Denn der Syndikus wollt' ihn durchaus nach Gießen befördern,
Wo er selber dereinst an den Brüsten der Musen gelegen;
Aber Jena wählte der Sohn, weil's etliche Meilen
Weniger ferne vom Meer, und niedriger etliche Fuß lag.

Also saß er einmal in seiner Kneipe des Abends,
Wie er gewohnt, am leeren entlegenen Tisch in der Ecke,
Hinter dem einsamen Glas, an Satargitien denkend.
Niemals trat er zu andern in traute gesellige Nähe,
Deutlich schlummerte schon damals der künft'ge morose
Hagestolz in ihm. Da kam ein schüchterner Homo
Novus herein, dem war's an der Stirne zu lesen — er lehnte
Seinen Knotenstock bedächtiglich hinter den Ofen,
Hing die Kapp' an die Wand und sahe sich ängstlich im Kreis um,
Kämpft' in seinem Geiste den Kampf des peinlichen Zweifels,
Ob er sich in die erhabne Versammlung zu mischen verwöge,
Die lautredend die übrigen Tische behauptete, aber
Er verwog es sich nicht; mit ungewiß zögernden Schritten
Naht' er dem einsamen Tisch, es war sonst kein leerer im Zimmer,
(So hängt oft mit dem Kleinsten das Größte zusammen) und setzte

Sich mit stummem Gruß an des Satargitiers Seite.
Eine Stunde verging in vielbedeutendem Schweigen,
Endlich besah ihn dieser mit prüfenden Blicken und fragte:
Wie lang ist man schon hier? — Zwei Wochen, erwiderte jener.
So? versetzte der andre mit gnädigem Nicken, und weiter
Frug er ihn aus nach vaterstädtischer Weise: Woher, Fuchs?
Welchem Lande entsprossen? Wer sind die werten Erzeuger?
Jener versetzte darauf: Aus Gägelow bin ich gebürtig,
Eines Schulzen Sohn, und dem Dienste der Kanzel gewidmet.
— Gägelow? wo liegt das? — Nicht weit vom Ufer der Ostsee.
— Was? nicht weit —? wie weit? — So etwa ein anderthalb Stunden.
— Anderthalb Stunden vom Meer? Du Gesegneter, sei mir gepriesen!
Welch ein Glück, am Rand des unendlichen Meeres zu weilen
Und vom beschäumten Ufer die grünlichen Wellen zu grüßen!
Sage, du hast wohl oft, ja wohl oft am Meere gestanden? —
Einigermaßen verblüfft antwortete Gägelows Hoffnung:
Nein, ich habe das Meer noch nie mit Augen gesehen.
— Was, du Unglückskind! so rief der andere zürnend:
Sprich, Ruchloser! wie ist's denn möglich? Du wohnest vom Ufer
Anderthalb Stunden nur, und hast das Meer nicht gesehen? —
Ihm entgegnete jener darauf die verständigen Worte:
Wie es so geht! was man vor den Augen und unter der Nase
Täglich und stündlich hat, das pfleget man wenig zu achten:
Also hab' ich das Meer niemals zu sehen begehret,
Welches doch nahe lag, und nur nach dem Tempel der Musen
Sehnt' ich mich immer, hieher, ganz gegen den Willen des Vaters,
Welcher mich seinem Pflug, als den einzigen Erben, bestimmte
Und die erhabenen Musen zu kostbar fand für den Beutel,
Denn nur wenig Ertrag gibt stets die sandige Flur uns;

Doch ich erzwang es von ihm, und nun muß ich mich kärglich behelfen. —
Jener sprach's, dann lehnt' er im Stuhl erschöpft sich zurücke
Und erstaunt ob dem außergewöhnlichen Flusse der Rede.
Nie gesehen das Meer! sprach dumpf und versunken der andre.
Da ermannte sofort der Gägelower sich wieder:
Nein, gesehn hab' ich's nicht, doch viel davon hab' ich vernommen;
Wann in den Winternächten ums flackernde Feuer geschäftig
Unsere Mägdlein saßen und Fabeln vom Meer sich erzählten,
Hab' ich manches erlauscht, aufschauend von Morus' Dogmatik.
Sprach's und begann von den Nymphen der Tiefe zu reden, vom Meermann,
Und von dem Totenschiff und den alten versunkenen Städten.
Wenig erbaute das den Satargitier; unwirsch
Schüttelt' er seinen gewichtigen Kopf und murmelte grämlich:
Dummer Schnack! wer mag auf so närrische Possen sich legen?
Aber das Meer nicht gesehn! ich kann es ja nimmer verdauen.
Welch ein Gedanke, den Fuß von der Brandung bespület, mit weitem
Aug' in das unermeßliche grüne Gefilde hinausschaun!
Und wenn der Anker dann, auf die knarrende Spule gewunden,
Los von dem Grunde sich reißt, sehnsüchtig die Segel sich blähen,
Und mit gewogenem Winde der Kiel auf den Wellen dahinrollt,
Meer und Himmel und Meer, blaudämmernd so weit nur der Blick reicht,
Und in der Furche folgen die Riesenfische der Tiefe!
Also rief er mit wilder Begeisterung aus und erregte
Unserem Meerentspross'nen, dem Gägelower, bedeutend
Den friedfertigen Geist, der sonst nur langsam und deutlich
War zu denken gewohnt und Beschlüsse zu fassen; jedoch tat
Auch der Wein sein Teil bei dem lechzenden Gottesgelehrten,

Denn mein Vetter brach freigebig den Flaschen die Hälse,
Da er nun endlich ein Ohr für seine Flöhe gefunden:
Hitzig sprach er ihm zu, und entwickelte weiter sein Thema,
Immer vom Meer und dann von fremden entlegenen Landen,
Wo das Glück auf den Bäumen wächst und plötzlich dem Wandrer,
Der nichts denkend vorübergeht, ganz grün in den Hut fällt.
Nicht vergaß er dazwischen die Gläser fleißig zu füllen,
Und an des andern Feuer entfacht' er die eigene Flamme.
Wag' ich es dir zu sagen, was nun das Ende vom Lied war?
Kurz will ich sein und eilig, denn geh', du glaubst es mir doch nicht! —
Also, die Mitternacht klang eben vom Turme, da fuhren
Mein Meersüchtiger und der Meerentspross'ne wie rasend
Von den Stühlen empor, zum Schrecken der andern Studenten,
Stürzten die Treppe hinab, und zum Meere! Noch heute zum Meere!
Riefen sie aus und zerhieben mit ihren Stöcken das Pflaster,
Gräßlich jauchzend, und jagten die dunkeln Straßen hinunter,
Aus den Mauern hinaus, längst waren die Lichter erloschen,
Und nur im Gartenhause des Dichters noch brannte die Lampe.

Aber bei ihrem Geschrei war ein alter Philister von Jena
Aus dem Bette gesprungen, er trat im Hemd an das Fenster,
Sah den Flüchtigen nach und vernahm noch den Ruf aus der Ferne.
Schau doch, sprach er zurück, zu der liebenden Gattin gewendet:
Schau, Karoline, die wollen ans Meer, das muß mir ein Durst sein!
Haben die halbe Nacht getrunken, nnn brennt sie's im Magen.
Euch löscht eueren Durst kein Meer! wie ist doch die Jugend
Ihren Talern so feind und der unschätzbaren Gesundheit!
Morgen erwacht ihr im Graben, dann ist euch die Hitze vergangen.
Steht auch mein Wasser am Bett? Du weißt, ich kann's nicht entbehren,

Denn ich bekomme ja nachts mein regelmäßiges Dürstlein.
Sprach's, und legte sich wieder, des lieblichen Schlummers gewärtig.

Aber die beiden, nachdem sie Jena hinter sich hatten,
Schwankten die Straße dahin, so wie zwei lecke Schaluppen
Sturmgeschüttelt sich kreuzen auf breitem Pfade des Meeres,
Bald von türmenden Wogen auf Meilenweite geschieden,
Bald von einem Stoß schreckhaft aneinander geschleudert,
Daß die Rippen erkrachen und seitwärts taumeln die Schiffe;
Und wie die Mannschaft wohl bei dem Stoße greifet zum Sprachrohr,
Notruf sich und Signal in der Nacht entgegenzuwerfen,
Also schrien die zwei, wenn sie enternd zusammengerieten,
Sich in die Rippen stoßend (der mehreren Deutlichkeit halber):
Du! ans Meer! und Ja freilich, ans Meer! und im Glauben gestärket
Lachten sie seltsam auf und verloren sich schief hinsegelnd.

Und so trieben sie hin, in der Nacht noch erreichten sie Weimar,
Wo sie sich durchbugsierten, so gut's in der Finsternis anging;
— Nicht in der äußeren mein' ich! es brannten die Straßenlaternen,
Trotzdem, daß im Kalender, ja gar am Himmel der Mond stand,
Nein, im Zwielicht war es der weinbenebelten Augen,
In der geistigen Nacht, daß sie oft die Straße verfehlten
Und hinausbegehrten, wo keine Öffnung gemacht war.
So der Gägelower, der handfest, wie ihn sein Gott schuf,
Gegen ein Haus anprallte, dem eisernen Widder vergleichbar,
Wenn er die Mauern zerbricht und den Feinden öffnet das Stadttor;
Aber er brach nicht durch: rückwärts vom Stoße geworfen,
Fiel er mit Macht, wie einst, von Zeus geschleudert, Hephästos.
Seufzend rafft' er vom Boden sich auf und rief dem Genossen:
Du! ein Haus hab' ich umgeworfen! wohlauf, es pressiert mir!

Sprach's und lief mit helleren Augen die Straße hinunter.
Jener stieß indessen auf einen geruhigen Eckstein,
Mit dem Kopf anrennend, und schrie, die Hand an der Stirne:
Gägelower, o weh! (denn für diesen hielt er den Eckstein)
Gägelower, dir gab die Natur ein granitenes Kopfstück!
Stündst du in offener See und strecktest das Haupt aus dem Wasser,
Wahrlich, es würde daran die größte Fregatte zerschellen!
Nun, so rühre dich doch und komm, hartnäckiger Meerfels!
Aber der Stein blieb stumm, so heftig er rüttelt' und schriee,
Bis der Hauseinwerfer zuletzt Laut gab in der Ferne —
Staunend reckt' er die Ohren hinaus und folgte dem Vortrab.

Endlich entwich die Nacht: lichtgraue Streifen in Osten
Zuckten wie Weberschiffchen am schlummernden Himmel herüber,
Und es verbarg sich der Mond vor Auroras wachsendem Glanze.
Schauernd erwachte die Welt, und begrüßte die Sonne, die herrlich
Nun sich erhob und die Schatten und nächtlichen Trug vor sich hertrieb.

Manches Stündlein war nun das Paar stillschweigend gepilgert,
Weit lag Weimar zurück, und drohend in bläulicher Ferne
Schob sich der Harz vor das Aug', als wäre die Grenze der Welt hier.
Aber der Ostsee Kind, es wurzelte plötzlich im Boden,
Sah in den nüchternen Morgen hinaus, und dem raschen Genossen
Rief er mit fröstelnder Stimm', und rieb sich verdrießlich die Augen:
Bruder, ich kehr' jetzt um, das war ein verteufelter Einfall!
Staunend warf sich der andre herum und redete heftig:
Schmählicher Mensch, Renegat! ich glaube, dein gestriger Vorsatz
War nur im Rausch erzeugt, und nun schilt der verdunstende Kopf ihn!

Drängt es dich so, mit langem Gesicht nach Jena zu kehren,
Wo wir gestern die Stadt mit künftigen Taten erfüllten?
Du mit dem Rufe zumal: Ans Meer! ein brüllender Seetürk!
Meinst du im Ernst, wir sollten wie abgetakelte Schiffe
Schimpflich im Port einlaufen, aus dem wir mit hellem Triumphe
Eben davon uns machten, — in einer einzigen Sturmnacht
Ungeschickt um Masten und Steuer gekommen? — und hörst du,
Hörst du ihn schon, den Gruß? „Da kommen die Argonauten!"
Nein, mich gelüstet es nicht, den Jenensern auf eigene Kosten
Eine Komödie zu geben und Spott und Schande zu ernten!
Auf denn und sieh nicht zurück, die Welt ist ja heute wie gestern!
Kecklich beschlossen und rüstig getan! so lautet mein Wahlspruch.
Wenn wir uns durcharbeiten, und denke! wenn endlich die erste
Welle den Gruß uns murmelt, ist jegliche Mühe vergolten.
Kennst du den Vers? von der Schule her schmerzt er mich noch in den Händen:
Perfer et obdura! labor hic tibi proderit olim.

Sprach's und faßt' ihn am Arm. Dem war noch der Geist nicht verdampfet,
Beide, der Geist des Weins und der sektenerzeugende Schwarmgeist!
Aber der Gägelower, das Haupt auf den Busen gesenket,
Folgte geduldig nach, wie ein Schäflein folget zur Schlachtbank.

Fürbaß gingen sie nun und förderten ernstlich die Schritte,
Und bald waren sie unter den waldigen Kuppen des Harzes.
Wenn du sie hättest gesehn, wie sie kletterten über die Felsen,
Durch die Täler sich wanden, die Blicke zu Boden geheftet,
Nachdenksam, überhängend, der Rädelsführer besonders,
Welcher sich vorwärts bog, wie die Wünschelrute sich neiget,

Wenn ein geheimer Zug Goldadern ihr zeigt in der Tiefe,
Wahrlich, du hättest gemeint, zwei entlaufene Knappen zu schauen,
Gierig suchend, auf eigene Hand, nach den Schätzen des Berggeists.
Und die wären, fürwahr! den Schluckern zustatten gekommen,
Denn es zeigte sich bald, in der einsam gelegenen Schenke,
Wo sie mit schimmelndem Brot und saurem Bier sich erquickten,
Daß zu versiegen die Quelle begann des gebietrischen Geldes —
Nicht dem Gägelower! wie könnte der Brunnen vertrocknen,
Welcher ja niemals floß! — doch der Satargitier seufzte,
Während er tief auf der Börse Grund, der geräumigen, wühlte:
Höll' und Teufel! das hab' ich vergessen; doch komm', es tut auch nichts!
Wenn mich Fortuna verläßt, so weiß ich mir selber zu helfen! —
Ein Bergstädtchen erreichten sie nun, da stieg er zum Krämer,
Kaufte sich Pappe und buntes Papier um den Rest des Vermögens,
Trug es auf's Feld hinaus und begann zu hantieren und kleistern,
Während der Gägelower mit großer Verwunderung zusah;
Nicht zwei Stunden verflossen, da ging aus den Händen des Künstlers
Eine Klapperschlange hervor, entsetzlich zu schauen,
Riesenmäßigen Leibs, mit drohend geringeltem Schweife!
Blutrot blitzte die Zunge, doch waren die Augen geschlossen,
Denn hier fehlt' es am Stoff! und das Untier war ja gestorben.
Nun belud er mit ihr die breiten Schultern des Bruders,
Welcher sie weit umher, auf Dörfern und einsamen Höfen,
In dem verriegelten Land unkundigen Leuten zur Schau trug,
Aber er sprach den Text und gab vor, sie seien Matrosen,
Welche dies greuliche Tier in Afrikas Wüsten getötet;
Also erhielten sie sich und hatten überall Zulauf,
Ziemlich erwarben sie auch des unentbehrlichen Geldes,
Oder wo dieses gebrach, da empfingen sie Nahrung und Obdach.

Auf und nieder ging die unbesiegbare Sonne,
Nach den Wanderern blickend, und sah sie, dem nördlichen Himmel
Näher und ihrem Ziel, auf der Lüneburgischen Heide.
Lange schritten sie zu, doch der Gägelower, der allzeit
Sich in dem Nachtrab hielt, mit der Klapperschlange beladen,
Murrend hemmt' er den Schritt und sprach die verdrossenen Worte:
Einen geschlagenen Tag sind wir nun in der Wüste gewandert,
Haben kein sterbliches Auge gesehn, noch Spuren der Menschen,
Kein Gehege, kein Haus, kein Essen, nicht warmes noch kaltes!
Fahre der Teufel ans Meer! hier hast du ja eigentlich alles,
Was dein Herz nur begehrt, ein unermeßlich Gefilde,
Himmel und Fläche rings, graudämmernd, so weit nur der Blick reicht!
War es nicht so? nun laß uns denn auch, nachdem wir's gesehen,
Heim zu den Musen kehren, und ach! zu den Töpfen Egypti! —
Aber der andere zog den Sträubenden weiter und sagte:
Wer da glaubt, wird schauen! komm her, ich erzähle dir etwas:

In dem türkischen Krieg, mit Suwarows Fahne gezogen,
Focht ein junger Schwabe, von Sindelfingen gebürtig;
Dieser, im Sturme der Schlacht von seiner Truppe verschlagen,
Irrte durchs feindliche Land in Nacht und trauriger Öde
Und gedachte der heimischen Gaun und der lieben Gefreundten.
Endlich sah er ein Licht von fern durch die Finsternis blinken,
Folgt' über Stock und Stein, und erreicht' ein einsam Gehöfte.
Dort nun klopft' er ans Fenster und rief aus ehrlichem Herzen:
Nichts für ungut! he! ist kein Sindelfinger vorhanden?
Siehe, da öffnet das Fenster sich schnell, und in schwäbischer Zunge
Grüßt ihn ein Weib und ladet ihn ein, das Haus zu betreten:
Freilich, in Sindelfingen, da sind wir alle zu Hause,
Ich und mein Mann sind daher, dann müssen's die Jungen wohl auch sein!
Ist er einer, so sag' er den Namen und nenn' er die Sippschaft! —

Und er tat's. Da schlug sie vor Freuden die Hände zusammen:
Jesus! Er ist ja mein Vetter! Er ist wohl am Ende der Gottlob,
Der in der Wiege noch lag, da wir Sindelfingen verließen!
— Freilich, der Gottlob bin ich. — Da gab's unmöglichen Jubel,
Auch Milchsuppe dazu, das erste der Ehrengerichte,
Die das entlegene Haus und die schwäbische Küche vermochte;
Aber sie wurde gewürzt durch Erzählung des seltsamen Sternes,
Welcher zu diesen Stätten die Ausgewanderten führte,
Und durch des Gastes Bericht von der Sindelfingischen Heimat.
Bis an den Morgen plauderten sie, da kamen der Base
Mann und Söhne nach Haus, und begrüßten den schwäbischen Vetter;
Doch in der nächsten Nacht, von dem finstersten Himmel geschirmet,
Brachten sie glücklich ihn durch den Feind zu den christlichen Waffen.
Jener aber, nun erst, wie er still das Ereignis bedachte,
Kam es ihm wunderlich für, daß seine falsche Parole
Just das Signalwort war und verwandte Laute hervorrief;
Aber er lernte daraus, und auch du, Freund! laß dir's gesagt sein:
Schwaben sind überall, und überall Hilfe, wo Not ist!

Und kaum hatt' er das Wort, wie durch Eingebung gesprochen,
Sieh! an der Landschaft Rand, im nebligen Lichte des Abends,
Stieg ein Schäfer empor, auf den krummen Stecken gebogen,
Seinen Hund an dem Strick, und von magern Schafen umweidet.
Siehst du den Helfer dort? Heidschnucken sind sein Gefolge!
Rief des Syndikus Sohn: und bin ich nicht ein Prophete?
Laß uns denn, dir winket ein Ziel, rasch laß uns hinangehn! —

Und sie schritten entlang und verdoppelten rüstig die Schritte:
Nur noch mit einem Auge vom Rande der Heide herüber
Blickte die Sonne, dann schloß sie es schnell, und es lagerten ringsum

Schatten und Dunkel sich, da erreichten die Pilger die Herde.
Aber der Gägelower (Verzweiflung regt' ihm den Witz auf)
Donnernd rief er von weitem schon dem Schäfer entgegen:
He, Freund! seid Ihr etwa von Sindelfingen gebürtig?
— Daß ich nicht wüßte! — Gleichviel! nun jedenfalls gebt uns
zu essen! —
Staunend blickte der Schäfer ihn an, und langt' aus dem Sacke
Pumpernickel hervor und dazu westfälischen Schinken,
Schnaps auch, das edle Getränk, und bot's gutherzig den
Fremden,
Welche sofort einhieben wie hungrige Löwen der Wüste.
Aber nachdem sie das Herz mit Trank und Speise beschwichtigt,
Fragte der Schäfer: Woher und wohin? und was ist das
Gewerbe?
Denn er hätte sie fast für Handwerksbursche gehalten,
Nur verwirrt' ihn die Schlang' im Gewebe der leisen Gedanken.
Aber der Gägelower, in gänzlich verwegener Laune,
Sprach: Seefahrer sind wir, und gleicherweise zuweilen
Auch Landfahrer, wie eben anitzt! und binden den Leuten
Schlangen und Bären auf, so daß wir uns selber verwundern.
Seht nur die Schlange hier, die haben wir lustig gefangen
Hinten in Pappenheim, da wo der Kleister zu Haus ist;
Dieser hat ihr den Magen verstopft, da ließ sie sich greifen.
Darum muß sie ans Meer: vom ersten salzigen Tropfen,
Den ich mit dieser Hand in den grausigen Rachen ihr träufle,
Geht ihr der Kleister ab, dann gibt's ein mächtig Spektakel! —
Aber der Schäfer stand, nachdem er die Worte vernommen,
Wirbelnden Hauptes da, mit den Fäusten dasselbe sich haltend:
Wäre das alles wahr? so wandt' er sich zweifelnd zum andern;
Der, nur wenig erbaut, antwortete kurz und verweisend:
Wunder gebiert das Meer, und noch viel größre denn dieses. —
Schlafenszeit war indes gekommen, der gastliche Schäfer
Hüllt' in wollene Decken die müden Glieder der Fremden,
Legte sich dann mit dem Knecht in die wärmenden Reihen der
Schafe,
Und der Hund bewachte den Schlummer der Menschen und Tiere.

Als früh morgens der Tag durch zimmerischen Nebel sich drängte,
Wachten die Wanderer auf und sahen den Schäfer beschäftigt,
Einen Schöps zu braten, der frischgeschlachtet am Pferch lag;
Lustig flackert ein Feuer, aus Heideblumen und Reisig,
Und bald dampfte der Braten am Spieß, und lagen die Stücke
Saftig umher auf der Haut, da setzten sich alle zum Schmause.
Als nun der Hammel verzehrt, und erschöpft in der Flasche der Schnaps war,
Griff der Schäfer zum Stock und schnallte den ledernen Gurt um,
Reisefertig, und sprach, zum Gägelower gewendet:
Wenn es euch nichts verschlägt, so bin ich von der Gesellschaft!
Lang schon hab' ich es satt, dem Vater die Schafe zu hüten,
Und vor allem wünscht' ich die Wunder des Meeres zu sehen,
Deren Beschreibung mir gestern das Herz im Busen erregt hat. —
Aber der Gägelower, mit einem inneren Hilfschrei,
Blickte den Bruder seitwärts an, der zuckte die Achseln;
Da ermannte sich jener und sprach zu dem harrenden Gastfreund:
Seid willkommen! voran! denn „wer da glaubet, wird schauen!"
Nun erhoben sie sich, der Schäfer streute den Tieren
Futter zum Abschied hin, und befahl dem Knaben die Herde.
Aber der Gägelower, indem er die Schlange sich auflud,
Sagte dem Bruder ins Ohr: Ein Narr macht andere zehen!

Also brachen sie auf, und durchwanderten eilig die Heide,
Und herbergten, so oft der Hunger es fügt' und der Zufall,
Eingeführt von dem Schäfer, bei seinen Standesgenossen.
Aber wenn die neugierig das Ziel des Weges erforschten,
Bracht' er verworrene Mären und seltsam reizendes Zeug vor,
Also daß mancher Hirt ungeladen dem Zuge sich anschloß,
Und die Heideschnucken verlassen zu Hunderten irrten.
Vorwärts schob sich die Fahrt und vorwärts, immer im Sturmmarsch!

Vorn an der Spitze trabten die Helden, gehetzt von der Meersucht
Und von dem bösen Geist, der tückisch im Nacken sie faßte,
Denn was den Schäfer zuerst an ihre Fersen geheftet,
Rollte den dicksten Knäul von Gläubigen wieder um den auf,
Ach, und hinten nach Art der Lawinen wuchs das Gefolge!
Da war nicht zu entfliehn, da half kein Drehen und Winden:
So wie ein Pflock, an den Schwanz der geneckten Katze gebunden,
Oder ein Zopf im Rücken des ungeduldigen Trägers,
Immer in jegliche Krümme sich schmiegend folgte der Anhang.

Also rollet die Welt! so wachsen die schnellen Gedanken!
Mürrisch und unwirksam, Einsiedlern fast zu vergleichen,
Sind sie zuerst, doch in günstiger Stunde, wenn plötzlich das Eis schmilzt,
Folgt Übereinstimmung von einem und etlichen Freunden,
Andere schließen sich an, und der erst unscheinbare Tropfen
Reißt sich als mächtiger Strom in das breite Bett der Geschichte.
Ja, da schwimmst du nun mit! und willst du dich sträuben, ersäufst du.
Drum, o bedächtige Männer, ihr Feinde von albernen Streichen,
Laßt die Gedanken nicht los! denn ein losgelass'ner Gedanke
Ist wie die Kugel, die unwiederbringlich und blind aus dem Rohr fährt.
Ist sie heraus, dann ist sie, mit Ehren zu melden, des Teufels:
Dieser führt sie wohin's ihm beliebt und wo sie den größten
Unfug stiftet, zumal nach dem Kopfe des eigenen Schützen.

Solches bedachten die zwei, fruchtlos im Geiste sich quälend,
Während mit jedem Tag ihr Anhang neu sich vermehrte.
Denn nachdem sie die spärlich bevölkerte Heide verlassen
Und im bebauten Land sich zwischen der Weser und Elbe
Seewärts weiter bewegten, da gab's Kundschaft zum Verzweifeln!
Überall staunten die Leute den seltsam rennenden Trupp an,

Reichten Nahrung und fragten, und liefen aus Feldern und Dörfern
Müßig und wundergierig herbei, und folgten dem Kreuzzug
(Denn das schien er nun bald), und es wälzte wachsend die Masse
Sich, wie ein wanderndes Volk, in welthistorischer Größe.
Schon auch waren die Ämter verteilt, das Ordnen des Zuges,
Sorge für Mundbedarf, und sodann des Empfangnen Verteilung.
Diese geschah des Abends, dann lagert' im Freien der Zug sich,
Ruhe suchend und Schlaf, denn milde waren die Nächte.
Aber des Morgens früh, wenn kaum sich der Osten erhellte,
Brachen sie wieder auf und wanderten bis an den Abend:
Flüsternde Sagen belebten den Schritt, und flogen die Reih'n durch,
Sinnige, tiefer schon durchsäuselt von heimlicher Seeluft,
Von dem Kraken erzählend, der inselähnlich sich zeige,
Andre von Meerjungfrau'n, die gesellig an's Ufer geschwommen,
Andre vom Glockengeläute, das wieder in nächtlicher Stille
Dumpf aus dem Meer auftauche, Winetas Türmen entklingend.
Aber die Klapperschlange, der Wunderwelt eingebürgert,
Schwebt' als Banner voran, uud neben ihr über die Menge
Ragte die hagre Gestalt des Satargiten herüber.

Nunmehr waren sie links nach Bederkesa gedrungen,
Einer bescheidenen Stadt, zum Lande Hadeln gehörig:
Eben nahte sich schon, von neubegieriger Menge
Rings umgeben, der Zug den Toren, da trat ein Matrose
Aus dem Kruge hervor, der draußen frei vor der Stadt liegt;
Silbern glänzten die Locken des Manns, auf der faltigen Stirne
Stand Erfahrung geschrieben: er bat die Wandrer um Auskunft,
Wer sie seien und was sie gedenken — und Auskunft ward ihm,
Fabelhaft, unglaublich, so wie man den lästigen Frager
Mit der geflügelten Kuh zu beleidigen pflegt und zu schweigen.

Ärgerlich trat er zurück, doch wie er vernahm, daß es Ernst sei,
Stellt' er sich quer in den Weg, und beschwor den verblendeten Haufen,
Umzukehren zu Weib und Kind und Haus und Gewerbe
Und nicht gewissenlos die kostbare Zeit zu vergeuden.
Komm' ich ja doch, so rief er, geraden Weges vom Meere,
Hab' in den letzten Wochen als Schiffer und Lotse die ganze
Nordsee weit bis nach Osten entlang dem Lande befahren,
Kenne jegliche Bucht und benenn' euch die winzigste Sandbank,
Aber von derlei Zeug hab' ich auch kein Wörtchen vernommen.
Wendet euch, Kinder, und geht ein jeglicher seinem Beruf nach,
Denn so könnt ihr den Stern nicht lang mehr treiben: es mischen
Sich die Behörden drein, dann gibt es verdrießliche Händel.
Segel gehißt! und das Steuer gedreht! und viel Glück auf die Heimfahrt! —
Aber die Menge verstand das Befehlswort übel und stürzte
Sich mit Wut auf den Warner, der wäre zu Fetzen gegangen,
Hätt' ihn der Krugwirt nicht von hinten am Jäckchen ergriffen,
Rasch in das Haus gezogen und dort vor der stürmenden Volkswut
Unter schützenden Bündeln des Heu's auf dem Boden verborgen.

Jetzo suchte der Zorn der aufgerüttelten Menge
Sich ein anderes Ziel, — dem Mühlstein ähnlich, der etwas
Quetschen und malmen muß, sonst würd' er sich selber zerreiben.
Nun erst kam es den Klügern in Kopf, die Rede des Seemanns
Näher zu untersuchen und ernstlich die Führer zu fragen:
Wahrheit! tönte der Ruf, und ging wie ein Sturm durch die Menge.
Nunmehr wurden die beiden umringt, nicht eben mit Anstand,
Angeschrieen mit unreputierlichen Worten und Blicken,
Daß es den Satargiten verdroß, der redete kurzweg:
Wahrheit wollt ihr? nun ja! von all den erwarteten Wundern
Werdet ihr freilich nicht das mind'ste zu schauen bekommen,
Aber wer hat euch geheißen an diese Possen zu glauben?

Dünkt das unendliche Meer, mit seinem Walde von Masten,
Seiner Geschöpfe Welt auf blauem Grunde sich wiegend,
Dünkt es ein Wunder euch, so folgt mir, ich führ' euch zu Wundern!
Aber wenn euer Herz nach seltsamen Dingen begehret,
Raupengeheuerlich, toll, und abgeschmackt insbesondre,
Solche könnt ihr euch selbst zurichten, mit wenigem Aufwand:
Schwänze heftet euch an, und knöpft euch das Kleid auf dem Rücken,
Streckt die Zungen heraus, soweit der Hals sie hervorgibt,
Schneidet einander Grimassen, versucht auf den Köpfen zu stehen,
Sämtlich in Reih' und Glied, und so betrachtet das Wunder!

Aber das freche Wort beschwor nur den Sturm aus der Tiefe,
Furchtbar brach er nun aus, auf ein schuldlos Haupt sich entladend:
Gegen den Lästerer drang schlagfertig die zürnende Menge,
Schimpfliche Worte fielen, von Leutbetrügern und Gaunern,
Aber es blieb nicht bei Worten, schon hoben sich Knittel und Stöcke,
Da trat einer vom Volk dem Bedrängten starr gegenüber,
Eine riesige Keule mit nervigen Fäusten bewegend,
Und es war, o Schrecken! der Lüneburgische Schäfer,
Welcher zuerst geglaubt, der Unterstifter der Sekte.
Schweigend führt' er den Hieb, auffing ihn Gägelows Kleinod,
Vor den Bruder gepflanzt, mit geschicktem Schwunge des Stockes.
Jetzo gab sich das Volk zur Ruhe, gehemmt von der Neugier,
Stellte sich stumm in den Kreis und sah dem gewichtigen Kampf zu.
Schweigend stritten die Helden, und klappernd fielen die Schläge,
Rüstig gegeben und glücklich gefaßt: es schwankte die Wage
Zaudernd lange des Siegs, doch mit einmal führte der Schäfer
Einen schwerlichen Hieb auf den gägelowischen Schädel, —

Langsam sank und entseelt der Meerentsproff'ne zu Boden.
Da ergriff Entsetzen das Volk und entkräftende Reue,
Leer ward's um den Erschlagnen, die Pilger wandten den Rücken,
Ohne sich umzusehn, und liefen zum Pflug und den Ochsen,
Oder zum einsamen Pferch und den Heideschnucken zurücke.

Auch der Satargite, der Hauptursächer des Unheils,
Schritt meersüchtig davon, fühllos, und am Rande des Grabes
Ließ er den Gägelower zurück, den treuen Gesellen.
— Doch er genas! ich will es dir gleich zum Troste verkünden:
Das war ein Wunder! ihm half sein unvergleichlicher Schädel,
Dessen Härte bereits in zartester Jugend erprobt war,
Wo ein Stein auf ihn fiel, an Gewicht ein vollkommener Zentner,
Und das eherne Haupt ein mäßiges Loch nur davontrug.
Also ging es auch hier: in dem Kruge, wo er für tot lag,
Kam er wieder zu sich, und der Wirt, vom Matrosen beraten,
Wartete christlich sein, mit Hilfe der einzigen Tochter;
Unter der weichen Hand des Mädchens erholt' er sich langsam
Und erblickte wieder die Sonne, doch sah er das Meer nicht:
Denn auf die Beine kaum, die noch wankenden, war er getreten,
Siehe da kam, langarmig zu schaun, ein jenensischer Steckbrief,
Von den Filzen entsandt um vierzehntägige Schulden!
Und er mußte zurück, nicht grad' im Triumphe, doch ward ihm
Seine Sünde verziehn, er vollbrachte die geistliche Laufbahn,
Alsdann ward ihm ein Gönner, ein reicher sächsischer Gutsherr,
Welcher ihm eine Pfarre von mittelmäßigem Rang gab;
Doch er genoß sein Glück nicht allein, er holte getreulich
Seine Pflegerin nach, die Bederkesische Jungfrau,
Zeugete Knaben und Mädchen und predigte, ganz nach der Ordnung,
Lebt' in Frieden, und ist vor anderthalb Jahren verstorben.

So stand's in den Gestirnen: er sollte das Meer nicht erblicken,
Das ihn gebar, doch der andre, der schauete wie er geglaubet:

Wiederum war er allein, so wie er es immer gewesen,
Einem Wanderer gleich, der im nächtlichen Schatten des Waldes
Seltsam Geleite hat, Gestalten des schaffenden Hirnes,
Nebelerzeugt, unheimlich sich immer zur Seite bewegend, —
Aber die Schatten erbleichen im Frühlicht, nun aus dem Walde
Tritt er hervor in die Ebne, den Traum von den Locken sich
schüttelnd,
Und er sieht sich allein in der tauigen Frische des Morgens,
Wird sich seiner bewußt, und schreitet froh in die Welt hin:
Also auch unser Held! nun alles Fremden entledigt,
Ließ er die Sehnsucht walten, und folgt' ihr mit mächtigen
Schritten.
Immer nach Norden gewandt, und spät noch an selbigem Tage
Kam er nach Ritzebüttel, er wanderte stracks durch die Stadt
durch,
Hielt sich mit Essen nicht auf noch Trinken, so daß er im
Dunkeln
Nach Kuxhaven gelangte, nur wenige Schritte vom Ziel noch!
Finster umgab ihn die Nacht, ein einziger Stern war am
Himmel,
Mühsam fand er und tappend den Weg nach dem Hafen
hinunter,
Aber ihn führte der Zug des Herzens die richtigen Pfade.
Fern schon hört' er es rauschen, da stieß in der Nacht ihm ein
Mann auf,
Einsam gegen ihn kommend, er rief ihm besorglich entgegen:
Freund, bin ich hier auf dem Wege zum Meer? — Ja freilich,
versetzte
Jener: ich komme von dort. — Und ist's in der Nacht zu er-
kennen? —
Lachend versetzte der andere drauf: Ihr seid wohl ein Fremder,
Wißt Ihr denn nicht, daß das Meer um die jetzige Jahrszeit
leuchtet?
Noch zwei Schritte, dann seht Ihr vom Hügel hinab in die
Tiefe,
Wie in den Himmel hinein! da leuchtet's daß du die Pest kriegst,

Stern bei Stern, und braucht Ihr kein anderes Licht, doch im Hafen
Findet Ihr Lichter genug, da gehen und kommen die Schiffe. —
Aber der Satargite, nachdem er die Rede vernommen,
Sagte kein Wort zum Dank, mit einem Rufe des Jubels
Stürmt' er an jenem vorbei: nun sollte sich alles erfüllen,
Was er als Knabe geträumt, und was er sehnend als Jüngling
Sich aus den Büchern heraus, und hinein in die Bücher gelesen!
Zwischen dem trägen Fuß und dem späten herrlichen Ziele
Lag nur ein Hügel, und hinter dem Hügel die leuchtende Nordsee!
Glühend flog er dahin, und er kam, und er stand auf dem Hügel,
Sah in die Weite hinaus mit flimmernden Augen, und sahe —

Sahe! — doch was er sah, das muß ich dir leider verschweigen,
Denn ich habe das Meer noch selbst nicht mit Augen gesehen.
Siehe, das kommt von dem Eifer, dein freundlich Gebot zu erfüllen:
Über der Arbeit Ziel, ein Lächeln dir abzugewinnen,
Hab' ich des Helden Ziel, das Ziel der Reise, vergessen
Klar zu erwägen, worauf die Unternehmung beruhte,
Und ins Blaue hinein die Rosse gepeitscht der Erfindung:
Diese, nun plötzlich gehemmt auf niebetretenem Boden,
Stutzen, ein Ruck! der Wagen hält an, und die Abenteurer
Stehn und — zürne mir nicht, o liebliche Reisegefährtin! —
Sehen hinaus, mein Vetter ins Meer, wir aber ins Blaue.

Epilog zu der „Reise ans Meer"

Epistel an Lucie

„Frechheit ohnegleichen! mich plötzlich stehen zu lassen,
Wo's erst spannend zu werden begann, das schläfrige Märchen!
Nein, ich bin nicht gesonnen, mein Freund, ins Blaue zu sehen!

Hübsch! zu Ende geführt! und nach Regeln die Gegend beschrieben!
Ein, zwei Seiten lang, so daß man sich rasch drüber wegliest
Und doch ein Eindruck noch, ein flüchtiger, wie aus dem Traum, bleibt.
Dann den Schluß der Geschichte! denn wozu seid ihr Poeten
Denn auf der Welt, als uns auf bequeme Art zu ergötzen?
Schmach ist's, etwas beginnen und steckenzubleiben.
Vollend' es,
Oder ich schaffe dich ab, das sag' ich dir!
Lucie."
Punktum.

Ja, so seid ihr Frauen: noch ließt ihr euch eben nicht träumen,
Daß ein solches Ding auch nur möglich sei und erdenkbar:
Und kaum ist es vor euch, ein Wunder, dem Boden entwachsen,
Greift ihr es kecklich an, und wollt gleich bügeln und modeln.
Aber was tu' ich jetzt, dir, gestrenge Herrin, zu dienen,
Und die Drohung, die mir die entsetzlichste ist, zu vermeiden?
Denn ich habe das Meer nicht gesehn! nur wo ich geboren,
Wo ich erwachsen bin, da steh' ich auf sicherem Boden:
Nicht nur weil ich von je die Heimat fleißig betrachtet,
Jegliches eingeprägt den leicht vergessenden Sinnen,
Sondern weil sie mein Herz umschloß mit innigen Armen,
Busch und Baum als Verwandte mir wies, und jeglichen Hügel,
Jeden Berg mit Gestalten von meinem Gepräge belebte.
Mögen andere so in anderem Boden gedeihen,
Daß ich in ihrem Gesang, in treuem Spiegel, erschaue,
Was mir der eigne versagt: doch wenn sie es freventlich vorziehn
In das Blaue zu schweifen, wo Boden und Wurzel versagt ist,
Und ihr Land zu verschmähn — sie mögen's auf ihre Gefahr tun.

Freilich könnt' ich dir auch mit zweier Beschreibungen Hilfe
Eine dritte verfassen, die glatt und geschmeidig sich läse,
Aber ich lieb' es nicht, mit fremden Brillen zu sehen,
Und durch Reisebücher und Anschau'n ferne gesandter
Warenballen mit Not die Phantasie zu befruchten;
Denn das Erhabene wohnt nicht im Raum, und eine behende
Einbildung, die über den Raum geographisch umherstreicht,
Ist noch nicht Poesie. Was hilft es euch denn, bei Apollo!
Wenn ihr spazieren geht in Arabien, Indien, China,
Madagaskar und Fez und Marokk, und eine gereimte
Länder- und Völkerkunde dem staunenden Publikum auftischt,
Redet, was habt ihr davon? und mehr noch, was nützt es dem Volke?
Denn es mangelt uns nicht an trefflichen Geographien,
Auch besitzen wir ein Reimlexikon, von Peregrinus
Syntax, welches dem Laien gar sehr zu Neujahr und Geburtstag,
Wenn er Gelegenheitsgedichte mit possigen Reimen,
Weitgeholten, verfertigen will, empfohlen mag werden. —
Wie dem Propheten der Herr nicht im Sturm erschien und Tumulte,
Sondern im sanften Säuseln, das leise die Blätter bewegte,
So auch die Poesie: wenn sie nicht mit euch abends zu Bett geht,
Morgens mit euch aufsteht, im Zimmerlein sitzt, mit der Sonne
Durch die Fenster euch scheint und das kleinste Geräte vergoldet,
Siehe, dann habt ihr sie nicht, und vergebens sucht ihr die Welt aus,
Denn der Himmel ist überall gleich, und das Wundergeheimnis
Wohnt in Arabien nicht, und nicht bei den Löwen der Wüste[1].
Doch ihr verachtet es, dem ganz einfältigen Nächsten
Einen Blick zu schenken, und scheinbar prosaische Stoffe
Zum Triumphe der Kunst zu bewältigen. Faßt das gemeine
Tägliche Leben an, das dumpf an den Menschen vorbeigeht,

[1] Anspielung auf Freiligrath.

Leuchtet mit euren Lichtern hinein, und der nimmer gekannte
Glanz wird die Augen blenden und tröstlich die Herzen erquicken.
Aber das dünkt euch gering, wohlwollendes Lächeln, wenn's
hoch kommt,
Habt ihr dafür, doch versucht's, es ist nicht so leicht, wie es
aussieht.
(Schwer scheint manches zu sein, doch wenn man's bei Lichte
betrachtet,
Braucht es dazu nicht Talent noch Fleiß noch Kunst noch Erfindung.)
Doch wenn zu einfach dies euch bedünkt und wenn ihr den
Sturm liebt,
Greift in das menschliche Herz, wo in unergründlichen Tiefen
Heimlich die Leidenschaften, die leicht zu erweckenden, schlummern:
Da beruft den Orkan, und gebt das erschütternde Schauspiel!
Oder den Fluch der Menschen, das unvermeidliche Unrecht
Schildert, das Netz, das die Welt den Besten und Reinsten
bereitet:
Führt die Verwicklung auf, die furchtbare, wo sich das Recht
nicht
Scheiden vom Unrecht läßt, wo irdische Richter verstummen,
Und nur der Tod die Fehde vermitteln kann und versöhnen.
Das ist tragischer Stoff! doch ich bitt' euch, laßt mir den
Weltschmerz[1],
Laßt den Prometheus mir samt seinen Gevattern, von welchen
(Zwischen den Pausen geheim den gestohlenen Apfel verzehrend)
Nächstens die Buben noch schrei'n in der Schule, statt Bibel
und Spruchbuch!
Das sind allgemeine Tiraden, die wahr sind gewesen,
Denn was der Adler sagt, wenn's ihm nachzwitschern die
Spatzen,
Wird es zur Redensart, zur gemachten ärmlichen Lüge.
Erst im Einzelnen kann sich das Allgemeine bewähren,
Drum das Erlebte will ich, und Wahrheit ist mein Signalwort:

---

[1] Anspielung auf Lenau.

(Nicht die hölzerne, bare, darüber verlier' ich kein Wörtchen!)
Ja ich gesteh' es euch offen, und wenn ihr mich steinigen solltet,
Mir ist eine Szene von Gretchen lieber als alle
Philosophischen Reden des Doktors, denn sie gehören
Anderswohin: will der Dichter den Weltschmerz dichterisch malen,
Soll er ihn spiegeln im Schmerzensgeschick des einzelnen Herzens!
Muß doch Faust es bekennen: so viel er von Schmerzen geredet,
Erst an der Türe des Kerkers, beim allzu späten Besuche
Seines geliebten Opfers, da fühlt er den Jammer der Menschheit. —
Nennt mir den einzelnen Schmerz, und gesteht mir, wo euch der Schuh drückt,
Aber er drückt euch nicht, das ist der heimliche Fehler!
Euch ist's wohl, ihr habt euch angesiedelt am Weltschmerz,
Wägt ihn behaglich aus, so wie ein Krämer den Käse,
Schmunzelt dazu und lebt im Frieden eures Gewerbes.
Denn wo hat man gesehn, daß ein Mensch dieselbige Stimmung
Festhält, ohne zum Lügner zu werden? und sollte der Dichter
Immer dieselbe Glocke nur läuten, der doch das ganze
Glockenspiel der Empfindungen muß beherrschen? ihm tönen,
Welche Feder er drückt, die geheimsten Klänge der Herzen,
Jede liebliche Regung erklingt und jegliche Unart,
Lieb', Haß, Lust, Leid, Scherz und Frömmigkeit und Verzweiflung.
Freilich, das hat ein Gewicht, mit einer gedrechselten Phrase
Kommt man leichter davon, und der Leser nimmt's so genau nicht. —
Oder wollt ihr die Welt verbessern, die Töchter der Menschen
Etwas freier erziehn, und Findelhäuser errichten?
Gebt nur das Votum ab, und jeder redliche Deutsche
Wird es gründlich bedenken und, wo es zu loben ist, loben.
Aber in Prosa, bitt' ich, erörtert eure Reformen,
Bringt sie mir nicht in Novellen, und bringt sie mir ja nicht in Verse!
Denn was hat ein Gedicht mit praktischen Dingen zu schaffen?

Ja! der Dichter, der soll's! er lebe mit seinem Jahrhundert,
Teile Freuden und Leiden mit ihm, denn er ist auch ein Bürger;
Aber soll er damit die Musen behelligen? geht doch!
Hier ist heiliger Boden, hier sind die Debatten entschieden,
Ausgezogen werden an dieser Stätte die Schuhe,
Und kein Leisten ist da, mit ihm die Parteien zu messen.
Spannt mir den Pegasus drum nicht vor den politischen Karren[1]!
Nur der Fall der Altäre, der Sturz nur aller Penaten
Gibt dem Dichter das Recht, mit Prophetenzungen zu reden,
Doch der Geschäftsgang nicht des Staates; ich ehre den Freisinn,
Aber warum denn in Versen? Damit die dienstbare Muse
Etwa das Volk anlocke, die schwer bewegliche Masse?
Schön und löblich! jedoch dann gehören die Fibeln in Reimen
Auch zur poetischen Literatur! Zu solcher Bekleidung
Dient von der Poesie nur die äußere sterbliche Hülle,
Und die läßt sich denn freilich nach Laune zu allem gebrauchen.
— So nun ist es gekommen, daß unter modernen Novellen,
Prometheischen Trauergedichten, politischen Liedern
Und Reimchroniken uns das geduldige Publikum dasitzt,
Wie an Babylons Wassern, in öder Bewunderung hungernd
Und mit bewußtlos seufzender Seele nach Beff'rem begehret,
Aber den Mut nicht hat, sich zum Besseren laut zu bekennen.
Denn wir haben das Beste: vor allem Ehre der Feder,
Die den Münchhausen schreibt[2]! und den Jäger so lieblich zum Ziel führt!
Hier ist —
Aber o weh, ich bin ins Dozieren geraten,
Was dir abscheulich ist! nun denkst du im stillen: wie taktlos!
Denn mein Schwank hier ist doch zu gering, um andre zu schelten.
Also brechen wir ab, und den weitern Verlauf der Geschichte,

---

[1] Anspielung auf die politischen Lyriker und die Jungdeutschen.
[2] Immermanns „Münchhausen" war eben (1838) erschienen.

Wie mein Vetter am Meer dort stand, wie ein Segel heran-
schwamm,
Dem er sein Heil vertraute, sodann die verschiedenen Fata,
Die er auf offener See und in fernen Landen erlebte,
Wie er nach Hause zuletzt, den Gestirnen grollend, zurückkam
Und als Hagestolz ein einsames Häuschen sich baute —
Will ich ein andermal dir gelegentlich alles berichten.
Aber getrost! noch sollst du mir manches vom Meere ver-
nehmen,
Denn ich leide ja selber so sehr als mein Held an der Meer-
sucht,
Und ich hoff' es zu sehn! so laß dir, Lucie, träumen,
Einst mit mir in die blaue bewegte Fläche zu blicken
Und in der Wiege dich der unendlichen Wellen zu schaukeln.

Verzeichnis der Briefe

Nr.	Absender	Datum	Ort	Seite
22	Mörike	12. April 1838	Cleversulzbach	127
23	Kurz	19.—20. April 1838	Stuttgart (Karlsbad)	129
24	Mörike	14. Mai 1838	Cleversulzbach	134
25	Kurz	20. Mai 1838	Gomaringen	136
26	Kurz	30. Mai 1838	Heilbronn	139
27	Kurz	18. Juni 1838	Stuttgart	141
28	Kurz	24. Juni 1838	Bonlanden	146
29	Mörike	26. Juni 1838	Cleversulzbach	147
30	Kurz	7.—25. Juli 1838	Buoch	151
31	Kurz	4.—9. Sept. 1838	Buoch	157
32	Kurz	28.—30. Sept. 1838	Buoch	167
33	Mörike	4. November 1838	Stuttgart	170
34	Kurz	[6. November 1838]	[Buoch]	172
35	Kurz	[November 1838]	[Buoch]	174
36	Kurz	[November 1838]	Stuttgart (Karlsbad)	180
37	Mörike	31. Dezember 1838	Stuttgart	181
38	Kurz	9. Januar 1839	Stuttgart (Karlsbad)	182
39	Mörike	22. Mai 1839	Cleversulzbach	184
40	Kurz	3. August 1839	Winnenden	185
41	Kurz	Juli 1840	Stuttgart	187
42	Mörike	1. August 1840	Cleversulzbach	189
43	Kurz	[6. August 1840]	Weinsberg	190
44	Kurz	[13. August 1840]	Eberstadt	191
45	Mörike	15. August 1840	Cleversulzbach	192
46	Kurz	16. August 1840	Hölzen [Holzelfingen?]	193
47	Kurz	17. August 1840	Weinsberg	194
48	Kurz	9. Oktober 1840	[Cleversulzbach]	195
49	Kurz	26. April 1841	Stuttgart	195
50	Mörike	10. Mai 1871	Nürtingen	198

Namenregister